

Christa Müller (Hg.)

Urban Gardening

Über die Rückkehr der
Gärten in die Stadt



Mit Unterstützung der Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis

ClimatePartner^o

Dieses Buch wurde klimaneutral hergestellt.

CO₂-Emissionen vermeiden, reduzieren, kompensieren –
nach diesem Grundsatz handelt der oekom verlag.

Unvermeidbare Emissionen kompensiert der Verlag
durch Investitionen in ein Gold-Standard-Projekt.

Mehr Informationen finden Sie unter: www.oekom.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2011 oekom, München

oekom verlag, Gesellschaft für ökologische Kommunikation mbH

Waltherstraße 29, 80337 München

Lektorat: Christa Müller, Andrea Baier

Satz und Layout: Sarah Schneider, oekom verlag

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt

Umschlagabbildung: Marco Clausen

Fotonachweis: Alle Fotos im Innenteil von Marco Clausen, außer S. 212 oben (Sabine Jonientz);
S. 217 (Cornelia Suhan); S. 218 (Konrad Bucher); S. 219 oben (Kerstin Stelmacher); S. 219 unten
(Konrad Bucher); S. 220 (Bauhaus Dessau); S. 221 (Katharina Frosch); S. 223 (Cornelia Suhan);
S. 224 (Susanne Quehenberger).

Druck: Kessler Druck + Medien, Bobingen

Dieses Buch wurde auf FSC-zertifiziertem Papier mit hohem Recyclinganteil gedruckt.

FSC (Forest Stewardship Council) ist eine nichtstaatliche, gemeinnützige Organisation, die sich
für eine ökologische und sozialverantwortliche Nutzung der Wälder unserer Erde einsetzt.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Lizenz: Namensnennung –
Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0).

Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung und keine
kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter:

creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86581-244-5

e-ISBN 978-3-86581-613-9

<https://doi.org/10.14512/9783865816139>

Printed in Germany



Christa Müller (Hg.)

Urban Gardening

Über die Rückkehr der
Gärten in die Stadt

INHALT

<i>Christa Müller</i>	
Einleitung	9

I. DIE GESELLSCHAFT UND IHR GARTEN: ZEITDIAGNOSTISCHE BEOBACHTUNGEN

<i>Christa Müller</i>	
Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation	22
<i>Karin Werner</i>	
Eigensinnige Beheimatungen. Gemeinschaftsgärten als Orte des Widerstands gegen die neoliberale Ordnung	54
<i>Cordula Kropp</i>	
Gärtner(n) ohne Grenzen: Eine neue Politik des »Sowohl-als-auch« urbaner Gärten?	76
<i>Niko Paech</i>	
Perspektiven einer Postwachstumsökonomie: Fremdversorgung oder urbane Subsistenz?	88
<i>Bastian Lange</i>	
Koop Stadt? Was ist von der »kreativen Stadt« zukünftig zu erwarten?	104
<i>Silke Borgstedt</i>	
Das Paradies vor der Haustür: Die Ursprünge einer Sehnsucht aus der Perspektive soziokultureller Trendforschung	118
<i>Frieder Thomas</i>	
Urbane Gärten und bäuerliche Landwirtschaft: Welche Städter braucht das Land?	126

II. VERORTUNGEN: GÄRTEN UND URBANITÄT

<i>Frank Lohrberg</i> Agrarfluren und Stadtentwicklung	140
<i>Katrin Bohn & André Viljoen</i> Produktive Stadtlandschaft. Über ungewöhnliche Verbindungen von Stadt und Ernährung	150
<i>Carmen Dams</i> Gärten gehören zur Stadt! Zur städtebaulichen Relevanz der urbanen Landwirtschaft	160
<i>Andrea Baier</i> Urbane Landwirtschaft und Stadtteilentwicklung. Die Nachbarschaftsgärten in Leipzig	173
<i>Heike Brückner</i> Schrumpfende Städte – wachsende Freiräume? Die Vision vom »Urbanen Gartenreich«. Zur Erfindung neuer Urbanitäten in Zeiten sinkender Bevölkerung: der Fall Dessau	190
<i>Heidrun Hubenthal</i> Leberecht Migges Konzepte nachhaltiger urbaner Landwirtschaft	204
<i>Ursula Richard</i> Urbane Gärten als Orte spiritueller Erfahrung	225

III. DIE LEBENDIGKEIT DES GARTENS: EIN LEBENSWISSENSCHAFTLICHES PLÄDOYER

<i>Andreas Weber</i> Der Garten als Lebenshaltung oder warum Natur in der Stadt wichtig ist	236
---	-----

IV. EINE ANDERE WELT PFLANZEN: GÄRTEN ALS RÄUME VON SUBSISTENZ UND POLITIK

<i>Veronika Bennholdt-Thomsen</i> Ökonomie des Gebens. Wohlstand durch Subsistenz	252
<i>Ella von der Haide, Severin Halder, Julia Jahnke, Carolin Mees</i> Guerilla Gardening und andere politische Garten- bewegungen. Eine globale Perspektive	266
<i>Daniela Kälber</i> Urbane Landwirtschaft als postfossile Strategie. Agricultura Urbana in Kuba	279
<i>Martin Held</i> Peak Oil und die Krise der Böden – urbane Nutzgärten und ihr Beitrag zu einer postfossilen Gesellschaft	292
<i>Andrea Heisteringer</i> Leben von Gärten. Warum urbane Gärten wichtig sind für Ernährungssouveränität, Eigenmacht und Sortenvielfalt	305
<i>Elisabeth Meyer-Renschhausen</i> Von Pflanzerkolonien zum nomadisierenden Junggemüse. Zur Geschichte des Community Gardening in Berlin	319
<i>Antje Schiffrers</i> Vorratskammer. Die Künstlerinnen- initiative myvillages.org bewirbt ein Festival mit lokalen Lebensmitteln	333
Autorinnen und Autoren	339
Urbane Landwirtschaft/Urbane Gärten im Web	347

Christa Müller

Einleitung

»Diese Gesellschaft braucht Ruhe, und zwar dringend« schreibt der Rezensent¹ des »Garten-Design-Buchs für das 21. Jahrhundert« von Conran und Garvin. Allerdings entwerfen die gefeierten Designer den Garten explizit als Gegengewicht zum Alltag und offerieren erholungssuchenden Großstadtbewohnern der gehobenen Einkommensklasse ein weltabgewandtes Refugium im Privaten. Im Gegensatz dazu wendet sich der Garten, von dem in diesem Buch die Rede ist, der Welt zu, ja, er boomt ausgerechnet dort, wo es laut, selten beschaulich und zuweilen chaotisch zugeht: mitten in der Stadt. Hier suchen die Akteure der neuen Gartenbewegung auch nach Ruhe, nach Erdung, nach Begegnung mit der Natur. Aber sie suchen in einer paradox anmutenden Bewegung zugleich die Begegnung mit anderen und die Konfrontation mit den Themen, die der Garten nahelegt – und so sind die Motivationen für das Gärtnern vielschichtig und vielfältig. Sie reichen vom Wunsch, sich gesund zu ernähren, einen Naturraum mitten in der Stadt zu gestalten, der Nachbarschaft zu begegnen, praktische Beiträge gegen die Abholzung von Urwald für die Nahrungsmittelversorgung der nördlichen Halbkugel zu leisten, bis hin zur Diskussion der Frage, für welche Zwecke die Kommune ihre Flächen zur Verfügung stellen soll.

Der gemeinschaftlich organisierte Gemüsegarten erweitert den Blickwinkel und bietet Möglichkeiten des Selbstgestaltens, des Selbermachens ebenso wie Freiräume vom allgegenwärtigen Konsum in einer Warenwelt, die sich bereits komplett vorgefertigt präsentiert.

Damit generiert der Garten neue Wohlstandsmodelle, aber auch neue Formen der Politik. Michelle Obama hat das längst verstanden. In einer

¹ www.welt.de/lifestyle/article1975962/Terence_Conran_laesst_Gaerten_wuchern.html

Videoansprache zur Eröffnung der Jahreskonferenz 2010 der American Community Gardening Association erzählt sie den TeilnehmerInnen, dass sie bei jedem Staatsbesuch zuallererst nach dem Stand der Dinge im Gemüsegarten des Weißen Hauses gefragt wird. Michelle Obama hat Gemüse Marke Eigenanbau samt der hier angedockten Themenfelder wie Gesundheit, Gemeinschaft und Local Food auf die Agenda gesetzt. Bemerkenswert ist vor allem die Resonanz, auf die sie stößt.

Denn Lebensmittel mitten in der Stadt anzubauen, sie mit anderen zu teilen, zu tauschen oder gemeinsam zu verzehren und damit die Stadt als Ort der naheliegenden Lebensqualität zu entdecken, erscheint in der globalisierten (und zunehmend virtualisierten) Welt auf den ersten Blick als ungewöhnlicher Trend. Andererseits liegt auf der Hand, dass mit dem Versiegen des Erdöls nicht nur die industrialisierte Nahrungsmittelproduktion zur Disposition steht, sondern auch das dichotome Verständnis von Stadt und Land. Das Buch wagt die Diagnose, dass in den westlichen Großstädten ein neues Verständnis von Urbanität entsteht und die »neuen urbanen Gärten« mit ihren Kulturen des Selbermachens und der Re-Etablierung von Nahbezügen hierbei eine Vorreiterrolle spielen.

Die Autorinnen und Autoren beleuchten städtebauliche und stadtplanerische ebenso wie historische, soziale, ökonomische und kulturelle Dimensionen der Rückkehr der produktiven Gärten in die Städte, stellen die Projekte und ihre häufig jungen ProtagonistInnen vor, ordnen die Aktivitäten zeitdiagnostisch ein und stellen Verknüpfungen zu gesellschaftlich relevanten Entwicklungen her, in die der Boom der Gärten eingebettet ist.

Landschaftsarchitekten und Stadtplaner verstehen unter urbaner Landwirtschaft und urbanem Gärtnern etwas anderes als Soziologen, Historiker oder auch die Gartenaktivisten selbst. Deshalb können die verschiedenen Lesarten im Kontext unseres Themas nicht trennscharf voneinander abgegrenzt werden. Ebenfalls wird man in diesem Buch ohne Erfolg auf die Antwort nach der Frage suchen, wie viel Land eine Stadt benötigt, um sich komplett vom eigenen Territorium zu ernähren. Auch Zukunftsszenarien wie das von Dickson Despommier, der in vertikalen Farmen mit bis zu dreißig Stockwerken die städtische Bevölkerung bodenunabhängig auf Nährlösungen versorgen will, finden keine Beachtung. Im vorliegenden Buch geht es nicht um technokratische »Großlösungen«; es will vielmehr zeigen, wie komplex das Themenfeld Urban Gardening »verdrahtet« ist und welche spannenden neuen Sichtweisen es ermöglicht.

Im ersten Teil des Buches wird das Phänomen der Rückkehr der Gärten in die Stadt zeitdiagnostisch behandelt. Hier sind gesellschafts- und sozi-

altheoretische Beiträge untergebracht, aber auch wirtschaftswissenschaftliche und agrarwissenschaftliche Zugänge tragen dazu bei, das Themenfeld »Gesellschaft und Garten« aus innovativen Blickwinkeln zu reflektieren.

Im Eröffnungsbeitrag zum ersten Buchteil verorte und rahme ich das Phänomen Urban Gardening und beleuchte seine unterschiedlichen Dimensionen anhand von mehreren Fallbeispielen. Der Facettenreichtum der allorts entstehenden Gemeinschaftsgärten ermöglicht einen neuen Blick auf den Lebens- und Handlungsraum Stadt. Sie sind Transmitter, Medium und Plattform für so unterschiedliche Themen wie Local Food, Stadtökologie oder neue Formen der Demokratie. In den Gärten wird auf eine verblüffend pragmatische Weise mit konstruktiven Praxen experimentiert, die vom Eigenbau vertikaler Gemüsebeete über die Schaffung innerstädtischer Naturerfahrungsräume bis zum Einbezug marginaler Bevölkerungsschichten reichen. Hier scheinen die ersten Konturen komplexer Lebensstile auf, die in der Lage sind, die Grundlagen der Existenz zu erkennen, wertzuschätzen und in einem kooperativen, lebensbejahenden Sinne zu »bewirtschaften«.

Karin Werner liest die neuen urbanen Gartenaktivitäten aus den »performances« ihrer Akteure als Orte des Widerstands. Die Kulturosoziologin attestiert sowohl dem neuen Vertrauen in Gemeinschaft wie auch zum Beispiel dem Zusammensein mit Pflanzen und den damit verbundenen Praxen der Fürsorge ein widerständiges Potenzial gegen die herrschende neoliberale Ordnung, denn die im Garten geforderte verbindliche Hinwendung lässt nur wenig Raum für »Flexibilität« und andere Anforderungen des neoliberalen Regimes. Karin Werners Beitrag versucht zu entziffern, was die jungen Städter kollektiv in den Garten treibt und was sie dort finden. Die Autorin interessiert sich für Gärten als Sozialräume neuen Typs sowie die damit zusammenhängenden neuen Formen des Politischen. Instruktiv im Hintergrund läuft dabei Foucaults Konzept der Gouvernamentalität.

Cordula Kropp unterscheidet städtische Gärten der Industriemoderne von den neuen urbanen Gärten, die sie zur Reflexiven Moderne zählt und damit im Kontext von globalen ökonomischen und ökologischen Krisen, sich verschärfenden transnationalen Ungleichheiten und dem Prekärwerden der Erwerbsarbeit verortet. Urbane Gärten stellen aus ihrer Sicht die Gewissheiten des Entweder-oder der Industriemoderne in Frage und ziehen viele neue Misch- und Reflexionsformen des Sowohl-als-auch nach sich. Die Soziologin nimmt in ihrer Analyse zudem fruchtbare Anleihen an Bruno Latour, der die Moderne nicht nur von verschiedenen Menschen, sondern auch von Natur und technischen Artefakten bevölkert sieht, »die uns längst mitregieren und deren Anwesenheit wir kaum zur Debatte gestellt haben«.

Ausgestattet mit diesem theoretischen Handwerkszeug diskutiert Cordula Kropp die Frage, inwiefern mit der »Rückkehr der Gärten in die Stadt« auch um eine zukunftsfähige Komposition von menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren gerungen wird.

Mit den materiellen Dimensionen urbanen Gärtnerns befasst sich der Ökonom *Niko Paech*, und zwar unter der innovativen Fragestellung, welche Bedeutung Subsistenzräume wie Gemüseärten als »stoffliche Nullsummenspiele« für eine Postwachstumsökonomie haben können. Der Autor entwickelt theoretische Grundlagen, mit denen sich die ökonomische und soziale Notwendigkeit neuer Formen von Subsistenz und ein ausbalanciertes Verhältnis von Fremd- und Selbstversorgung begründen lassen. Dabei geht er von der Erkenntnis aus, dass unendliches Wachstum in einer endlichen Welt nicht realisierbar ist. Die Schlagworte der aktuellen Debatte hierzu lauten: Peak Oil, Peak Soil, Peak Everything. Die Postwachstumsökonomie, die Paech in seinem Beitrag als Alternative zum »Fremdversorgungsdilemma« theoretisch fundiert, ermöglicht eine differenzierte Betrachtung der unterschiedlichen Dimensionen des an sich vielfältigen ökonomischen Handlungsrepertoires. Die Etablierung lokaler Versorgungssysteme im Nahrungsbereich wird dabei als zentraler konzeptioneller Bestandteil eingeordnet.

Obwohl die neuen urbanen Gärten kollektive Gebilde sind, verstehen sich einige ihrer Akteure auch als soziale Unternehmer, die beispielsweise in der Gestaltung der Flächen frei von Vorgaben sein wollen. Diese Haltung findet ihre Entsprechung in neuen Praktiken der Kreativwirtschaft. Der Metropolenforscher *Bastian Lange* beobachtet, dass sich eine junge Generation auf den Weg macht, innovative aber zugleich pragmatische Lösungen als Antwort auf komplexe soziale, ökologische und kulturelle Verunsicherungen zu entwickeln: Dies sind häufig Kulturen des Selbermachens, kollektive Ansätze, die unideologisch die Jetztzeit und den Nahraum gestalten wollen. Viele der Sozialpraktiken der jungen Raumpioniere mit Bezug auf Gärten sind hier zutreffend eingeordnet, wobei Langes Fokus auf der Frage liegt, wie angesichts komplexer sozialer, ökologischer und kultureller Verunsicherungen die Stadt zum gesellschaftlichen Kristallisationsort für zukunftsweisende Lösungen wird.

Silke Borgstedt betrachtet die urbanen Gärten vor dem Hintergrund der aktuellen Erkenntnisse der empirischen Trendforschung. Sie identifiziert drei Trends, die den Boom der urbanen Gärten erklären: So ist allgemein zu beobachten, dass Menschen sich zunehmend auf diejenigen Bereiche rückbesinnen, die sie persönlich direkt beeinflussen und gestalten können. Neben die-

sem »Re-Grounding« genannten Trend steht Autonomie neuerdings wieder hoch im Kurs. Selbst etwas in die Hand nehmen zu wollen, ist demnach ebenfalls eine Reaktion auf den gefühlten Verlust von Gestaltungsmöglichkeiten in den letzten Jahrzehnten. Der Rückzug in Mikro-Communities dient dabei nicht der sozialen Abschottung, sondern – im Gegenteil – der Suche nach größeren Freiräumen. Die dritte Strömung, auf die Silke Borgstedt rekurriert, um die Attraktivität von Gemeinschaftsgärten zu erklären, ist die zu mehr Sinnlichkeit und Vielfalt im Alltag als Gegenpol zu zunehmender Rationalisierung und Entfremdung. Die Autorin kommt zu der abschließenden Einschätzung, dass Menschen wieder mehr Motivation für gesellschaftliche Mitbestimmung zeigen, allerdings auf sehr individualistische Weise. Gemeinschaftsgärten entsprechen dieser Gefühlslage.

Trägt die neue urbane Gartenbewegung auch dazu bei, für die stadtnahe Landwirtschaft zu sensibilisieren, fragt *Frieder Thomas* in seinem Beitrag und zeigt die enge historische Verknüpfung von Stadt und Landwirtschaft auf. Städte entstanden im Allgemeinen da, wo es Landwirtschaft gab, die sie ernähren konnte. Der Agrarwirt plädiert dafür, diese beiden Akteure neu miteinander ins Verhältnis zu setzen. Die Stadt sollte von einer passiven Konsumentin von Nahrungsmitteln, die den Kontakt zum Land verloren hat, zur aktiven Gestalterin werden, die ihre Rolle bei der Wiederaneignung der Nahrungsmittelerzeugung definiert. Dazu gehören aus seiner Sicht viele Bausteine: Neben Nachbarschaftsgärten & Co. vor allem verbesserte Rahmenbedingungen für Bauern, damit sie regional, fair und ökologisch wirtschaften können. Eine Chance der Aktivitäten im Bereich urbane Landwirtschaft sieht Thomas darin, einen Beitrag zu leisten für eine Veränderung der Kultur der Wertschätzung von Landwirtschaft und Ernährung.

Im zweiten Buchteil »Verortungen: Gärten und Urbanität« geht es um die verschiedenen zur Stadt gehörenden Strukturen, Gegebenheiten, Kontexte und Räume, die das Gärtnern soziokulturell und politisch modulieren. Hier werden städtebauliche, stadt- und landschaftsplanerische, stadtsoziologische, aber auch alltagsrelevante Blicke auf die Stadt als »produktive Landschaft« geworfen.

Den Anfang macht *Frank Lohrberg*. Für ihn sind Phänomene wie Guerilla Gardening zwar spektakulär, blieben bislang aber ohne größere Raumwirksamkeit. Umso wichtiger erscheint dem Landschaftsarchitekten daher die Auseinandersetzung mit den originären landwirtschaftlichen Flächen, den Agrarfluren der Stadt, die immerhin durchschnittlich ein Viertel der Fläche deutscher Großstädte ausmachen. Die lokale und regionale Produktion von Nahrungsmitteln auch auf städtischen Grund könnte in Zukunft

mehr als nur eine symbolische Rolle für die Selbstversorgung der Stadt spielen. Zudem brauche die Stadt- und Regionalplanung die Landwirtschaft als Infrastruktur einer nachhaltigen Stadt. In der Planung habe bereits ein Paradigmenwechsel stattgefunden: Man sucht heute nicht mehr nach Alternativen zur landwirtschaftlichen Nutzung, man versucht vielmehr, die Landwirtschaft als Partner zu gewinnen, um die Freiflächen in der Stadtregion zu erhalten und als öffentlichen Raum zu bespielen.

Erste Szenarien dafür entwerfen *Katrin Bohn* und *André Viljoen*, die das Konzept der »Produktiven Stadtlandschaft« entwickelten und in ihrem Buchbeitrag bislang noch ungewohnte Verbindungen von Stadt und Ernährung aufzeigen. Mit den Produktiven Stadtlandschaften, das sind vernetzte Areale in einer Stadt, in der für den innerstädtischen Bedarf auf innovative Weise angebaut wird, wollen die beiden Londoner Architekten die gegenwärtigen städtischen Nahrungsversorgungssysteme ökologischer, aber auch sozial nachhaltiger und partizipativer gestalten. Die urbane Infrastruktur soll dazu beitragen, eine Neudefinierung von Nutzungen und Nutzern des öffentlichen Raums zu ermöglichen. Vernetzte produktive Landschaften stellen sich Bohn und Viljoen dabei vor »wie ein Venedig, in dem die Kanäle Felder sind«. Angefangen werden soll aber zunächst einmal an weniger romantischen Orten wie Großparkplätzen, Parkhäusern, Einkaufszentren, den Flachdächern von Warenlagern oder Bahndämmen.

Die Leiterin des Amtes für Grünanlagen, Forsten und Landwirtschaft der Landeshauptstadt Saarbrücken, *Carmen Dams*, ist noch nicht ganz überzeugt, dass die KollegInnen aus der Stadt- und Landschaftsplanung begeistert auf den Zug der urbanen Landwirtschaft aufspringen. Auch die neue Gartenbewegung registriert sie mit kritischer Distanz. Zum einen hält sie sie für einen Türöffner, gerade auch in Bau- und Planungsämtern, um mehr Anerkennung für die städtische Garten- und Kleinlandwirtschaft zu erlangen, zum andern aber könnte sie auch die Renditeerwartungen des städtischen Immobilienmarktes wachsender Städte über primärproduktive Zwischennutzungen noch weiter anheizen. An ein Projekt wie den Prinzessinnengarten in Berlin stellt sie die Frage, wie es mit der Kreislaufwirtschaft tatsächlich steht, wenn das Substrat der mobilen Beete zugekauft wird, der Aufbau einer dünnen Humusschicht aber eigentlich viele Generationen dauert. Der weit aufgefächerte Beitrag von Carmen Dams zeigt, dass sich die urbane Gartenbewegung noch in einem vielversprechenden Anfangsstadium befindet.

Andrea Baier beschäftigt sich mit der Bedeutung von Nachbarschaftsgärten als Ausgangspunkte für eine Stadtentwicklung von unten. Eine (noch)

seltene Akteurskonstellation von zivilgesellschaftlich organisierten AnwohnerInnen und einem aufgeschlossenen kommunalen Amt für Stadterneuerung und Wohnungsbauförderung ermöglichte es in Leipzig, mit dem Überangebot von Flächen im schrumpfenden Stadtteil Lindenau kreativ umzugehen. Die Anwohner verwandelten eine 6.000 Quadratmeter große verwahrloste Fläche in üppiges, vielfach genutztes Grün. Im Laufe der Zeit führten die Aktivitäten rund um die Gärten dazu, dass das Wohnumfeld aufgewertet, die Blockentwicklung vorangetrieben, eine Plattform für die nachbarschaftliche Begegnung geschaffen, ein Biotop für städtisch-ländliche Lebensformen kreiert und die Möglichkeiten für Selbsthilfe und lokale Subsistenz erweitert wurden. Trotz und wegen dieser Erfolge plädiert Andrea Baiers Beitrag für eine neue Debatte um den Umgang mit öffentlichem Grün, denn auch die Leipziger Fläche ist nicht mehr als eine Zwischennutzung, und die garantiert, so die Soziologin, eben keinen nachhaltigen Umgang mit dem Boden und dem bürgerschaftlichen Engagement.

Während das Leitbild der prosperierenden Metropolregion München »kompakt, urban, grün« heißt, gilt es, sich in schrumpfenden Städten mit Problemen ganz anderer Art auseinanderzusetzen: Was tun mit zu viel Grün, ist hier oft die Frage, und Konzepte, dies als Reichtum zu begreifen und nutzbar zu machen, sind noch rar. In Dessau haben sich verschiedene Akteure an neue Konzepte gewagt: Grün vor jeder Haustür, eine Art Allmende in jedem Quartier, Gärten zum Selbsternten ganz nah am Stadtzentrum, dazwischen großflächige Wald- und Wildnisflächen als Wasserspeicher und Kaltluftproduzenten, dezentrale Abwasserentsorgung mit Versickerungsflächen, Quartiere als Energieproduzenten heißt die Vision. Die Landschaftsarchitektin *Heike Brückner* vom Bauhaus Dessau begleitet den Prozess der Inwertsetzung des schrumpfenden Potenzials seit Jahren und bietet Einblicke in neues stadtplanerisches Denken und seine partizipative Methodik. Sie entwirft das Bild einer »Kultur des Stadt-Werdens«, einer neuen Stadt(landschaft), die aus dem konkreten Tun der Beteiligten erwächst und ihren Wert aus den gestalterischen Anstrengungen vieler verschiedener Akteure gewinnt.

Der 1881 geborene Landschaftsarchitekt Leberecht Migge gilt als eine Art Spiritus Rector des Gärtnerns in der Stadt. An sein Konzept von der Gartenstadt und von urbanen Selbstversorgergärten erinnert *Heidrun Hubenthal* und führt in ihrem kurzen Essay in das Denken des bedeutenden Sozialreformers des 19. Jahrhunderts ein. Dabei betont die Freiraumplanerin der Universität Kassel seine Aktualität für heute.

Ursula Richard beschreibt in ihrem Beitrag augenfällige Parallelen zwischen Gärten und Orten der Meditation. Achtsamkeit, Verbundenheit und

Verankerung im Leben sind die Grundtugenden, die sowohl in einem Meditationszentrum als auch in einem Garten eingeübt werden können. Beide zieht es neuerdings in die Stadt. So wie sich die Gemeinschaftsgärten für die Nachbarschaft öffnen, so entdecken auch mehr und mehr spirituelle Zentren ihre urbane Umgebung, beobachtet die in Berlin lebende Pädagogin. Dass mitten in der Stadt offene Orte der Entschleunigung und des Innehaltens angeboten und gestaltet werden, ist ein weiteres Indiz für den Wandel des Selbstverständnisses von Urbanität. Das, was zuvor mit außerstädtischem Naturerleben oder abgeschiedenen Orten assoziiert wurde – die Erfahrung der heilenden, erdenden Dimension von Natur und Meditation –, will man nun auch in der Stadt erleben.

Im dritten Teil des Buches geht es um die Lebendigkeit des Gartens. *Andreas Weber* hält ein leidenschaftliches Plädoyer für den Garten als Lebenshaltung und für die Anwesenheit der Natur in der Stadt. »Wir erleben diese Welt nicht in erster Linie mit dem Geist, sondern mit den Sinnen«, schreibt der Biologe und Philosoph in »Alles fühlt«. In seinem Beitrag zu diesem Buch begegnen wir den Pflanzen. Denn um den Garten zu verstehen, müssen wir die Pflanzen verstehen, meint *Andreas Weber*, und auch, um uns selbst zu verstehen, müssen wir die Pflanzen verstehen: »Ein Teil unseres Inneren ist immer schon Pflanze. Indem wir das Grün bauen und pflegen, treten wir in ein Zwiegespräch mit uns selbst«. Deshalb ist der Garten so wichtig für die Menschen, sonst, so *Weber*, »können wir nur noch mit unserem steinernen Selbst kommunizieren, oder mit der geschwätzigen Seite, die das Menschenwerk vergöttert«.

Der vierte Teil des Buchs widmet sich den Gärten als Räumen von Subsistenz und Politik. Den Auftakt macht *Veronika Bennholdt-Thomsen*, die die Bedeutung des Gärtnerns in den Kontext eines anderen Ökonomieverständnisses stellt, das nicht vom Nehmen, sondern vom Geben her bestimmt ist. Sie stellt dem *Homo oeconomicus*, dieser (von Ökonomen kreierten) Figur, die nur den eigenen Vorteil verfolgt und ausschließlich an der Akkumulation von Besitz interessiert ist, den *Homo donans* gegenüber; den gebenden Menschen. Um dessen Handlungsmaxime zu verstehen und den Reichtum, der mit der Gabe verbunden ist, benötigen wir, so die Subsistenzforscherin, neben einer stärkeren Subsistenzorientierung im Alltag auch einen neuen Wohlstandsbegriff, den sie am Beispiel des gemeinschaftsgärtnerischen Ethos durchbuchstabiert.

Auch das »AutorInnenkollektiv« *Ella von der Haide*, *Severin Halder*, *Julia Jahnke* und *Carolin Mees* berichtet im Beitrag »Guerilla Gardening und andere politische Gartenbewegungen« von den Erfahrungen, die Menschen

machen, wenn sie selbst Produziertes teilen, tauschen und verschenken. In Städten wie Rio, Buenos Aires oder New York sind es gerade die städtischen Armen, die sich in diesen Tugenden üben, auch, um so ihr eigenes Überleben zu sichern. Gemeinschaftsgärten spielen dabei eine wichtige Rolle, sie sorgen nicht nur für die Ernährung, sondern auch für gegenseitige Unterstützung – und für soziale Veränderung. Die AutorInnen verorten diese Gartenpraxis als »politisches Gärtnern«, denn die meisten Gemeinschaftsgartenprojekte sind ihrer Beobachtung nach nicht nur durch die Lust am Gärtnern oder den ökonomischen Aspekt der Lebensmittelversorgung, sondern auch von emanzipatorischen Ideen und einem Gefühl der Solidarität motiviert: Die GärtnerInnen pflanzen mit dem Bewusstsein, gesellschaftliche, wirtschaftliche und ökologische Zusammenhänge hinterfragen und auf unterschiedlichsten Ebenen Veränderung bewirken zu wollen.

Dezidiert politisch ist auch die urbane Landwirtschaft in Kuba; dort ist sie eine staatlich gelenkte postfossile Strategie. Kuba gilt weltweit als Vorreiter der urbanen Landwirtschaft. Die Sozialwissenschaftlerin *Daniela Kälber* beschreibt, wie der Zusammenbruch des sozialistischen Handelsblocks die Staatswirtschaft der Insel in den 1990er-Jahren in die schwerste Krise seit der Revolution stieß, die kubanische Führung die Ideologie einer nachholenden Industrialisierung aufgeben musste und in den Folgejahren konsequent Strukturen für eine effiziente Ressourcennutzung etablierte. Ökologische Selbstversorgungsstrategien in den Städten, Eigenanbau in den »organopónicos« und die Etablierung lokaler Märkte führten zu einer nachhaltigen Verbesserung der Versorgungslage des Karibikstaates. Daniela Kälbers Beitrag wirft auch die Frage auf, was die industrialisierten Länder des Westens in der Post Peak Oil-Phase von Kuba lernen können.

Martin Held beschäftigt sich ebenfalls mit Handlungsstrategien für die Zeit nach dem Öl. Der Ökonom verweist darauf, dass die industrielle Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ohne fossile Energieträger nicht möglich gewesen wäre und damit ein Entwicklungspfad ist, der weder verallgemeinerbar ist noch von Dauer sein kann. Zum knapper werdenden Öl gesellt sich ein zweites Problem: die anhaltende Bodendegradation. Beide Aspekte fehlender Nachhaltigkeit grundieren die Bedeutung der derzeit entstehenden neuen Formen der urbanen Landwirtschaft. Martin Held führt in seinem Beitrag aus, dass urbane Landwirtschaft und Gärten einen wichtigen Bestandteil des Übergangs vom fossil getriebenen, nicht nachhaltigen Wirtschaften zu einer postfossilen Gesellschaft darstellen.

Die Agrarwissenschaftlerin *Andrea Heisteringer* erläutert, warum urbane Gärten wichtig sind für Ernährungssouveränität, Eigenmacht und Sorten-

vielfalt. Für sie sind Gärten Freiräume des Improvisierens, des Kultivierens vertrauter Zutaten für das tägliche Essen – aber vor allem auch Orte, die Menschen unabhängig(er) von einer Versorgung durch den Markt oder andere Institutionen machen. Der Slogan »Wer die Saat hat, hat das Sagen« wirft ein Schlaglicht auf die Interessen der Agrarkonzerne, die sich den Zugang zu den pflanzengenetischen Ressourcen sichern und damit die Nahrungsmittelkette von Anfang bis Ende zu kontrollieren suchen. Dieser monopolistischen Macht die Eigenmacht vieler Gemeinschaften entgegenzustellen, erscheint Andrea Heisteringer für die Zukunft als eine der größten Herausforderungen, um Sortenvielfalt und damit die Souveränität von Menschen über ihre Ernährung zu erhalten und weiter zu stärken. Gärten leisten ihren Beitrag dazu.

In Berlin erinnert das ehemalige Scheunenviertel im heutigen Bezirk Mitte mit seinen Straßennamen wie Acker- oder Gartenstraße daran, dass Ackerbürger bis ins 18. und 19. Jahrhundert hinein mitten in der Großstadt lebten. Städter in der Antike wie im Mittelalter waren immer auch Ackerbürger und Ackerbürgerstädte noch Ende des 19. Jahrhunderts weit verbreitet, macht *Elisabeth Meyer-Renschhausen* am Beispiel der Geschichte Berlins deutlich. Die Soziologin und Gartenaktivistin ordnet das Phänomen des Community Gardenings historisch ein und beschreibt aus nächster Nähe seine facettenreiche Entwicklung in der Hauptstadt in den vergangenen 40 Jahren.

Im letzten Beitrag beschreibt die Künstlerin *Antje Schiffrers*, wie sie gemeinsam mit ihren Kolleginnen von der Initiative *myvillages.org* das 2011 stattfindende Festival in Berlins Haus der Kulturen der Welt mit lokalen Lebensmitteln bewirten will. Dabei schildert sie ihre Begegnungen mit unverhofften Früchten der Stadt. Der Artikel stellt Urban Gardening ein weiteres Mal in den Kontext von Fülle, Kooperation und Gastfreundschaft und rundet das Buch damit auf wunderbare Weise ab.

Danken

möchte ich allen Autorinnen und Autoren dieses Bandes für ihre kenntnisreichen, engagierten Beiträge und ihre Wertschätzung der Gärten. Ich danke auch meinen InterviewpartnerInnen Katharina Frosch, Kai Gildhorn und Mirco Meyer von mundraub.org, Marco Clausen und Robert Shaw vom Prinzessinnengarten, Florian Otto von Agropolis, Frauke Hehl von Rosa Rose und vom Bürgergarten Laskerwiese sowie Begzada Alatovic vom Interkulturellen Garten Rosenduft. Die Interviews waren neben den kontinuierlichen Beobachtungen der letzten Jahre eine wichtige empirische Basis für meinen Buchbeitrag. Ein Dankeschön geht auch an Manuel Schneider und Stephan Wantzen vom oekom Verlag für die reibungslose Zusammenarbeit. Herzlichen Dank außerdem an Andrea Baier für das kluge Co-Lektorat, an Karin Werner für wertvolle lektorierende und editorische Unterstützung, an Gudrun Walesch für unermüdliches Scouting in Sachen urbane Gärten und nicht zuletzt an Jens Mittelsten Scheid, der so vieles möglich macht.

Susanne Maczey danke ich für die Inspiration.

München, im Herbst 2010

**DIE GESELLSCHAFT
UND IHR GARTEN:
ZEITDIAGNOSTISCHE
BEOBACHTUNGEN**

Christa Müller

Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation

Seit 2007 leben weltweit erstmals mehr Menschen in Städten als auf dem Land. Vom Land leben sie trotzdem noch. Erscheint es da nicht folgerichtig, dass die Landwirtschaft nun auch in die Städte zurückkehrt? Was in den Metropolen des globalen Südens (und auch Nordamerikas) eine auf der Hand liegende Strategie gegen Armut und soziale Verwahrlosung ist (Bakker et al. 2000) – das Gärtnern in der Stadt – boomt seit Beginn des 21. Jahrhunderts auch in den europäischen Städten, wenn auch aus anderen Gründen. Eine wachsende Vielfalt von neuen urbanen Gartenaktivitäten – ebenso wie ihre emphatische mediale Rezeption – verweisen darauf, dass das Gärtnern ungeahnte Perspektiven auf den Lebensraum Stadt eröffnet.

Bis vor kurzem noch galt der Gemüsegarten – zumal in den Großstädten – lediglich als anachronistisches Relikt längst vergangener Zeiten. Und plötzlich verkaufen sich Nutzpflanzen besser als Ziersträucher, entdecken immer mehr Städterinnen und Städter »die neue Lust am Gärtnern«, wie der Titel eines Beitrags im ZDF-Magazin *aspekte* lautete. Was genau geschieht da? Zu beobachten sind derzeit mehrere Entwicklungen, die sich immer stärker verdichten und mit der Hinwendung zum Gärtnern verbinden.

Stadt neu denken

Da ist zum einen die Entstehung eines neuen Selbstverständnisses von Stadt und Urbanität (vgl. Wolfrum/Nerdinger 2008). In diesem Zusammenhang wird das Verhältnis von Kultur und Natur in vielversprechender Weise neu verhandelt und vergesellschaftet. Genau an diesem Punkt beginnen sich für den Garten auch soziale Milieus zu interessieren, für die Pflanzen bislang eher »Aliens« waren, wie Karin Werner in diesem Buch schreibt; nämlich die Urban Hipster, für die die neue Mischform von Stadt und Natur Quelle und

Inspiration neuer Ausdrucksformen von Urbanität ist. Auch die künstlerischen Milieus haben den Garten entdeckt, geht es ihnen doch darum, Grenzen beständig zu verschieben und Räume zu erweitern. Der Garten bietet da einige Möglichkeiten, verwiesen sei nur auf die Aktion der Berliner Künstlergruppe »Pony Pedro«, die 2007 auf einem Parkhausdach am Berliner U-Bahnhof Kottbusser Tor das Kunstwerk »Nutzgärten vor urbaner Betonkulisse – Selbstversorger aus der Nachbarschaft bepflanzen zwölf Parkplätze« realisierte: Kaum war die Muttererde mit Kränen angeliefert, griff die deutsch-türkische Bevölkerung gemeinsam mit Künstlern und weiteren Kiezbewohnern zu Hacke, Spaten und Teegläsern und verbrachte einen produktiven Sommer auf dem Dach.

Auch diese Akteure tragen dazu bei, dass derzeit zentrale Dichotomien der europäischen Moderne, nämlich die zwischen Stadt und Land, zwischen Gesellschaft und Natur, ins Wanken geraten und erodieren. Die Kultivierung der städtischen Natur – das ist etwas, was ebenfalls ins Auge springt – ist mit neuen Formen von Sozialität und Kollektivität verbunden: Urbanes Gärtnern ist in aller Regel soziales Gärtnern, es ist partizipativ und gemeinschaftsorientiert; der Garten wird als Lern- und Begegnungsort inszeniert und die Nachbarschaft in die Gestaltung des Outdoor-Sozialraums einbezogen.¹ Häufig werden so aus vernachlässigten »Nicht-Orten« wieder Gegenden, in denen die Menschen sich begegnen und von der gemeinsam bewirtschafteten Plattform des Gartens aus weitere Berührungspunkte entdecken. Robert Harrison schreibt über die amerikanischen Community Gardens: »Ganze Viertel sind durch das Vorhandensein dieser florierenden Gärten verwandelt worden, von denen viele, gleichsam durch die Kraft ihrer Verzauberung, Gemeinschaften dort geschaffen haben, wo es zuvor keine gab.« (Harrison 2010, S. 70)

Der größte Unterschied zwischen der traditionsreichen Institution der Kleingärten und den neuen urbanen Gärten ist nicht das spärliche Regelwerk oder der stärkere Fokus auf die lokale Nahrungsmittelproduktion der »Youngster«, noch sind es die fehlenden Zäune. Vielmehr setzt sich der neue Garten bewusst ins Verhältnis zur Stadt, tritt in einen Dialog mit ihr und will wahrgenommen werden als ein genuiner Bestandteil von Urbanität, nicht als Alternative zu ihr – und erst zuletzt als Ort, an dem man sich von der Stadt erholen will. Zuweilen scheint es sogar um die Herausforderung zu gehen, dass die Stadt selbst sich der grünen, geerdeten Lebensweise im Garten anver-

¹ vgl. Gstach et al. 2009, Jahnke 2010, Madlener 2009, Meyer-Renschhausen 2004, Müller 2002, Rosol 2006, Taborsky 2008.

wandeln und sich in Entschleunigung, Kontemplation und dem Genuss der lokalen Vielfalt üben möge.

Repräsentiert der Garten womöglich das Modell einer besseren Gesellschaft? Werden die in ihm gelebten bzw. von ihm favorisierten Tugenden wie Kooperation, Gelassenheit, handwerkliches Können, Lebendigkeit, Empathie und Großzügigkeit, aber auch die Kunst des »einfachen Lebens«, das Arrangement mit dem, was vorhanden ist, richtungweisend für die vor uns stehenden Transformationsprozesse?

Ressourcenkrise und postfossile Wohlstandsmodelle

Es könnte einiges darauf hindeuten, denn das wachsende Interesse am urbanen Gärtnern und damit an der innerstädtischen Produktion lokaler, biologischer Lebensmittel rückt heute im Fahrwasser eines weiteren Megathemas ins Blickfeld: der globalen Nahrungsmittel- und Ressourcenkrise. Es ist davon auszugehen, dass die Epoche der billigen Nahrungsmittel in absehbarer Zeit für immer beendet sein wird. Die veränderten Konsummuster in bevölkerungsreichen Ländern wie China und Indien, in denen immer mehr Getreide und Fleisch verzehrt werden, beschleunigen die Knappheit. Die radikale Verstädterung in China führt zudem dazu, dass bis zu 20 Prozent des besten Agrarlandes dem Bau von Hunderten neuer Städte geopfert werden (vgl. Hirn 2009, S. 112ff).

Hinzu kommen die klimabedingte Desertifizierung von immer mehr Agrarflächen sowie die ölpreisbedingte Steigerung der Transportkosten. Man muss sich vor Augen führen, dass die industrialisierte Intensivlandwirtschaft ohne die Erdölprodukte Kunstdünger und Pestizide völlig undenkbar wäre. Die Rückbesinnung auf lokale und regionale Potenziale scheint angezeigt; auch die Publikationen zum Thema Peak Oil empfehlen neuerdings saisonale Produkte, den Urlaub zu Hause und den Eigenanbau (vgl. z. B. Rubin 2010, Hirn 2009). Auf der Hinterbühne, jedenfalls aus der Perspektive unseres saturierten westlichen Blicks, verschieben sich derweil schon seit langem die globalen Marker und Konstellationen. Man könnte mit Leggewie und Welzer sagen, dass Selbstbild und Habitus der westlichen Gesellschaften nach Jahrhunderten der hegemonialen Macht »... noch an Verhältnisse gebunden [sind], die es so gar nicht mehr gibt« (Leggewie/Welzer 2009, S. 11, vgl. auch Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983).

Die urbanen Garteninitiativen greifen die Illusion der westlichen Gesellschaften – das Wachstumsparadigma, der Glaube daran, durch immerwährenden technischen Fortschritt und ökonomisches Wachstum den Wohlstand mehren zu können – an verschiedensten Punkten auf und kontrastieren diese

Mythen der Moderne mit eigenwilligen sozialen Praxen und postmateriellen Wohlstandsmodellen.²

Der Garten ist nämlich weit mehr als ein Ort des Säens und Erntens. Gemüseanbau ist auch Ausgangspunkt politischen Handelns für die, die den ungehinderten und ungenierten Zugriff auf die Ressourcen der Welt in Frage stellen. Sie gärtnern, um praktisch zu zeigen, wie es besser laufen könnte mit der Lebensmittelproduktion. Ihr Motto: Sie fangen schon mal an. Sie reproduzieren Saatgut selbst, tauschen es untereinander, statt Hybridsorten im Baumarkt zu kaufen, sie kultivieren alte Sorten, ziehen lokales Gemüse, bereiten es im Idealfall gleich vor Ort zu und verspeisen es – klimaneutral und in bester Qualität – gemeinsam mit anderen Gartennutzern.

Als »Locavores« werden die »Nahesser« bezeichnet, die die ökologische Maxime »saisonal und regional« ernst nehmen und die Herkunft ihres Essens auf einen Radius von hundert Meilen beschränken (vgl. Elton 2010). Auch für diese Subkultur liegt der städtische Gemüsegarten auf der Hand, denn er bietet eine Nahrungsmittelqualität, die in Sachen Frische, Geschmack und Sortenvielfalt nicht zu überbieten ist. Auch deshalb sind Slow Food-Gruppen, aber auch Transition Town-Initiativen »natürliche Kooperationspartner« der Initiativen, die städtisches Brachland in »produktive Stadtlandschaften« verwandeln wollen (siehe den Beitrag von Bohn/Viljoen in diesem Band).

Zum Gusto und zur positiven Klimabilanz werden sich womöglich schon bald auch monetäre Aspekte hinzugesellen – diverse Zukunftsszenarien lassen Local Food-Strategien mehr als einleuchtend erscheinen. So gab Gene Giacomelli, Direktor des Controlled Environment Agriculture Center an der University of Arizona, schon vor Jahren zu Protokoll: »Unser ganzes billiges Essen basiert zurzeit auf niedrigen Transportkosten, billigem Wasser und billiger Energie für die Erzeugung von Düngern.« (Spiegel online, 5.5.2008).

Postmoderne Ethiken

Billiges Essen beruht auf der Externalisierung von Kosten der Produktion, also auf Kostenauslagerung auf niedrigst bezahlte Rohstoffproduzenten in der sogenannten Dritten Welt, auf dauerhaft verseuchte Böden und auf die Tiere, die erbarmungslosen Haltungsformen ausgesetzt sind. Kurz: Externalisierung geht einher mit Leid. Dieses zu dulden sind zunehmend weniger Kon-

² Schon der amerikanische Anthropologe Marshall Sahlins kam in seinen Studien zur »Ökonomie der Fülle« der Jäger und Sammler zu dem Ergebnis, dass ein niedriger Lebensstandard materiellen Wohlstand keineswegs ausschließt. Seiner Meinung nach hat erst der industrielle Kapitalismus die Knappheit institutionalisiert (Sahlins 1974).

sumenten bereit. Zu beobachten ist, gerade bei den jüngeren Generationen, eine verstärkte Hinwendung zu ethischen Diskursen, die genau hier ansetzen. Vermutlich gerade weil sie viel in virtuell vernetzten Welten unterwegs sind, erfahren die Digital Natives im Gegensatz zu ihren Vorgängergenerationen die Welt anders. Netzwerke, die »prägende Charakteristik räumlicher Organisation im 21. Jahrhundert«, haben die Art verändert, in der Räume produziert und erfahren werden (Mörtenböck/Mooshammer 2010, S. 18, vgl. auch Palfrey/Gasser 2008). Netzwerke stellen Beziehungen in den Vordergrund und »verflüssigen« vormals feststehende Grenzen; insofern sind die Menschen in den Ländern des Südens für die »Generation Internet« nicht länger »die Anderen«, sondern Netzbewohner wie sie, die man nicht einfach ihrer Nahrungsmittelgrundlagen berauben kann. Auf eine politische Ebene gebracht bedeutet dies: »Es gibt kein Außen mehr« (Hardt/Negri 2002, S. 198ff).

Die (sicherlich nicht immer konsequente und bisweilen widersprüchliche) Sensibilität für den fairen Umgang mit Menschen anderer Länder und mit den Gemeingütern, zeigt sich unter anderem im Bioboom, in der Selbstverständlichkeit, mit der hippe T-Shirts in fair gehandelter Bioqualität (oder gleich in »Zero Waste-Qualität« recycelt) angeboten werden, in den vielen Cafés, retrogestylten Chocolateries und Feinkostgeschäften mit Heile-Welt-Ambiente in angesagten Vierteln wie im Münchener Glockenbach oder im Berliner Prenzlauer Berg. Hier kommen Waren ohne ethische Labels oft gar nicht mehr in die Regale. Unübersehbar ist, dass zumindest die mittelschichtgeprägten jüngeren Generationen nicht von neokolonialen Verhältnissen profitieren wollen.³ Dieses Statement ist Teil ihres Lifestyles. Die postmodernen Ethiken sind dabei gekoppelt an Hedonismus und Selbstverortung in der komplexen Welt – somit sind sie individualistisch und performativ. Man bringt die übernommene Verantwortung für Produktions- und Konsumtionsprozesse in einer verspielten Ästhetik zum Ausdruck – und setzt sich damit von anderen ab. Die Kulturosoziologin Eva Illouz zeigt in »Gefühle in Zeiten des Kapitalismus« auf, wie passgenau die öffentlichen Selbstinszenierungen des privaten Selbst heute auf die ökonomische Sphäre zugeschnitten sind. Sie spricht vom »emotionalen Kapitalismus« als einer Kultur, in der sich emotionale und ökonomische Diskurse und Praktiken gegenseitig formen (Illouz 2006, S. 13). Auch das Gärtnern in der Stadt findet nicht in jedem Fall »außer-

³ Dass und warum dies schwerlich über strategischen Konsum gelingt, analysiert Hartmann 2009 in »Ende der Märchenstunde«.

halb« der wirkmächtigen Realität des Marktes statt, sondern kann eine Distinktionspraktik sein, und die erste eigene Gemüseernte samt der damit verbundenen Coolness der Autonomieerfahrung zur markanten Hinzufügung relevanter Codes im eigenen Zeichenkosmos werden.

Im derzeit jüngsten Trend der »Foodies« wird Genießer-Esskultur öffentlich zelebriert. Ökokisten mit landwirtschaftlichen Produkten aus der Stadt gelten in New York gerade als die »neuen iPods« und hausgemachte Marmelade als unverzichtbares »must have«. Die Süddeutsche Zeitung zitiert eine bekannte Bloggerin aus der Bewegung der Foodies, die über Twitter und Facebook Supper Clubs organisiert, bei denen mehrtägige Menüs in Privathäusern zubereitet werden: »Supper Clubs geben uns die Kontrolle zurück – wir holen uns den Spaß an hervorragendem Essen in gutem Ambiente von profitorientierten Restaurants zurück.« (SZ, 28./29.8.2010).

Identitätspolitik und Nachhaltigkeitsstrategien liegen hier nah beieinander und prägen auch einige der urbanen Gärten, die in Arrangements wie Local Food-Dinner auf sich aufmerksam machen. Gerade unspektakuläre Mikro-Erlebnisse wie die Bekanntschaft mit lokal gepressten Apfelsäften oder dem gemeinsamen Anbau von bunten, alten Kartoffelsorten machen die Gärten zugleich zu eminent politischen Orten. Nicht zuletzt stößt man beim Säen, Ernten und Tafeln unweigerlich auf Fragen wie: Woher kommt das Essen, und wie wird es produziert? Wem gehört das Land, und wer erntet seine Früchte? Und kann ich womöglich mit meiner eigenen Hände Arbeit dazu beizutragen, un(ge)rechte Strukturen aufzubrechen?

Ernährungssouveränität und Neokolonialismus

Neben postmodernen Ethiken treten einige der urbanen Gärten auch mit handfesten politischen Botschaften auf. So vermerkt der Berliner Gartenaktivist Hanns Heim vom Kreuzberger Nachbarschaftsgarten »Ton Steine Gärten« im Blog des Gemeinschaftsgartens Rosa Rose, dass er sich die Hälfte des Jahres vom eigenen Gemüse ernährt (www.rosarose-garten.net/de/gaertnern). Für ihn ist diese Form der lokalen und klimaneutralen Lebensmittelproduktion ein politisches Statement, mit dem er sich der Forderung von La Via Campesina nach Ernährungssouveränität anschließt. La Via Campesina ist eine internationale Vereinigung von Kleinbauern- und Landlosenorganisationen und fordert weitreichende Landreformen an Stelle der kapital- und flächenintensiven industriellen Landwirtschaft. Die Protagonisten setzen auf Nahrungsmittelanbau für die lokale Bevölkerung und regionale Handelsstrukturen, um die Ernährungssouveränität der Menschen zu gewährleisten.

Tatsächlich gibt der Weltagrarbericht 2010 ihren Forderungen Recht. Der von 500 WissenschaftlerInnen im Auftrag der Vereinten Nationen und der Weltbank angefertigte Rapport kommt zu dem Ergebnis, dass die industrielle Landwirtschaft, unter anderem wegen ihres immensen Ressourcenverbrauchs und ihrer Abhängigkeit vom Öl nicht in der Lage ist, die Menschheit zu ernähren. Der Weltagrarbericht empfiehlt die Wiederherstellung von kleinbäuerlichen Strukturen, vor allem in Asien, Afrika und Lateinamerika, als die wichtigsten Garanten einer nachhaltigen Lebensmittelversorgung.⁴

Auch das Land Grabbing in Afrika und Asien, also der im großen Stil stattfindende Kauf des weltweit knapper werdenden Agrarlands durch ausländische Investoren in Ländern, die selbst Nahrungsmittelimporteure sind, gehört zu den Verwerfungen der neoliberalen Weltagrarpolitik, die von La Via Campesina angeprangert werden, denn die Käufe für das Off-Shore-Farming führen gerade nicht dazu, die Ernährung vor Ort zu sichern, sondern Cash Crops wie Getreide und Mais für den Fleisch- und Treibstoffweltmarkt anzubauen. Wolfgang Bommert nennt dies in der ZEIT vom 19.8.2010 eine »skrupellose Strategie« multinationaler Konzerne und einiger Staaten (allen voran China) und zitiert Klaus Deininger, Ökonom für Bodenpolitik bei der Weltbank, der schätzt, dass bereits ein Drittel des verfügbaren Ackerlandes auf der Liste der Einkäufer steht. Bommert: »Der Weltöffentlichkeit wird dies als eine neue Strategie ländlicher Entwicklung verkauft, als Investition in die marode Landwirtschaft von maroden Staaten. Tatsächlich handelt es sich um eine Enteignung ganzer Landstriche und die Besetzung von nationalen Kornkammern.« (Bommert 2010, S. 21).

Politik für Subsistenz

Einige der urbanen Gartenaktivisten verstehen sich explizit als Teil der globalen Kleinbauernopposition gegen diese Verwerfungen.⁵ Innerhalb der neuen urbanen Gartenbewegung ist dies allerdings nur eine Position unter mehreren. Zwar wird die Kritik an der konzerngesteuerten Globalisierung durchweg geteilt, aber die Art und Weise, wie politische Themen behandelt werden, hat sich ausdifferenziert. Kritische Positionen sind nicht mehr automatisch »systemkritisch« oder »fundamentaloppositionell«. Vielmehr ist der Glaube an das »Drehen großer Räder« längst verabschiedet. Merkmal der

⁴ www.weltagrarbericht.de/themen-des-weltagrarberichtes/baeuerliche-und-industrielle-landwirtschaft/baeuerliche-und-industrielle-landwirtschaft-volltext.html

⁵ Siehe auch einige der Beiträge im dritten Teil dieses Buches.

»Generation Garten« ist eher ein breit gefächelter Pragmatismus. Häufig wird versucht, durch kleinteiliges Handeln Missstände zu beseitigen, bei sich selbst anzufangen und vor Ort überschaubare Alternativstrukturen aufzubauen. Die politischen Diskurse in der urbanen Gartenbewegung zeigen sich nur noch sporadisch als Diskurse der »Gegenkultur«, wie sie für die 1980er-Jahre kennzeichnend waren (Heath/Potter 2005), dafür aber vielfach verknüpft mit Themen wie urbaner Lebensqualität und postmateriellen Lebensstilen. Marco Clausen, Mitgründer des Berliner Prinzessinnengartens, sagt im Interview mit der Autorin: »Wenn wir hier verschiedene Sorten anbauen, dann sind da auch politische Fragen mit involviert, agrarpolitische Fragen. Aber es geht natürlich auch um Genuss, es geht uns auch um eine Neugierde und auch um diesen Aha-Effekt: Aha, das gibt es alles! Und warum krieg ich das hier nicht? Das bringt einfach einen neuen Bezug zu unserem täglichen Konsum. Und das ist unser Ziel, auch für uns selber, dass man auf eine genussvolle Weise Unterscheidungen treffen kann, zwischen dem, was gut ist, nicht nur für mich, sondern auch was ökologisch gut ist, wirtschaftlich sinnvoll ist und auch für nachhaltiges Wirtschaften sinnvoll ist. Aber über einen Genussbezug!«⁶

Der vermeintlich hedonistische Zugang zu den Grundlagen des Lebens ist hochgradig subtil; politisch ist er im genuinen Sinne der Wortbedeutung, weil er punktgenau auf die Tätigkeiten und Fragestellungen zielt, die die Polis betreffen. Die Politik für das Kleinteilige im Kontext der Wiederentdeckung des Nahraums macht die Gärten zu Orten einer neuen Politik, in denen auf unterschiedlichsten Ebenen ein Unbehagen an der Ökonomisierung der Gesellschaft zum Ausdruck kommt. Sie sind, wie Karin Werner in diesem Band ausführt, Räume des Widerstands gegen die neoliberale Doktrin. So kommen zum Beispiel eigene, dem ökonomistischen Regime gegenläufige Zeitvorstellungen in den Blick, und dazu eignet sich der Garten auf eine besondere Weise. Er bietet im Verein mit Entschleunigung und Verlangsamung Zeitwohlstand und richtet sich, ebenso wie die derzeit hoch im Kurs stehenden Proteste gegen Großprojekte, wie Thomas Asseuer expliziert, »gegen eine Kernpassion der Moderne, gegen das Prinzip der Geschwindigkeit und die Verkürzung von Zeit« (Die ZEIT 42/2010, S. 50f.).

⁶ Dieses und alle noch folgenden Zitate aus Projekten sind den Interviews entnommen, die die Autorin im Sommer 2010 im Prinzessinnengarten, im Bürgergarten Laskerwiese, im Interkulturellen Garten Rosenduft, mit der Internetplattform mundraub.org und mit der Planungsinitiative Agropolis geführt hat.

Byung-Chul Han spricht in seinem Essay »Duft der Zeit« davon, dass das Zeitalter der Beschleunigung schon vorbei ist. Die Zeitkrise von heute sei vielmehr dadurch gekennzeichnet, dass der Zeit ein ordnender Rhythmus fehle. Han spricht von einer »Gegenwartsschrumpfung« und beschreibt das komplexe Verhältnis zwischen Beschleunigung und dem Verlust der Dauer (Han 2009, S.12): »Aufgrund der temporalen Zerstreuung ist keine Erfahrung der Dauer möglich. Nichts verhält die Zeit. ... So wird man selbst radikal vergänglich. Die Atomisierung der Zeit geht mit einer atomistischen Identität einher« (ebd., S. 7).

Hans Gesellschaftsdiagnose schließt Möglichkeiten der Genesung nicht aus. Ein Antidot könnte in der Erfahrung von Zyklen des Werdens und Vergehens und zugleich des Versorgungskontextes liegen, die ein Garten in die eine wie andere Richtung bietet (und verlangt). Es ist nicht ausgeschlossen, dass auch hier ein Teil seiner Anziehungskraft liegt. Marco Clausen beobachtet bei den BesucherInnen seines Prinzessinnengartens: »Das Reinkommen in einen Ort, wo diese Art von kümmernder Tätigkeit passiert, auch die Langsamkeit, das Ausgesetztsein gegenüber dem Klima, den Bodenverhältnissen, den Wasserverhältnissen, all das sorgt für eine ganz spezielle Atmosphäre der Ruhe. Selbst wenn es hier drum herum hektisch, geschäftig und laut ist, bedeutet, durch unsere rosa Gartenpforte zu gehen, in ein anderes Reich einzutreten, wo auch eine andere Zeit gilt. Und ich glaube, das spürt jeder, egal, woher er kommt. Und ich glaube, das ist auch Gartenspezifisch.«

Gartenspezifisch ist es insofern, als der Garten die grundlegenden Zusammenhänge des Lebens erfahrbar macht. Das Säen, Ernten, Kochen und Weiterverarbeiten für den Winter sensibilisiert nicht nur für die Natur, sondern auch für einen Reality Check der vorhandenen Bedingungen. Wer Wert auf lokale und saisonale Qualitäten legt, muss auch mal passen, denn die Gemüse werden nicht »just in time«, sondern zu unterschiedlichen Zeiten reif und lassen bisweilen auf sich warten. Jungbauer Robert Shaw vom Prinzessinnengarten sagt: »Dass was wirklich saisonal reif ist zur gleichen Zeit, ist minimal. Das schafft auch jetzt für mich, wenn ich im Bioladen stehe, noch mal ein ganz anderes Bewusstsein für das, was da rumliegt, an Sellerie in der Größe, an Auberginen in der Größe. Allein, wie viel Mühe das kostet, nur eine Pflanze da durchzubringen, das verändert das Konsumbewusstsein. Und das funktioniert hier über das Mitarbeiten.«

Viele StadtbewohnerInnen wollen sich nicht einfach nur treffen und etwas zusammen trinken; sie wollen auch gemeinsam etwas tun, zusammen einen Ort verändern, Spuren hinterlassen und vor allem: etwas Sinnvolles anfangen mit der Zeit, und dies unter geistigem und körperlichem Einsatz. Nicht

ohne Grund verweist Harrison darauf, dass die Kultivierung des Bodens und die Kultivierung des Geistes wesensgleiche und nicht nur ähnliche Tätigkeiten sind (Harrison 2010, S. 56). Die Suche nach ganzheitlicher Erfahrung, nach Sinn und nach Vergemeinschaftungsformen, die kompatibel sind mit dem in westlichen Gesellschaften erreichten Individualisierungsgrad, lassen in der tendenziell destabilen und fragmentierten Moderne und mitten in unseren durch globale Produktions- und Konsumstrukturen geprägten Städten Parallelstrukturen der Subsistenz entstehen, und zwar neuerdings wieder sichtbar im öffentlichen Raum, aus dem sie seit den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts verbannt waren und ein verschämtes Dasein in den Hoheitsgebieten der Hausfrauen fristeten (vgl. Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983, Müller 1998).

Des Romantisierens unverdächtige Trendforscher wie Matthias Horx gehen davon aus, dass Menschen sich in Zukunft mehr mit den Grundlagen ihres Daseins beschäftigen werden und nennen diesen Trend »Back to the basics«. Horx spricht in seinem »Buch des Wandels« explizit von Ernährung, Natur und Handwerk als den »stofflichen Dingen«, den »Traditionen unserer Existenz« (Horx 2009, S. 342, siehe auch den Beitrag von Silke Borgstedt in diesem Band). In vielen urbanen Gärten hat diese Zukunft schon begonnen, wie der folgende Blick auf die erstaunliche Fülle an Garteninitiativen zeigt. Jedes Projekt für sich wirkt vielleicht unspektakulär. Kleine autarke Gruppen realisieren alltagspolitische Visionen und Lebensqualitäten, die auf einer globalen Folie entstehen, aber gleichwohl der Einsicht in die begrenzte Handlungsfähigkeit Rechnung tragen. Kurzum, die Urban Gardening-Projekte sind Teil einer ungewohnten und amorphen politischen Bewegung, die noch der Entzifferung bedarf. Im Folgenden werden einige Merkmale anhand unterschiedlicher Beispiele beschrieben.

Partizipativ und gemeinschaftsorientiert: Der Facettenreichtum urbaner Gärten

Urbanes Gärtnern ist bemerkenswert facettenreich. Zentrale Charakteristika sind Partizipation und Gemeinschaftsorientierung. Seien es die von AnwohnerInnen betriebenen kleinen **Kiezzgärten** in hochverdichteten Stadtvierteln, sei es das punktuell und gezielt einsetzende, aber spektakuläre **Guerilla Gardening**, das primär für die Bedeutung von innerstädtischem Grün sensibilisieren will, zuweilen aber auch in die Gründung eines Nachbarschaftsgartens münden kann (wie im Fall von Rosa Rose www.rosarose-garten.net), seien es **Frauengärten**, **Stadtteilgärten**, **Kinderbauernhöfe**, **Grabeland** oder **Mieter- und Gemeinschaftsgärten** im genossenschaftlichen Wohn-

bau oder einfach nur vernetzte Mikrostrategien auf dem Balkon (**Window Gardens** oder **Vertical Gardens**) und gemeinschaftliche **Baumscheibenbegrünung**, sei es das Görlitzer **Urban Farming-Projekt »Roter Weg«**, das in der Neißestadt einen Community Garden nach US-amerikanischem Vorbild aufbaut (<http://garten.in-goerlitz.com>), sei es der Selbsthilfeverein der Geringverdienenden und Erwerbslosen in Berlin-Pankow mit seiner »Neigungsgruppe **Selbstversorgung und Gartenbau**«, der über das gemeinsame Gärtnern den in prekären Verhältnissen lebenden Vereinsmitgliedern persönlichen Halt vermittelt, seien es Initiativen für produktive Stadtlandschaften wie die »**Essbare Stadt Kassel e.V.**«, die lokale Nahrungsmittelproduktion, insbesondere durch die Anreicherung der Stadt mit Fruchtgehölzen (z. B. Walnuss, Esskastanie und Obst) fördern will, seien es die **Generationengärten**, die darauf abzielen, dass sich voneinander separierte Gruppen wie alte und junge Menschen im öffentlichen Raum und gemeinschaftlich tätig begegnen (www.generationengaerten.de), sei es das **Permakulturprojekt** im Hamburger Volkspark oder seien es die **Studierendengärten** an der Wiener Universität für Bodenkultur, die die selbstverwaltete »StudentenBIOMensa« mit Obst und Gemüse aus Eigenanbau beliefern und dabei die Themenfelder Selbstversorgung, Lebensmittelunabhängigkeit, Nachbarschaftsbelebung und Lokalökonomie ins öffentliche Bewusstsein bringen (www.grossstadtgemuese.at): Alle haben gemeinsam, dass der städtische Gemüsegarten als Transmitter, Medium und Plattform für so unterschiedliche Themen wie Stadtökologie, Nachbarschaftsgestaltung, lokaler Wissenstransfer oder interkulturelle Verständigung fungiert.

Am bekanntesten sind die in den 1990er-Jahren entstandenen **Interkulturellen Gärten**, von denen es derzeit 110 in 14 Bundesländern gibt; weitere 64 Initiativen befinden sich im Aufbau (Stand: Herbst 2010, aktueller Stand auf www.stiftung-interkultur.de).

In Interkulturellen Gärten bauen Menschen mit und ohne Zuwanderungsgeschichte auf eigenen Parzellen Obst und Gemüse an, tauschen Saatgut und Zubereitungsformen aus und kochen im selbstgebauten Lehmofen. Über dieses gemeinschaftliche Tätigsein gilt es Differenzen und Gemeinsamkeiten auszudrücken, zu deuten und wertzuschätzen. Die GärtnerInnen aus bis zu 20 Herkunftsländern bringen ihre Kenntnisse ins Spiel, sie erwirtschaften Überschüsse, die sie verschenken oder tauschen können. Weil über dem Garten ein großer Sinnkontext der Produktivität, der Versorgung, der Zuwendung und des Lernens liegt, ist Gärtnern eng verknüpft mit Umweltbildung und mit der Sensibilisierung für die Belange der Natur (vgl. Müller 2002). Hier stößt das Wissen der GärtnerInnen über Heilkräuter, über Saat-

gutvermehrung, über die Zubereitung von Wildgemüse, die Herstellung von Naturkosmetik oder über biologische Bodenbearbeitung plötzlich auf neue Resonanz. Über das ressourcenorientierte Geschehen generieren sich ständig Projekte, in denen das Gärtnern zum Ausgangspunkt für Identitätsfindungsprozesse, für die Fruchtbarmachung von lokalem ökologischem Wissen, für die Aneignung des öffentlichen Raumes durch MigrantInnen und für eine urbane Kultur der Begegnung und der Gastfreundschaft wird.

Immer mehr Interkulturelle Gärten werden zu »produktiven Räumen« im Stadtteil. In manchen Gärten feiern Nachbarn ihre Hochzeiten oder Geburtstage, Kiezmütter treffen sich; im Rosenduftgarten auf dem Berliner Gleisdreieckgelände veranstalten bosnische Flüchtlingsfrauen offene Workshops zu Heilkräuterkunde und produzieren Ringelblumenseife und Tee für den Eigenbedarf. Hier bewirtschaftet auch eine Schwulen-WG aus der Nachbarschaft eine Parzelle; Gartenkoordinatorin Begzada Alatovic nennt sie liebevoll »meine WG-Männer«. Im niedersächsischen Ihlow ist der Interkulturelle Mehrgenerationengarten Teil der Umnutzung eines ehemaligen Freibads, in dem naturpädagogische Angebote für Kinder stattfinden. In Kaufbeuren legte eine russischstämmige Gärtnerin einen Sinnesgarten an, den sie regelmäßig mit den vorwiegend türkischstämmigen Kindern des Gartens erkundet. Gerade Großstadtkinder brauchen freien Zugang zur Natur; amerikanische Ärzte diagnostizieren bereits ein »Nature-Deficit-Disorder«, zu Deutsch eine »Naturmangelstörung« (ZEIT online, 1.11.2010, vgl. auch den Beitrag von Andreas Weber in diesem Band sowie Weber 2008), und es nimmt kaum Wunder, dass immer mehr Schulen, Kitas, Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen, Mütterzentren, Hortgruppen, aber auch Jugendeinrichtungen, Beschäftigungsträger und BUND-Gruppen Parzellen in Interkulturellen Gärten betreiben. Manche Interkulturelle Gärten sind zugleich **Schulgärten**, oft werden auch angrenzende (Schul)grünflächen mitgepflegt. Vielerorts werden Bienen gehalten; der Honig animiert zu weiteren Aktivitäten wie Kerzendrehen, Bienenwachsherstellung für Cremes oder Honigfestfeiern. In Göttingen entsteht eine eigene Lehrimkerei im Garten. In vielen Gärten gibt es selbstgebaute Insektenhotels, Bienenwiesen und »wilde Ecken« für bedrohte Tiere und Pflanzen. Der Interkulturelle Garten Marburg betreibt eine Outdoor-Küche im benachbarten Abenteuergarten, dort entstand auch die Mobile Nachbarschaftswerkstatt, mit der Väter aus dem Garten mit den Kindern ein Klettergerüst und einen Nachbarschaftsgrill für die Gemeinschaftsfläche bauten. Und im Internationalen Mädchengarten Gelsenkirchen werden einige Mädchen als Pflanzenfarben-Expertinnen ausgebildet und gehen anschließend mit dem »Färbermobil« in ihrer Stadt auf

Tour. Sie zeigen, wie man aus Pflanzen Farbe gewinnen und dann für Textilien und Kosmetik weiterverarbeiten kann. In Rosenheim sind einige der GärtnerInnen auf einen Rollstuhl angewiesen und auch in Kaufbeuren und München gibt es Tischbeete und Hochbeete, man achtet darauf, dass die Grundstücke auch für Rolli-FahrerInnen und Menschen mit Gehbehinderungen zugänglich sind. In Nienburg, Göttingen und Oberhausen finden im Rahmen der Gartenprojekte Fahrradtrainings für Migrantinnen statt, ebenso Ernährungs- und Gesundheitsprojekte; woanders sind Kurse zu Weidenbau, Lehm- und Baumschnitt, Rankhilfen, zu Malen und Yoga offen für die Nachbarschaft.

Mit jeder der Aktivitäten kristallisiert sich deutlicher heraus, dass das interkulturelle Gärtnern ein zukunftsweisender Ansatz ist, weil die Stadt in einer demokratischen Gesellschaft, in einer vernetzten Welt und auf einem bedrohten Planeten nur ein Ort sein kann, der im tiefen Sinne des Wortes inklusiv ist, der seine BewohnerInnen einschließt, beteiligt und auch sieht: Menschen aus allen Teilen der Welt, mit unterschiedlichen Bildungsgraden, unterschiedlichen Fähigkeiten, unterschiedlichen Sehnsüchten in einer lebendigen Interaktion mit anderen, und auch mit der belebten Natur.⁷

Der verbindende Charakter des Gärtnerns kommt selbstredend nicht nur in Interkulturellen Gärten zum Ausdruck; viele urbane Gartenprojekte sind interkulturell, ohne sich explizit so zu nennen. Und der **Kleingarten** erfindet sich ebenfalls derzeit neu (Leppert 2009, S. 134). Die Herausforderungen des veränderten urbanen Umfelds gehen auch an ihm nicht spurlos vorüber. So planten um die Jahrtausendwende in Potsdam AussiedlerInnen zusammen mit Deutschen die Kleingartenanlage »Freundschaft 2001« mit 51 etwa 250–300 m² großen Parzellen. Hier gibt es keinen Platz für Gartenzwerge, sondern hier wird jeder Quadratmeter für den Gemüseanbau genutzt. Zwischen den Parzellen, die lediglich durch Hecken voneinander abgegrenzt sind, herrscht reger Austausch und die Gartenpforten stehen offen. In einigen Städten werden neuerdings Kleingartenparzellen für Langzeitarbeitslose zur Ver-

⁷ Die Stiftung Interkultur als bundesweite Koordinierungs- und Vernetzungsstelle für Interkulturelle Gärten will einen Beitrag zu einem neuen Verständnis von gesellschaftlicher Inklusion leisten. Sie berät Initiativen beim Aufbau von Gärten, stellt Erfahrungswissen zur Verfügung, organisiert den Wissenstransfer in Politik und Wissenschaft, koordiniert ein Forschungsnetzwerk, fördert die Projekte finanziell, veranstaltet Vernetzungstreffen und Tagungen und moderiert den Erfahrungs- und Wissensaustausch der Projekte mit einem ausdifferenzierten Seminarprogramm (von Saatgutvermehrung über interkulturelle Kommunikation bis zu Öffentlichkeitsarbeit).
www.stiftung-interkultur.de

fügung gestellt, die in diesen **Tafelgärten** frisches Obst und Gemüse für sich und andere städtische Arme anbauen. Während in den Großstädten die Nachfrage nach Ackerland steigt, haben viele Kleingartenvereine in Kleinstädten Nachwuchsprobleme. Eine Kooperation mit den Tafelgärten bietet sich an, und auch weitere Öffnungen sind gefragt. Das gelingt vielerorts bereits, beispielsweise befinden sich einige Interkulturelle Gärten längst auf Kleingartenanlagen. Und auch in den Schrebergärten selbst engagieren sich viele MigrantInnen. Insbesondere die Aneignungsstrategien von Parzellennachrückern wie jungen Familien, die das komplexe und oft einengende Regelwerk nicht mehr einhalten, sondern am liebsten ohne Zäune gärtnern und sogar mehr Gemüse anbauen wollen als vorgeschrieben, unterwerfen die Klein- oder Schrebergärten dem sozialen Wandel.

Die steigende Nachfrage nach **Selbsternteprojekten** wie den Münchener **Krautgärten** (www.muenchen.de/Rathaus/plan_/projekte/grueng/155578/krautgaerten.html) oder den Berliner Bauerngärten (www.bauerngarten.net) zeigen ebenfalls, dass die urbanen Landwirtschaftsaktivitäten den Individualisierungstendenzen Rechnung tragen. Die Krautgärten sind eine bodenständige Form des Gärtnerns auf städtischen Gütern oder auf Ackerland, das einige Bauern im Grüngürtel Münchens von der Bodenbearbeitung bis zur Aussaat für die Ernte vorbereiten. Hier stehen der ökologische Anbau, die kurzen Transportwege und die damit verbundene Wertschätzung lokaler Produkte aus dem Eigenanbau im Vordergrund. Gemeinschaftseinrichtungen oder Gartenlauben sind nicht vorgesehen, und trotzdem findet auch in den Selbsterntegärten Austausch statt. Ein paar Plastikstühle und ein Bier-tisch als Unterlage für den selbstgebackenen Kuchen und die Thermoskanne Tee reichen aus für ein ungezwungenes und wenig formalisiertes Miteinander.

Die weitreichenden Impulse der **Nachbarschaftsgärten**, einer weiteren neuen Form urbanen Gärtnerns, für eine nachhaltige Stadtentwicklung analysiert Andrea Baier am Beispiel von Leipzig in ihrem Beitrag für diesen Band, und auch die **Gemeinschaftsdachgärten** machen Furore: »Muss man sich demnächst mit der Machete den Weg durch Berlin-Mitte bahnen? Wir wollen es doch schwer hoffen! Wir wollen den grünen Großstadtdschungel!« reklamieren die Initiatoren auf ihrer Website www.gemeinschaftsdachgaerten.de/lecker. Der Dschungel soll sich bilden durch Gemeinschaftsdachgärten auf allen Wohnhäusern, vernetzte Balkonbiotope, Fassadenbegrünung, Obstbäume und Gemüse in Parks und Baumhäuser in der Innenstadt.

Was hier noch nach herausfordernder Zukunftsrhetorik klingt, hat an anderen Stellen schon begonnen, nämlich bei den **selbstverwalteten öffent-**

lichen Parks in der Stadt. Im Berliner Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg entstand 2006 in Kooperation von Bezirksamt und zivilgesellschaftlichen Akteuren der »Bürgerpark in Bürgerhand«. In Eigenarbeit und nach eigenen Vorstellungen verwandelte eine Gruppe von inzwischen 35 AnwohnerInnen eine ehemals verwilderte und vermüllte Brachfläche in den Bürgergarten Laskerwiese (<http://laskerwiese.blogspot.com>). Sie schloss mit dem Bezirksamt einen Überlassungsvertrag, in dem sich der Verein dazu verpflichtet, Pflegeleistungen wie Baum- und Rasenschnitt für das gesamte Gelände zu erbringen. Im Gegenzug erhält er pachtfreie Parzellen und Beete für die Vereinsmitglieder. Solche neuen Modelle, die die klammen Kommunen finanziell entlasten und die Gestaltungsmöglichkeiten der BürgerInnen im öffentlichen Raum erweitern, erfordern allerdings viel »Übersetzungsarbeit«. Verwaltungsdenken prallt häufig auf Alltagsverständnisse von Prozessgestaltung, und es gibt bislang wenig Erfahrung im Umgang miteinander. Im Fall des Bürgerparks Laskerwiese ist es Frauke Hehl, Gründerin von urbanacker.net und [workstation](http://workstation.net), die ihre Deutungs- und Vermittlungskompetenzen für die Kommunikation mit den Ämtern einsetzt. Nicht zuletzt weil sie Verwaltungslogiken von Akteurslogiken zu unterscheiden weiß, ist sie eine der Schlüsselfiguren in den allorts entstehenden Beteiligungsprozessen, die sich auch in der Gründung des **Allmende-Kontors** niederschlagen, einer Initiative von Berliner GartenaktivistInnen, die sich als Ansprechpersonen auf Augenhöhe für die Berliner Senatsverwaltung verstehen. Das Kontor soll zugleich Anlauf- und Beratungsstelle für urbane Gemeinschaftsgartenprojekte werden und entsteht auf dem Tempelhofer Feld (www.allmende-kontor.de).

Angesichts der markanten Beiträge, die die StadtgärtnerInnen für zivilgesellschaftliche Prozesse und auch für eine Demokratisierung des Umgangs mit dem öffentlichen Raum leisten, liegt der Eindruck nahe, dass »eine andere Welt« womöglich wirklich »pflanzbar« ist. Unter diesem Aspekt möchte ich nun einige der neuen Formen urbanen Gärtnerns und Erntens anhand von drei Fallbeispielen näher beleuchten. Ich beschäftige mich dabei mit dem Prinzessinnengarten in Kreuzberg, der Planungsinitiative Agropolis in München und der Internetplattform mundraub.org.

Nomadisch grün: Die Jungbauern vom Prinzessinnengarten

»Ein Ort, an dem sich unwahrscheinliche Begegnungen herstellen lassen.« Mit diesem Statement zum Prinzessinnengarten zitiert das Magazin für Popkultur »Spex« (1/2010, S.57) Marco Clausen, der gemeinsam mit Robert Shaw innerhalb von nur einer Saison eine 6.000 Quadratmeter große Brachfläche in ein blühendes Paradies verwandelte. Die beiden Gründer von

»Nomadisch Grün gGmbH«, der eine Historiker, der andere Filmemacher, beide Anfang/Mitte 30, betreiben seit Sommer 2009 direkt an der Kreuzberger U-Bahn-Station Moritzplatz eine »soziale, ökologische und partizipative Landwirtschaft in der Stadt«.

Kooperation: Der Garten als urbane Plattform zum Mitmachen

Von Anfang an setzten Robert und Marco auf Kooperation. Gemeinsam mit mehr als 150 engagierten KiezbewohnerInnen machten sie die Fläche urbar. Dabei blieb es aber nicht: Der für alle zugängliche Prinzessinnengarten versteht sich als Plattform für Leute, die etwas tun wollen: Hier hält ein naturnah wirtschaftender Imker seine Bienen und führt Kinder in die Honigproduktion ein, eine schwedische Künstlerin baut 16 verschiedene alte Kartoffelsorten an und sensibilisiert den Blick für das monokulturelle Angebot in den Supermärkten. Trägervereine aus der Nachbarschaft nutzen den Garten für Integrations- oder Gesundheitsarbeit, ein arbeitsloser Ingenieur will die Dächer der Container für die Regenwassergewinnung umrüsten, das benachbarte »Heilehaus« bietet eine Kooperation in Sachen Heilkräutergewinnung an – die Möglichkeiten nehmen mit jedem Besucher, der durch das Gartentor tritt, zu.

Der Prinzessinnengarten, sagt Marco Clausen, wächst organisch in all diesen Austauschverhältnissen. Hier ist die Wiederentdeckung des Raums vor allem die Entdeckung eines undefinierten Terrains. An manchen Tagen sind die Betreiber überwiegend mit dem Beantworten von Fragen beschäftigt. Eine Landwirtschaft mitten in der Stadt gibt auch Rätsel auf – und vor allem: Sie ermöglicht neue Sichtweisen. Marco Clausen denkt, dass das an vordefinierten Orten wie Banken oder Geschäften nicht passiert, weil jeder weiß, wozu sie da sind. Der Prinzessinnengarten aber ermöglicht die Erkenntnis, dass Stadt ganz anders gestaltbar und erlebbar sein kann. Wenn die Annahme der avancierteren Raumtheorie zutrifft, dass Städte keine vorgefertigten und »füllbaren« Container sind, sondern netzwerkartige soziale Räume, die durch Handlungen (kognitiv) erzeugt werden⁸, dann sind Orte wie eine »soziale, urbane Landwirtschaft« von essenzieller Bedeutung, denn sie irritieren den Blick und fordern zu einer neuen Lesart von Stadt auf. Nicht zuletzt aus diesem Grund ist die Offenheit des Prinzessinnengartens

⁸ »Immer stärker setzt sich die Auffassung durch, dass... Raum nicht bloßer Behälter oder apriorische Naturgegebenheit ist, sondern als Bedingung und Resultat sozialer Prozesse gedacht und erforscht werden muss...« (Löw 2008, S. 37).

eine wesentliche Qualität, die Clausen und Shaw täglich zu bewahren versuchen: »Wir haben nicht den Masterplan. Wir sind keine Landschaftsarchitekten, die wissen, so und so soll der Garten aussehen, und die und die Funktion soll er haben. Wir wollen eine lebendige Interaktion zwischen dem Garten und der Nachbarschaft. Das ist ein offener Prozess. Wir kuratieren den Garten im Sinne von Pflegen und Sorgen. Wir wählen auch wie ein Gärtner aus, was wozu passen könnte, weil, nicht alles passt zueinander. Aber was so angefliegen kommt an sozialer Saat und sich niederlässt, das können wir nicht kontrollieren.«

»Recycling ist für urbane Landwirtschaft eine wesentliche Ressource.«

Im Garten wird das Gemüse, vorwiegend alte Sorten und seltene Kulturpflanzen, in lebensmittelechten Reissäcken, Bäckerkisten und aufgeschlitzten Tetrapacks angebaut. Zum einen wegen der fragwürdigen Qualität des Bodens, zum andern, um die Mobilität dieser urbanen Landwirtschaft zu betonen – und zugleich auch zu ästhetisieren. Im Garten ist alles mobil: Das Café und die Küche befinden sich in (geschenkten) Containern, die einmal im Hamburger Hafen standen. Container stammen, ebenso wie Bäckerkisten, als Standardtransportbehältnisse aus industriellen Strukturen, »die wir einfach mitnutzen«, so Robert Shaw: »Wir müssen in der Stadt mit dem arbeiten, was vorhanden ist, sowohl finanziell als auch ressourcenbasiert. Recycling, also Dinge umnutzen, ist für urbane Landwirtschaft eine wesentliche Ressource. Du hast keine ländlichen Ressourcen wie der Bauer. Der Boden ist auch nicht gut. Du musst andere Lösungen finden und dich umgucken: Welche Ressourcen habe ich in der Stadt?«

Die Knappheit der Ressourcen sensibilisiert zugleich für ihren Wert. »Wenn man nichts hat, dann muss man halt lernen, mit dem zu arbeiten, was da ist. Wir sagen jetzt nicht, oh Gott, Industrieprodukte! Sondern: Sie sind verfügbar in großen Mengen, es ist funktional, es erfüllt seinen Zweck, und man muss es einfach nur in einen anderen Kontext stellen, um eine andere Form von Produktivität zu erzeugen«, sagt Marco Clausen und betont, dass es gerade die Umnutzung ist, die die Leute dazu bringt, neu über die Dinge, ihre Materialität und ihren Wert nachzudenken.

Zugleich ermöglichen die stapelbaren Bäckerkisten, modular und flexibel Hochbeete zu bauen, die auch transportabel sind. Für Zwischennutzer auf einer Fläche, die das städtische Liegenschaftsamt nur so lange verpachtet, bis sie sie verkauft hat, bietet sich ein transportables System an, denn mit ihm kann man die unterschiedlichsten Orte in einen Garten verwandeln. Robert Shaw: »Wir können mit unseren Kisten durchaus eine Frucht-

folge einhalten, wie ein Landwirt, aber wir können mit den Kisten auch den Ort wechseln und uns auch ganz andere Orte erschließen, sei es ein Parkplatz, ein Hausdach, ein Parkdach. Verseuchte Orte, versiegelte Flächen, kleine Flächen.»

Das Areal pachteten die beiden im Juli 2009 vom Liegenschaftsfonds und zahlen dafür monatlich 2.300 Euro. Auch im Winter, wo der Garten, mobil wie er ist, in ein Theater umzieht. Die Pacht wird erwirtschaftet durch den Cafébetrieb, der täglich auch Mahlzeiten aus (möglichst vielen) lokalen Zutaten anbietet, sowie aus dem Verkauf von Pflanzen. Auch einige Berliner Spitzenrestaurants ordern alte Gemüsesorten und Wildkräuter im Prinzessinnengarten.

Am Kreuzberger Moritzplatz stößt Berliner Ausgehkultur auf Plattenbauten, Altbauwohngenden und ein Gewerbegebiet. Für Shaw und Clausen genau der richtige »Grenzort«, der eine bunte Mischung von GartenbesucherInnen erlaubt. Und tatsächlich: Wer einmal einen Sommertag am Moritzplatz verbringt, trifft auf Menschen, die sich über das Konzept »Nomadisch Grün« informieren, etwas über die urbanen Anbaumethoden erfahren wollen oder einen Platz zum Andocken für ihr eigenes Projekt suchen. Türkische Kiezbewohnerinnen ernten in der Regel schon in den Morgenstunden, eine sibirische Nachbarin führt täglich ihren Kater aus, gibt den »Greenhorns« wertvolle Pflanztipps und schaut nach den Bio-Chilis aus eigenem Anbau. Man trifft auf einen Stadtplaner aus New York, der ein ähnliches Projekt in Brooklyn plant, auf einen jungen Dachgartenaktivisten aus Mexico City, der im Internet aufmerksam wurde, auf eine Guerrilla Gärtnerin aus Barcelona oder auch auf des eigenen Kiezes überdrüssig gewordene junge Mütter aus der »Bionade-Bourgeoisie« vom Prenzlauer Berg. Gegen Mittag gesellen sich junge Kreative und »Apple Nerds« aus dem benachbarten betahaus zum Business Lunch aus lokaler Produktion hinzu und abends mischt sich die Szenerie erneut. Man kommt zum Musikmachen, zum Gärtnern nach Feierabend, zu einer Kulturveranstaltung, zum Ernten oder einfach zum »Chillen« unter Linden, Flüsterpappeln und Sommerlieder auf der verwunschenen Fläche, die nach Kriegsende mehr als 60 Jahre lang brachlag.

Ein Ort wie der Prinzessinnengarten offeriert flexible und punktuelle Teilhabe ohne längerfristige Verpflichtung, ernsthafte Orientierung an den Grundlagen des Seins und an kleinteiligen Strukturen, aber auch das Ausleben hedonistischer Leidenschaften. So in etwa wird auch das bürgerschaftliche Engagement der jüngeren Generationen charakterisiert: punktuell, aber intensiv. Es ist für hochgradig individualisierte Menschen auch einfacher,

nur sporadisch Zugehörigkeit zu erfahren. Manche überfordert ein zu intensives soziales Geschehen, weil es auch anstrengend und zeitraubend sein kann. Eine Community auf Zeit in einem Arbeitseinsatz bietet einen schnellen Einstieg und zugleich immer auch die Exit-Option. Der Magnetismus, den die urbanen Gärten gerade auf die jüngeren Generationen ausüben, erklärt sich auch durch die fehlende institutionelle Einbindung, gepaart mit dem Gefühl, trotzdem sozial angebunden und vernetzt zu sein.

Prinzip Dilettantismus

Marco und Robert beschreiben sich selbst als Dilettanten. Ihre Methode: Sie tun nur Dinge, von denen sie keine Ahnung haben. Dieses Prinzip funktioniert ähnlich wie die Wirtschaft der knappen Mittel: Man ist angewiesen – und damit offen – für das, was vorhanden ist. Die Knappheit der Mittel verwandelt sich auf diese Weise in eine Fülle an Erfindungsreichtum und Austausch. Nach und nach entsteht eine Community, die den Garten nutzt, als sei er eine Allmende (auch wenn er de facto kein Gemeineigentum ist). Der Prinzessinnengarten fordert auf zur Teilhabe: Man erkennt sofort, dass man mitarbeiten und etwas gestalten kann, von dem man selbst und andere profitieren. Marco Clausen nennt den Prinzessinnengarten »Bildungsgarten« und meint das in einem umfassenden Sinne: »Wir sind drauf angewiesen, dass man uns unterstützt. Wir können höchstens Verbindungen herstellen. Es ist ein offenes Geheimnis, dass diejenigen, die am meisten lernen, wir selbst sind.«

Die Bedürftigkeit, die hier von den Gründern regelrecht inszeniert wird, führt dazu, dass der Garten genau über die Netzwerke funktioniert, die aus ihm heraus entstehen, sich um ihn gruppieren oder ihn nutzen, um sich selbst weiter auszudifferenzieren. Unentwegt ergibt sich die Gelegenheit und Notwendigkeit zum Austausch, und das Zusammentreffen von vielen unterschiedlichen Talenten schafft eine »unaufgeräumte«, lebendige Atmosphäre. Egal ob in einem Workshop zu Window Farming, zum Begrünen von Hauswänden, Dächern und Balkonen oder bei der Nutzung von Plastikwasserflaschen als Permanentbefeuchter von Humusboden: Gefragt sind immer der Erfindergeist und der wechselseitige Austausch. Ressourcen setzen weitere Ressourcen frei, und so ist der Prozess der Produktivität in dem Garten nie abgeschlossen. Hier werden die Dinge kreativ umgedeutet und neu ins Verhältnis gesetzt. Eins ergibt sich aus dem anderen. Für Ideenreichtum sorgt nicht nur die anregende Gegenwart der unterschiedlichen Pflanzen, es ist auch die nie versiegende Möglichkeit, sich produktiv einzubringen und die Phantasie von den brachliegenden Dingen anregen zu lassen.

Im Prinzessinnengarten werden auch solche Menschen zu Experten, deren Wissen sonst eher wenig interessiert: Die, die wissen, wie man alte Gemüsesorten ertragreich anbaut, die sich über vielfältige Formen der Weiterverarbeitung und des Genusses austauschen können, die ein Diplom aus ihrer Heimat mitgebracht haben, das in Deutschland nicht anerkannt wird, die, die keine Erwerbsarbeit haben, aber eine Menge Zeit und Ideen. Insgesamt ein reicher Schatz, auf den man für den sozialen und ökologischen Umbau zurückgreifen könnte, ebenso wie auf die hier schon im Kleinen realisierte Vision einer Stadt, die sich auch als Ort von ressourcenschonenden und das Soziale und Kreative fördernden Formen der urbanen Subsistenz begreift.

Agropolis: Planung für einen Stadtteil des Erntens

Urbane Subsistenz lebt nicht nur von einfallsreichen Menschen, sondern braucht auch infrastrukturelle Voraussetzungen. Solche könnten womöglich schon bald in München entstehen. Für die »Wiederentdeckung des Erntens im urbanen Alltag« wirbt eine Gruppe von jungen Stadtplanern und ArchitektInnen, die 2009 im städtischen Wettbewerb »Urban Scale« den ersten Preis mit einer »metropolitanen Nahrungsstrategie« für München gewann. Von der landwirtschaftlichen Produktion bis zur Zubereitung präsentiert ihr »Agropolis«-Konzept eine zukunftsfähige Nahrungsökonomie, die den Eigenanbau, die Inwertsetzung der regionalen Ressourcen und den nachhaltigen Umgang mit dem Boden ins Zentrum der Stadtplanung stellt: Ernten soll wieder (sichtbarer) Teil der alltäglichen Lebensabläufe in der Stadt werden, und dies in einem Stadtviertel, das in den nächsten 30 Jahren in Freiham im Münchener Westen für 20.000 BewohnerInnen gebaut wird. Damit erhält urbane Subsistenz ein Rahmenkonzept auf städtebaulicher Ebene. Selber ernten und Infrastrukturen des lokalen Tausches und der Begegnung sollen die urbane Landwirtschaft räumlich erkennbar und erfahrbar machen. Eine Trambahn, die Viktualientram, soll jeden Tag beladen mit lokalen Nahrungsmitteln zum Viktualienmarkt fahren und Gemüse aus Freiham anliefern. An der Zwischenstation Sendlinger Tor wird, so die Planung, frisch geerntetes Obst und Gemüse direkt aus der Trambahn heraus verkauft.

Die Kernidee von Agropolis ist, die Lebensqualität von München zu betonen und noch zu erhöhen. Im Stadtteil der Zukunft haben die jungen PlanerInnen den öffentlichen Freiraum als Grünvernetzung und die Baumbestände als Obstbaumhaine gedacht, in die auch Gemeinschaftseinrichtungen integriert werden sollen. Obstbäume, Hecken mit Quitten, Schlehen,

Hagebutten und Kornelkirschen, Holunder und Johannisbeeren sowie eine Haselnussbaum-Allee als Hauptachse quer durch Freiham sollen den Stadtteil bereits prägen, bevor die ersten BewohnerInnen einziehen.

Das Image des letzten Stadterweiterungsgebiets ist schon jetzt Programm: »Freiham – der Stadtteil des Erntens im Münchener Westen«. Angesprochen fühlen sollen sich primär junge Familien; die Zielgruppe, die die Stadt nicht ans Umland verlieren, sondern in den Stadtgrenzen halten will. Im Agropolis-Stadtteil könnten die Eltern ihren Kindern bieten, was sonst nur in (intakten) Dorfstrukturen erfahrbar ist: das Erleben von Wachsen und Ernten, das Erfahren der Naturkreisläufe, das Graben in der Erde.

Nicht Stadt loswerden, sondern Stadt intensivieren und bereichern

Leben in der Stadt auf dem Land, könnte man sagen, und es zeigt sich deutlich, wie auch das Agropolis-Planungskonzept alte Grenzen zwischen Stadt und Land, zwischen Natur und Gesellschaft aufweicht. Urbanität schließt die Erfahrung von Pflanzen und Ernten nicht aus, im Gegenteil. Florian Otto, 33-jähriger Landschaftsarchitekt aus München, erläutert, was die Agropolis-Gruppe unter ihrem programmatischen Ziel, durch urbane Landwirtschaft die urbane Dichte noch zu erhöhen, versteht: »Es geht nicht darum, Stadt loszuwerden, sondern Stadt zu intensivieren und zu bereichern«. Dies soll geschehen durch die kreative Aneignung von bislang untergenutzten Arealen wie Freiflächen, Flachdächern, Fassaden, Lücken und Nischen. Grünflächen sollen neu gedacht und sinnvoller sowie intensiver als bisher genutzt werden. Urbane Verdichtung bedeutet hier eine Erhöhung der Lebensqualität durch Selbermachen und Eigeninitiative. Agropolis als Planungskonzept hat sich zwei zentrale Fragen gestellt: Wie kann eine Stadt wie München a) weiter wachsen und b) trotzdem kompakt bleiben und mehr Lebensqualität generieren, und zwar aus sich selbst heraus? Florian Otto formuliert das so: »Eigene Qualität, das heißt nicht noch mehr iPods, noch mehr WLAN-Netze, sondern eine Lebensqualität, die spezifisch nur in München gelebt werden kann.«

Der Stadtteil des Erntens bietet postmaterielle Lebensqualität

Agropolis ist kein öko-effizientes Planungskonzept zur Ressourcenoptimierung. Eine Autarkie Münchens in der Nahrungsmittelversorgung streben die PlanerInnen nicht an. Frank Lohrberg, Professor für Landschaftsarchitektur in Aachen, betont in seinem Beitrag »Agrarfluren und Stadtentwicklung« in diesem Band, dass sich keine Stadt mit Nahrungsmitteln, Energie und pflanzlichen Rohstoffen selbst versorgen kann, Städte entstanden dort,

wo ein fruchtbarer ländlicher Raum Überschüsse in die Stadt liefern konnte. Genau diesen gilt es genauer in den Blick zu nehmen, und das tun die Agropolis-Planer. Sie begründen die landwirtschaftliche Ausrichtung mit dem Lokalkolorit der bayerischen Metropole und wollen die Stadt »aus dem Geschmack heraus begreifen«. Die Vernetzung, Interaktivität und Neufindung der einzelnen Bausteine der Agropolis sind in einem Nahrungsstadtplan abgebildet. Florian Otto: »München hat eine spezifische Selbstauffassung, ein spezifisches Lebensverständnis, das mit Genießen zu tun hat. In den Cafés am Odeonsplatz sitzt man schon im Februar in der Sonne, dieses Lebensgefühl von der nördlichsten Stadt Italiens, und da gehören auch die Wochenmärkte mit dazu. In München gibt es einen starken Bezug aufs Umland, die schönen Berge und Seen, aber auch aufs Umland, aus dem qualitativ hochwertige Nahrungsmittel kommen. Diesen Zugang wollen wir in der Stadt selbst noch verstärken.«

Interkommunale Allianzen zur Nahrungsmittelsicherung und die Einbindung von Regionalvermarktungsinitiativen im Münchener Umland sollen für die Versorgung der Stadt in der Zukunft eine größere Rolle spielen, auch um zum Erhalt von traditionellen kleinstrukturierten Kulturlandschaften beizutragen. Kleinteiligkeit, schnelle Reaktionsfähigkeit, Infiltration und Umwandlung sehen die Planer als eigentliche Stärke des Konzepts urbaner Landwirtschaft.

Die Verbindung zwischen urbaner Subsistenz und regionaler Wertschöpfung bietet vielversprechende Perspektiven für eine neue Austarierung des Verhältnisses von Stadt und Umland. Ernten in der Stadt sensibilisiert für die rurale Landwirtschaft, für Produktionsabläufe, für Erntezyklen, für die Saisonalität der Produkte. So könnte ein solcher Stadtteil auch Impulsgeber sein für die Generierung von Diskursen über Regionalisierung, den Wert der Nahrungsmittelproduktion, den ökologischen Landbau und generell die Stadt-Land-Beziehungen.

Diskurs und Praxis: Beides ist vorgesehen, denn das Ernten wird auch als eine gemeinschaftsbildende Aufgabe verstanden. Hier kommen die »Grünen Räume« als wichtiger Baustein des Agropolis-Konzepts für den geplanten Stadtteil ins Spiel. Grüne Räume sind Gemeinschaftseinrichtungen mit Lagerräumen, einer Kompostanlage, Freiraum für Kleinvieh sowie Anbauflächen für Obst und Gemüse. Sie ergänzen und unterstützen den Anbau auf Balkonen, Dächern, gemeinschaftlichen Flächen und in Privatgärten, sie übernehmen aber auch Rand- und Nebenfunktionen zum Ernten, wie das zum Beispiel bei der Tierhaltung der Fall ist. Otto: »Wenn man das ernst nimmt, dass man dauerhaft ohne chemischen Dünger auf einer Fläche anbaut

und nicht die Möglichkeit einer Dreifelderwirtschaft hat wie in der Landwirtschaft, dann braucht man Tierhaltung, und das könnte in so einem grünen Raum realisiert werden.«

Grüne Räume stellen auch die Infrastrukturen wieder zur Verfügung, die in den letzten 50 Jahren nach und nach aus dem Städtebau verschwanden; etwa kalte Keller, in denen man Lebensmittel lagern kann. Die Lagerung und Weiterverarbeitung in Gemeinschaftsräumen könnte eine ähnliche Funktion haben wie früher der Dorfbrunnen. Grüne Räume sind auch explizit konzipiert als soziale Anlaufpunkte, beispielsweise zum Verschenken von überschüssiger Ernte, aber auch als Informationsbörse zum Austausch von Wissen. Angedacht ist eine Einrichtung, vergleichbar mit den Packstationen der Deutschen Post, die auch technische Möglichkeiten wie Internetbörsen für Gemüse bieten. Florian Otto stellt sich das so vor: »Es gibt zum Beispiel frisch eingelegte Gurken, und die tausche ich gegen meine Überproduktion an Tomaten. Das könnte man über das Internet ankündigen und in den Grünen Räumen anbieten, ohne dass man Geschäfte braucht, einfach über ein Regalsystem.«

Noch vor zehn Jahren wären Architekten und Stadtplaner mit Vorschlägen wie diesen ausgelacht worden. Mehr noch: Niemand wäre auf die Idee gekommen, sich eine solche Agropolis auszudenken; eine Stadt, die sich (auch) über die Grundlagen ihrer Existenz definiert und sie nicht auslagert an den Rand, eine Stadt, die die ökologischen Kosten der Transfers nicht externalisiert, sondern sie weitestgehend minimieren will.

Joseph Hanimann konstatierte in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, eine neue Acker- und Viehwirtschaft mitten im Stadtgebiet sei womöglich gesamtwirtschaftlich zu vernachlässigen, jedoch winke jenen Metropolen in der Welt die Zukunft, »... die Produktionspotenzial und Menschenvielfalt, funktionale Großräumigkeit und existentielle Kleinteiligkeit, Globalanbindung, territorialen Nahbezug, nachhaltige Entwicklungsdynamik, Landschaftsblick, Identitätsbildung und transzendentalen Sinnhorizont ohne expandierenden Flächenfraß am überzeugendsten miteinander zu verbinden verstehen...« (Hanimann 2009).

Dass die Stadtplanung heute nicht länger nach Alternativen zur innerstädtischen oder stadtnahen landwirtschaftlichen Nutzung sucht, sondern nach deren Potenzialen für eine Konsolidierung von Stadt, das ist der eigentliche Paradigmenwechsel (siehe Lohrberg in diesem Band). Das Agropolis-Konzept nimmt ihn mit nahezu spielerischer Leichtigkeit auf, kommuniziert ihn via virtuell geformter Semantiken und vermischt diese mit bäuerlichem Denken. Eine weitere eigenartig anmutende Melange, die echte Ausblicke für das 21. Jahrhundert eröffnet.

Subsistenz 2.0: Mundraub.org

Ähnlich wie die Grenzen zwischen Stadt und Land werden auch die zwischen digitalen und »analogen« Welten zusehends durchlässiger. Das urbane Gärtnern als Kulturtechnik geerdeter Materialität schließt seine virtuelle Repräsentation nicht aus, sondern würde womöglich in seinen neuen Formen ohne sie gar nicht stattfinden. Die internetgestützte Kommunikation in diverse Communities macht die Gärten in einer medial durchdrungenen Gesellschaft sowohl für die sogenannten Massenmedien interessant, als auch für die Generation der Digital Natives attraktiv. Gärtnern, Obstbaumalleen beernten, urbane Landwirtschaftsszenarien entwickeln – das alles mag »old school« sein; zu »new school« wird es über die Kommunikations- und Ästhetisierungsstrategien.

Bei kaum einem Projekt wird das deutlicher als bei mundraub.org, einer Internetplattform, die weniger aufs Gärtnern als aufs Ernten abzielt. Die fünf GründerInnen, ebenfalls allesamt »Thirtysomethings«, setzen eine nahräumliche Vision um, die in den letzten Jahrzehnten allerhöchstens Dorfrandbewohner der Generation 60 plus interessiert hätte. Das Projekt verfügt – wie die meisten erfolgreichen Unternehmungen – über eine Ursprungsgeschichte, die sofort in den Bann zieht und im Gedächtnis verfängt. Katharina Frosch und Kai Gildhorn waren mit Freunden auf einer Paddeltour im Sommer 2009 an der Unstruth in Sachsen-Anhalt, hatten sich im Supermarkt mit reichlich Obst-Proviant aus Südafrika und Neuseeland eingedeckt – bis ihnen plötzlich die heimischen Mirabellen und Zwetschgen buchstäblich ins Boot wuchsen. Die Paddler empfanden die Situation als bizarr, und es entstand die Idee, das »herrenlose« Obst digital zu kartieren, dadurch sichtbar und wieder zugänglich zu machen. Unter dem Motto »Freies Obst für freie Bürger« wird seit Ende 2009 auf der Internetseite www.mundraub.org mit kleinen Piktogrammen auf Fundstellen von Kirschbäumen, Heidelbeersträuchern, Walnussbäumen, Schlehen, Sanddorn und vielem mehr hingewiesen. Mitten in der Stadt, aber auch auf dem Land.

Der Erfolg war unerwartet, aber heftig. Nachdem die eigens programmierte Internetplattform in den ersten Monaten zwischen 100 bis 200 Zugriffe am Tag verzeichnete, explodierten die Zahlen mit den wachsenden Medienberichten. Seit Juli 2010 werden zwischen 2.000 und 5.000 Zugriffe täglich verzeichnet; im Anschluss an einen Fernsehbericht schnellen die Zahlen auf bis zu 18.000 hoch.

mundraub.org ist eine usergenerierte Plattform, die Community selbst trägt die Fundstellen von freien Obstbäumen ein. Das heißt, auf mundraub.org findet eine Kartierung von Obstbaumbeständen, unter anderem

auch von alten Sorten statt. Die User, unter ihnen lokale Experten, Obstbaumbesitzer und auch Vertreter der öffentlichen Hand, schaffen eine gemeinsam erstellte Wissensbasis über Standorte, Sorten, Erntezeiten, Mengen sowie Pflege- und Nachpflanzungsbedarf. Bezugspunkt der Aktiven ist der Erhalt der gewachsenen Kulturlandschaften und der regionalen Biodiversität.

Beide sind bedroht. Kai Gildhorn sieht in der von ihm mitgegründeten mundraub-Initiative nicht zuletzt aufgrund seines biographischen Hintergrunds ein wirksames Gegenmittel: »Ich komme aus Vorpommern, und da gibt es ganz viele Apfelbaumalleen, und mein Vater und ich haben da früher immer Säcke voll geerntet und die dann zur Mosterei gebracht. Es gab damals in der DDR auch gar keinen Apfelsaft, das musste man so machen. Man ging entweder zur Lohnmosterei oder es gab einen Bauern, der eine selbstgebaute Presse hatte. Und von der LPG haben wir uns Maiskolben geholt. Das war ganz normal, dass man sich von draußen was zum Essen geholt hat. Und weil ich das so kenne, will ich das auch erhalten. Es gibt ja Anzeichen, dass es die Alleen nicht mehr lange geben wird, weil die einfach zu viel Arbeit machen. Und weil sie keiner mehr nutzt, weil die nicht mehr in Wert gesetzt werden. Da gibt es aber ganz viel Potenzial für Wertschöpfung im ländlichen Raum. Und das ist ein Reichtum, den auch die Leute auf dem Lande wiederentdecken müssen. Ich freue mich immer, wenn ich auf die Mundraub-Karte gucke, die wird immer bunter und dichter, und man sieht richtig diese Vielfalt überall. Und ich möchte, dass das erhalten bleibt und genutzt wird.«

Die mundraub.org-Plattform will auch Think Tank für regionale Nachhaltigkeitsstrategien sein. Angedacht ist zum Beispiel, Naturschutzorganisationen, Streuobstwiesenbesitzer, Mostereien, Hofläden, kleine Pensionen und Biohotels in eine Strategie der Neuentdeckung des Nahraums einzubinden und gemeinsam Zugänge zu erarbeiten, die auf den Wert der Region und die ungenutzten biologischen und auch kulturellen und wirtschaftlichen Ressourcen weisen. Die Initiative sieht dabei die »grüne Obst-Allmende« als eine Art sozialen Kitt: Menschen verschiedener Generationen und Herkünfte kommen ins Gespräch und beziehen sich wieder positiv auf Orte, die vorher als abgeschrieben und »schrumpfend« galten.

Neben dem Erhalt der Artenvielfalt und dem regionalen Fokus sind es nämlich vor allem die Menschen und ihr Wissen, die den Gründern am Herzen liegen. Sie wissen, dass biologische und kulturelle Vielfalt einander bedingen und starteten deshalb zunächst eine Pilot-Kooperation mit dem Landkreis Potsdam-Mittelmark. Die Gemeinde als Eigentümer der Allmende und die Mosterei als Verarbeiter kooperieren mit mundraub.org, die Ernte-, Ein-

mach- und Mostaktionen organisieren. Falls das Pilotprojekt erfolgreich ist, könnte daraus ein Modell entstehen, das gerade auch an den Orten umgesetzt werden kann, an denen die (oft unfreiwillige) Landflucht im vollen Gange ist.

Die Wiederentdeckung der Allmende

Die Bewirtschaftung der Allmende ist ein Thema, das seit einigen Jahren auch im Zusammenhang mit der Open Source-Software und dem digital gestützten Teilen von Wissen neu diskutiert wird. Die Rede ist von einer »Wiederentdeckung der Gemeingüter« (Helfrich 2009). Starken Aufwind erhielt die Debatte durch die überraschende Vergabe des Wirtschaftsnobelpreises an Elinor Ostrom. Die amerikanische Politikwissenschaftlerin forscht zu kooperativem Handeln im Zusammenhang mit der Bewirtschaftung von Commons, also Allmenden oder Gemeingütern, die nicht Marktprinzipien, sondern gemeinschaftsorientierten Versorgungslogiken unterliegen. Zur Allmende gehören die Wasserversorgung ebenso wie Weideland oder gemeinschaftlich bewirtschafteter Wald. Das Bemerkenswerte an der Nobelpreisvergabe ist, dass der Mainstream der Wirtschaftswissenschaftler bis heute der These von Garrit Hardin folgt, der genau das Gegenteil von dem behauptete, was Ostrom erforschte: In seinem erstmals 1968 veröffentlichten Aufsatz »The Tragedy of the Commons« schrieb Hardin, dass die Allmende grundsätzlich übernutzt und damit heruntergewirtschaftet würde, weil der Homo oeconomicus nichts als den eigenen Vorteil suche. Im Lichte der peu à peu erfolgten Dekonstruktion der ökonomischen Glaubenssätze und vor allem der differenzierten empirischen Forschungsergebnisse Ostroms weiß man heute, dass es sich bei Hardins These um schlichte Ideologie handelt, die darauf abzielte, Privatisierungsvorhaben ideologisch zu untermauern; damals im Bereich der Landnutzung, heute in fast allen gesellschaftlichen Bereichen. Ostrom dagegen zeigt, dass Flächen unter bestimmten Voraussetzungen den besten Ertrag bringen, wenn sie als gemeinschaftliches Eigentum geführt und von den Bewohnern in eigener Regie gemeinwirtschaftlich genutzt werden (Interview in ZEIT online vom 14.10.2009).

Die Bewirtschaftung der Allmende braucht soziale Zusammenhänge, und deshalb hätte Elinor Ostrom ihre Freude an den »polyzentrischen Systemen« der urbanen Garten- und Ernteaktivitäten, an ihren lokalen Verästelungen und Vernetzungen. In ihnen sieht die Forscherin die beste Chance, dass begrenzte lokale Ressourcen sozial und ökologisch nachhaltig bewirtschaftet werden. Im Falle der Gemeingüter heißt das immer, dass sie nicht übernutzt werden dürfen, was einer abgeernteten Streuobstwiese im Umland von Ber-

lin allerdings durchaus passieren könnte. Das ist den mundraub.org-BetreiberInnen bewusst und sie fordern die User ihrer Website auf, die »Allgemeinen Geschäftsbedingungen« von [mundraub](http://mundraub.org) zu respektieren, die unter anderem so lauten: »Mundräuber haben Freude daran, dem fruchtbigen Ort etwas zurückzuschicken – sei es einfach durch ein gutes Gespräch rund um kostbares Obst, einen Besuch im nahegelegenen Hofladen oder Café oder sogar durch ein Engagement bei der Pflege von Obstbäumen«.

Es geht also um Geben und Nehmen; darum, Prozesse der Gegenseitigkeit und die »Ökonomie der symbolischen Güter« (Bourdieu) in Gang zu halten, die in ausdifferenzierten Gesellschaften ebenso gesellschaftsbildend sind wie in vormodernen (vgl. Adloff/Mau 2005). Mundraub-Mitgründer Mirco Meyer glaubt, dass sie mit dem Allmende-Thema deshalb auf eine so unerwartet große Resonanz stoßen, »weil die Menschen intuitiv wissen, dass man durch Teilen mehr bekommt«. Der junge Biologe sieht genau in dieser Beobachtung eine Chance für die lokale Wirtschaft: »Wenn Leute aus der Stadt einen Wochenendurlaub auf dem Land machen, sich an dem Obst erfreuen und da dann auch essen, trinken, übernachten und sich auch austauschen mit den Leuten vor Ort, dann ist das auch Wertschöpfung. Die Menschen mit ihrer Kultur vor Ort haben ja auch einen Wert. Und über das Obst kann man sich da Zugang zu verschaffen, überall. Jede Region in Deutschland hat ihre eigenen Obstsorten, Äpfel, Mirabellen, Birnen, Himbeeren. Es gibt eine riesengroße Anzahl an Arten, alleine 700 bis 1.000 Apfelsorten, die aber keiner kennt. Wenn man immer nur die gleichen Äpfel aus dem Supermarkt isst, dann wird man nie erfahren, dass es Äpfel mit rotem Fruchtfleisch gibt, oder kleine, ganz herrlich schmeckende Sorten. Das bereichert den Menschen in Erfahrung und auch in Lebensfreude«.

Auch [mundraub](http://mundraub.org)-Ideengeberin Katharina Frosch bestätigt, dass die Vielfalt von Obst Glücksgefühle bereitet, aber nicht nur in geschmacklicher Hinsicht, sondern auch, weil uns heimisches Obst wieder in Kontakt bringen kann mit den Orten, an denen wir leben: »Wir sind Nomaden. Auch hier in dieser Stadt Berlin. Alle ein bisschen entwurzelt. Und allein das Gefühl, ich kenne hier auf dem Land schon zehn Stellen, und ich bin nicht in Brandenburg aufgewachsen, ich bin erst vor vier Monaten hergezogen, und ich kenne schon wunderbare Orte, zu denen bin ich hingefahren, weil da ein Obstbaum stand. Das ist ein Anlass gewesen. Ich habe da mit Menschen gesprochen, die haben was mit mir geteilt. So ein einziger Mirabellenbusch hat mir einen wunderbaren Tag am Havelradweg beschert und zehn Kilo Mirabellenmarmelade. Da werde ich den ganzen Winter noch an diesen Tag denken. Das ist ein Anlass, der die Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Punkt lenkt, der

normalerweise ein weißer Fleck auf der Landkarte ist. Nämlich die »grüne Wüste in Brandenburg«. Ich wäre da nie hingefahren. Mit dem Zug ne Dreiviertelstunde von Berlin und mit dem Fahrrad weiter, total unkompliziert. Also, Mundraub lenkt mich mit meinem Tun und mit meiner Aufmerksamkeit auf Dinge, die für mich verloren waren.«

Ground Control to Major Tom: Neue Gärten suchen neue Stadtpolitik

Die Wiederentdeckung des Verlorengegangenen, des Kontakts mit der Erde und ihren Früchten, des Zeitwohlstands, der eigenen Gestaltung von Nahräumen und Sozialräumen – all diese individuellen Strategien aus der Zivilgesellschaft geben wichtige Impulse für eine zukunftsfähige Stadtentwicklung, die heute weitaus mehr Wirkung entfalten könnte, wenn sie stärker korrespondieren würde mit den Nachhaltigkeitsstrategien der Kommunen, die häufig noch zwischen verschiedenen Interessengruppen und Ämterzuständigkeiten zerrieben werden. Noch ist nicht entschieden, welche Wege die Städte in Zukunft beschreiten werden. Wird man weiterhin kommunales Eigentum vermarkten in der Hoffnung, dass etwa die Investoren einer neuen Shopping Mall die finanziellen Probleme der Kommunen lösen? Oder entscheidet man sich für eine »grüne Stadt für alle«?

Die Logik der Globalisierung und des Neoliberalismus löste eine Privatisierungseuphorie aus, die die Städte in einen Wettbewerb untereinander getrieben und ihnen zugleich die Mittel für gemeinwohlorientierte Haushalte entzogen hat. Sie führte vielerorts zu Schuldenbergen, unterfinanzierten Großprojekten und anderen Scherbenhaufen. Das größte Desaster ist aber der Wandel des Selbstverständnisses vieler Kommunen von einer öffentlichen Einrichtung zum »Unternehmen Stadt« (vgl. Mattissek 2008).

Die Marktlogik ist zur dominanten Logik der Gesellschaft und damit auch der Städte geworden. Aber die Stadt ist keine Ware, sondern ein Lebensraum. Seine Wiedereroberung haben sich unterschiedliche zivilgesellschaftliche Akteure – unter ihnen eben auch viele urbane Gartenprojekte – zur Aufgabe gemacht. An Orten wie Hamburg, Berlin oder Leipzig stehen sie jedoch auch vor der Frage, ob ihr Engagement im Viertel zu einem sozialräumlichen Wandel beiträgt, insofern die Aufwertung der Lebensqualität zur Grundlage für eine »Inwertsetzung« mit den bekannten Folgen der Vertreibung alteingesessener Bevölkerungsteile und steigender Mieten wird (vgl. Dörfler 2010, Twickel 2010 sowie Baier in diesem Band). Auch ein Projekt wie der Prinzesinnengarten, der sich auf einer städtischen Spekulationsfläche in Zwischennutzung befindet, ist mit Gentrifizierung konfrontiert. Das Projekt beabsichtigt keine Aufwertung des Viertels, um dessen Kapitalwert zu erhöhen, son-

dern will positiv in die Nachbarschaft hineinwirken. Je erfolgreicher es mit dieser Strategie jedoch ist, desto mehr entzieht es sich selbst die Grundlage. Das Perfidie an Gentrifizierungsprozessen ist, dass sie sich hinter dem Rücken und gegenläufig zu den Intentionen der zivilgesellschaftlichen Akteure abspielen. Dies tritt allerdings nur dann ein, wenn die Stadt die Kapitalisierungsprozesse nicht steuert. Oder sie gar fördert. Christoph Twickel, der die Transformationsprozesse im Hamburger Gänge-Viertel über einen langen Zeitraum beobachtete, kommt zu dem Schluss: »Gentrifizierung braucht Unterstützung durch die Politik. Dass die städtebauliche Erneuerung in Sanierungsgebieten sich als effektives Instrument zum sozial befriedeten Austausch der Bevölkerung erwiesen hat; ... dass die Städte ihre kommunalen Wohnungsbaugesellschaften ... als Profit Center in die Pflicht nehmen; ... dass städtische Wohnungsbestände en gros privatisiert werden, dass die Finanzbehörden der Städte selbst zu Preistreibern auf dem Immobilienmarkt geworden sind – all das sind politische Entscheidungen, die den Abstand zwischen den Milieus in den Großstädten vergrößern.« (Twickel 2010, S. 102f.).

Man könnte auch andere Entscheidungen treffen. Eine der ureigensten Aufgaben der Kommunen, die Freihaltung öffentlicher Räume von Partikularinteressen und die Ermöglichung von Teilhabe aller BewohnerInnen, gehört heute neu auf die politische Tagesordnung. Und subsistenzorientierte Nachhaltigkeitsstrategien benötigen mehr als Anerkennung, nämlich infrastrukturelle und rechtliche Voraussetzungen wie die Bereitstellung von Grund und Boden, damit sich ihre Potenziale für eine zukunftsfähige Entwicklung entfalten können.

Zugleich muss man sich darüber im Klaren sein, dass – auch wenn der absehbare Anstieg der Lebensmittelpreise das Gemüsegärtnern in Zukunft vermutlich weitaus lohnender machen wird – urbane Gärten im 19. Jahrhundert als Armen- und Arbeitergärten in Zeiten von Bodenspekulation und Ausbeutung entstanden und primär der Überlebenssicherung dienten (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung 2010, Stein 2010 sowie Meyer-Renschhausen in diesem Band). Das Land wurde den Bedürftigen mit patronisierendem Gestus von Staat und Kirche zugeteilt, denn man war auf die Reproduktion ihrer Arbeitskraft angewiesen. Heute wird die (einfache) Arbeitskraft nicht mehr benötigt und so mancher würde die städtischen Armen gerne wieder beim Hacken sehen statt auf den innerstädtischen Plätzen mit der Bierflasche in der Hand. Urbane Subsistenz sollte aber nicht im Sinne einer neosozialen Logik (vgl. Lessenich 2008) für den Umbau des Sozialstaates instrumentalisiert werden. Die neuen Gärten stehen vielmehr für Teilhabe und Partizipation in einer grünen und produktiven Stadt, für die

Wiederaneignung von Kulturtechniken der Kooperation, für die Wertschätzung von Landwirtschaft und Ernährung, von den Grundlagen des Seins. Und genau aus diesem Grund brauchen wir zuallererst ein grundlegend revidiertes Verständnis von Ökonomie, das den sozialen und ökologischen Erfordernissen dienen sollte, statt diese zu kolonisieren und zu instrumentalisieren. Um das umzusetzen, müssten sich ganz neue Interessenskonstellationen zwischen öffentlichen und zivilgesellschaftlichen Akteuren entfalten. Die politischen Strukturen entsprechen nicht mehr den Erfordernissen einer Gesellschaft im Transitstadium, und es werden – im besten Falle – Demokratisierungsschübe von heute noch unerwarteten Dimensionen erfolgen, die weit mehr als die funktionale Teilung der modernen Großstadt in Arbeits- und Privatleben (Sennett 1990) in Frage stellen.

Literatur

- Adloff, Frank/Mau, Steffen (Hg.)** (2005). Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt/New York: Campus.
- Bakker, Nico/Dubbeling, Marielle/Gündel, Sabine u. a. (Hg.)** (2000). Growing Cities, Growing Food. Urban Agriculture on the Policy Agenda. Feldafing: DSE.
- Bommert, Wilfried** (2010). Das Fundament bröckelt. In: Die ZEIT 34/2010, S. 22.
- Elton, Sarah** (2010). Locavore. From Farmers' fields to rooftop gardens. How Canadians are changing the way we eat. Toronto: HarperCollins Publishers.
- Dörfler, Thomas** (2010). Gentrification in Prenzlauer Berg? Milieuwandel eines Berliner Sozialraums seit 1989. Bielefeld: transcript.
- Gstach, Doris/Hubenthal, Heidrun & Maria Spitthöver** (2009). Gärten als Alltagskultur im internationalen Vergleich. Arbeitsberichte des Fachbereichs Architektur Stadtplanung Landschaftsplanung, Heft 169, Universität Kassel.
- Han, Byung-Chul** (2009). Duft der Zeit. Ein philosophischer Essay zur Kunst des Verweilens. Bielefeld: transcript.
- Hanimann, Joseph** (2009). Urbanismus: Die Simulation unserer Zukunft. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 20.9.2009.
- Hardin, Garrett** (1968). The Tragedy of the Commons. In: Science 162, S. 1243–1248.

- Hardt, Michael/Negri, Antonio** (2002). *Empire. Die neue Weltordnung*. Frankfurt/New York: Campus.
- Harrison, Robert** (2010). *Gärten. Ein Versuch über das Wesen der Menschen*. München: Hanser.
- Hartmann, Kathrin** (2009). *Ende der Märchenstunde. Wie die Industrie die Lohas und Lifestyle-Ökos vereinnahmt*. München: Blessing.
- Heath, Joseph/Potter, Andrew** (2005). *Konsumrebell. Der Mythos der Gegenkultur*. Frankfurt/M.: Zweitausendeins.
- Helfrich, Silke/Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.)** (2009). *Wem gehört die Welt? Zur Wiederentdeckung der Gemeingüter*. München: oekom.
- Hirn, Wolfgang** (2009). *Der Kampf ums Brot. Warum die Lebensmittel immer knapper und teurer werden*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Horx, Matthias** (2009). *Das Buch des Wandels. Wie Menschen Zukunft gestalten*. München: DVA.
- Illouz, Eva** (2006). *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Jahnke, Julia** (2010). *Guerilla Gardening anhand von Beispielen in New York, London und Berlin*. Berlin: Der andere Verlag.
- Krämer, Tanja** (2010). *Der Traum von den Stadttomaten. Neue Konzepte könnten die Landwirtschaft in die Städte holen*. In: Spektrum der Wissenschaft online, 30.4.2010. www.wissenschaft-online.de/artikel/1030383&z=798888.
- Leggewie, Claus/Welzer, Harald** (2009). *Das Ende der Welt, wie wir sie kannten. Klima, Zukunft und die Chancen der Demokratie*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Leppert, Stefan** (2009). *Paradies mit Laube. Das Buch über Deutschlands Schrebergärten*. München: DVA.
- Lessenich, Stephan** (2008). *Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus*. Bielefeld: transcript.
- Löw, Martina** (2008). *Soziologie der Städte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Madlener, Nadja** (2009). *Grüne Lernorte. Gemeinschaftsgärten in Berlin*. Würzburg: Ergon.
- Mattissek, Annika** (2008). *Die neoliberale Stadt. Diskursive Repräsentationen im Stadtmarketing deutscher Großstädte*. Bielefeld: transcript.
- Meyer-Renschhausen, Elisabeth** (2004). *Unter dem Müll der Acker. Community Gardens in New York City*. Königstein/T.: Ulrike Helmer Verlag.
- Mörtenböck, Peter/Mooshammer, Helge** (2010). *Netzwerk Kultur. Die Kunst der Verbindung in einer globalisierten Welt*. Bielefeld: transcript.

- Müller, Christa** (1998). Von der lokalen Ökonomie zum globalisierten Dorf. Bäuerliche Überlebensstrategien zwischen Weltmarktintegration und Regionalisierung. Frankfurt/New York: Campus.
- Müller, Christa** (2002). Wurzeln schlagen in der Fremde. Die Internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse. München: oekom.
- Ostrom, Elinor** (1990). *Governing the Commons. The Evolution of Institutions for Collective Action*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Palfrey, John/Gasser, Urs** (2008). *Generation Internet. Die Digital Natives: Wie sie leben – Was sie denken – Wie sie arbeiten*. München: Hanser.
- Rosol, Marit** (2006). *Gemeinschaftsgärten in Berlin. Eine qualitative Untersuchung zu Potenzialen und Risiken bürgerschaftlichen Engagements im Grünflächenbereich vor dem Hintergrund des Wandels von Staat und Planung*, Berlin: Mensch & Buch.
- Rubin, Jeff** (2010). *Warum die Welt immer kleiner wird. Öl und das Ende der Globalisierung*. München: Hanser.
- Sahlins, Marshall** (1974). *Stone Age Economics*. London: Routledge.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (Hg.)** (2010). *Das bunte Grün. Kleingärten in Berlin*. Berlin: Kulturbuch Verlag GmbH.
- Sennett, Richard** (1990). *Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds*, Berlin: BvT.
- Stein, Hartwig** (2010). Oasen in der Steinwüste. In: Reimers, Brita (Hg.). *Gärten und Politik. Vom Kultivieren der Erde*. München: oekom, S. 121–136.
- Taborsky, Ursula** (2008). Naturzugang als Teil des Guten Lebens: Die Bedeutung interkultureller Gärten in der Gegenwart. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Twickel, Christoph** (2010). *Gentrifidingsbums oder eine Stadt für alle*. Hamburg: Edition Nautilus.
- Weber, Andreas** (2008). *Alles fühlt. Mensch, Natur und die Revolution der Lebenswissenschaften*. Berlin: BvT.
- Werlhof, von Claudia/Mies, Maria & Veronika Bennholdt-Thomsen** (1983). *Frauen, die letzte Kolonie*. Reinbek: rororo.
- Wolfrum, Sophie/Nerdinger, Winfried (Hg.)** (2008). *Multiple City*. Berlin: jovis.

Karin Werner

Eigensinnige Beheimatungen. Gemeinschaftsgärten als Orte des Widerstands gegen die neoliberale Ordnung

Sie sind jung, sie tragen Notebook und Handy stets bei sich, und sie gehen in den Garten, wo sie gemeinsam mit anderen Gemüse anbauen. Das ist neu. Es geht um die Enkel der 68er-Generation. Dieser Beitrag versucht zu entziffern, was diese jungen Städter kollektiv in den Garten treibt, was sie dort finden und was dort am Ende der Nuller-Dekade des neuen Jahrhunderts entsteht.

Keine Frage, hierzulande ist der Nutzgarten als Teil einer subsistenzorientierten Hauswirtschaft zusammen mit der Kleinfamilie als hegemoniale Form des Zusammenlebens bereits vor Jahrzehnten untergegangen. Das neue Gärtnern in der Stadt ist jenseits des Notwendigen angesiedelt, jedenfalls wenn man das Notwendige als das versteht, was zur materiellen Versorgung unbedingt gebraucht wird. Wenn man es freilich weiter fasst als das was hier und jetzt Not tut, was geboten und reizvoll erscheint, dann sind die neuen Gärten wieder auf dem Plan.

Die neue Hinwendung zum Gemeinschaftsgärtnern in der Stadt ist vielmehr als eine eigenwillige Stimme innerhalb einer äußerst prominenten Strömung »hin zur Natur« zu verstehen, wie wir sie während des vergangenen Jahrzehnts erlebt haben. Diese ist als Teil einer konsumkapitalistischen Großwetterlage einzuordnen, in der Garten- und Landhausidylle, Trekking und andere Outdoor-Aktivitäten, auch der massive Ausbruch des traditionellen Cafés »nach draußen«, Räume und materielle Texturen schaffen, die den emotionalen Haushalt und das Begehren des Subjekts der Post-, Hoch- oder »Zweiten Moderne« befrieden und beflügeln. Die astronomisch hohen Auflagen der vor einigen Jahren erfundenen Landleben-Zeitschriften sind hier als Indikator zu nehmen. Landhausstil bzw. (vermeintlich) naturnaher Lifestyle bilden seit mehr als einem Jahrzehnt ein stilistisches Epizentrum des Lebens »in der Mitte« und

haben auch nach dem Umschwung in eine neue gestalterische Kühle und Sachlichkeit etwa ab 2005 als prominente stilistische Orientierung schadlos überlebt. Die hier angesprochene materielle Stilisierung ist eng verbunden mit einem Diskurs der Wellness, der vor allem auf den Körper zielt und ihn mit einem neuen Regime an Räumen und selbstreflexiven Techniken verbindet. All diese Ordnungen, Materialitäten und Räumlichkeiten sind in einem postfordistischen Kapitalismus bzw. in einer neoliberalen Gesellschaftsformation zu verorten, die – im Vergleich zu früheren Ordnungen – den Zugriff auf die Subjekte verändert und intensiviert hat. Dies geschieht, vergrößert gesagt, durch ein Umschalten von Fremdregulierung hin zu einem ausgefeilten Ineinandergreifen von Selbstführung, Selbstthematisierung, Selbstvermarktung und Selbstentfaltung des Subjekts. Die prominente Figur innerhalb dieser neuen Ordnung der Gouvernamentalität ist das flexible Selbst, das mit anderen, etwa bei der Arbeit, locker und eher flüchtig verbunden und verschiebbar geworden ist – auf Kosten langfristiger Verpflichtungen, Vertrauen und Loyalität. Es entsteht zunehmend eine konsumistisch ausgestaltete »Selbstentfaltungskultur«, in der die Einzelnen sich permanent selbst beobachten, kontrollieren und normalisieren. Andreas Reckwitz bringt diese Form des Selbstverhältnisses wie folgt auf den Punkt: »Der Einzelne versucht nicht nur seinen optimalen ›Stil‹ für sich selbst zu kreieren, sondern im Sinne einer *presentation of self in everyday life* (E. Goffman) auch einen Stil, der nach außen einen Eindruck der eigenen Person vermittelt, welcher für Dritte konsumtionsfähig ist und der das Subjekt zu einem bevorzugten Objekt der Wahl durch andere macht.« (Reckwitz 2004, S. 179). Mit anderen Worten: Die Subjekte bewegen sich in einer auf Dauer gestellten Assessment Center-Situation, in einer endlosen Feedback- und Selbstoptimierungsschleife. Das Subjekt bleibt in dieser Ordnung bzw. in diesem Ensemble von Ordnungen sowohl betriebswirtschaftlichen Wettbewerbskriterien verpflichtet als auch einer allgemeinen Kontrolle, welche die Form permanenter Kommunikation hat. Hannelore Bublitz dazu: »Dem entspricht nicht mehr der eingeschlossene, sondern der anschlussfähige Mensch. Möglicherweise handelt es sich aber nur um eine neue und andere Form des Einschlusses in die unbegrenzte Modulation, die permanente Kommunikation (...)«. (Bublitz 2010, S. 91). Damit greift Bublitz die Zeitdiagnose von Hardt/Negri auf, die in ihrem wichtigen zeitdiagnostischen Werk »Empire« bereits feststellten: »Die großen Industrie- und Finanzmächte produzieren entsprechend nicht nur Waren, sondern auch Subjektivitäten.« (Hardt/Negri 2002, S. 46). Angesichts dieser Omnipräsenz des vollkommen ausgefeilten und zunehmend unkenntlichen Marktes wird für die Einzelnen Selbstmanagement und Selbstmodulation zum subjektiven Königsweg.

Die neuen städtischen Gemeinschafts- und Nachbarschaftsgärten sind, wie so viele andere Aktivitäten, Projekte. Damit sind sie nicht einfach Gärten, sondern voraussetzungsvolle soziale Institutionen eigenen Typs. Die Projektform ist ebenso zeitgemäß wie inflationär verbreitet und kann als soziales Konstituens neoliberaler Vergesellschaftung *par excellence* verstanden werden. Projekte sind heute so normal, dass wir ihre Partikularität nur schwer wahrnehmen können. Das Projekt, ursprünglich die Bezeichnung für eine unabgeschlossene künstlerische Arbeit, hat sich generalisiert und bildet das soziale Komplement für das sich selbst verwirklichende Subjekt. Das Projekt ist eine offene und temporäre Form; es gewährleistet Anschluss an die verschiedenen gesellschaftlichen Bereiche. Es ist nicht gegeben und fix, sondern auf die Festschreibungen und Füllung durch die beteiligten Personen angewiesen, formbar und es saugt Identität an. Projekte haben eine »identity«, einige auch eine »corporate identity«. Das Projekt in der ihm eigenen Unbestimmtheit und Kontingenz saugt chronisch Entscheidungen und Verwirklichung an, es saugt Beschreibung und Bezeichnung an; es konstituiert das Subjekt und vice versa. Aus diesem Grunde diente es den Architekten des Postfordismus auch als probate Vorlage zur Deregulierung der einst fest gefügten Arbeitsverhältnisse. Einst Avantgarde, ist das Projekt heute gleichermaßen in Wirtschaft und Kultur die normalisierte soziale Form der Selbstverwirklichung und der Sinnproduktion. An der fluiden und vielfach angeschlossenen Projektform führt heute kein Weg vorbei; janusköpfig verheißt sie Selbstverwirklichung und Kreativität und gleichzeitig Kolonisierung und Normalisierung.

In Bezug auf die hier behandelten neuen Formen urbaner Kollektivität stellt sich die Frage, wo und wie diese Regime positiver Macht ihre Grenzen finden und wie in ihnen Widerstand möglich ist. Michel Foucault, der diese Ordnung der Gouvernamentalität in seinem Spätwerk analysiert hat, beantwortet sie zunächst allgemein mit der Aussage: »Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand« (Foucault 1983, S. 116). Allerdings betont er auch, dass dieser Widerstand niemals außerhalb der Macht existieren kann, und es demnach auch keine Orte der »großen Weigerung« gibt. Damit geht er auf Distanz zu den 68ern, namentlich den Aktivisten der Frankfurter Schule und den Neuen Linken. Statt dauerhafter und identitätsstiftender Räume und Strukturen rücken nun Punkte des Widerstands in den Blick derjenigen Intellektuellen, die diese Zeitdiagnose maßgeblich vorangetrieben haben. Michel de Certeau betont, dass die von Foucault beschriebenen Technologien und Prozeduren der Macht niemals total sein könnten und setzt auf »verstreute« Praktiken bzw. auf Brennpunkte und Inseln des Gegenverhaltens (de Certeau 1988, S. 110). Er plädiert für eine »Kunst des Handelns« und streicht die Bedeutung

des Taktischen (im Unterschied zum Strategischen) heraus. Gilles Deleuze sieht Auswege aus der Kontrollgesellschaft durch »die Konstitution von Existenzweisen oder die Erfindung von Lebensmöglichkeiten, (...): die Existenz nicht als Subjekt, sondern als Kunstwerk« (Deleuze 1993, S. 134). Die Cultural Studies rücken, statt der großen Verweigerung der 68er, die vielen kleinen Verweigerungen in den Blick und sehen hier wirkungsvolle und in die alltägliche Praxis eingeflochtene Formen von Abweichung und Resistenz. Auch Judith Butler betont die Normalität der Subversion, das heißt des Potenzials der ständigen Durchbrechung eingespielter Routinen durch »performances«. In ihrem Denken spielen leibliche Hervorbringungen eine Schlüsselrolle (Butler 1991). Foucault selbst beantwortete die Frage nach Widerstandsoptionen, indem er auf subjektive und auf kollektive Möglichkeiten des Widerstands hinwies und auch darauf, dass das Kollektive seitens der neoliberalen Kräfte unter massivem Beschuss stehe, zumindest wenn es der Durchsetzung deregulierender Maßnahmen im Wege stehe. Das neoliberale Regime sucht seine Wahrheit bei der »Verantwortung des Einzelnen«. Allerdings führt aus dieser Sicht kein Weg mehr zurück in die großen politischen Kollektive des 19. und 20. Jahrhunderts und den in ihnen aufgehobenen Hoffnungen und Programmen. Diese haben auch Hardt/Negri ad acta gelegt. Sie sehen den politischen Widerstand in der »neuen Welt« wie folgt: »Sie kennt nur noch ein Innen, eine lebendige und unvermeidliche Beteiligung an den gesellschaftlichen Strukturen, die sich nicht mehr transformieren lassen.« (Hardt/Negri 2002, S. 419f.).

Diese Debatten haben vor etwa 30 Jahren, nämlich zeitgleich mit dem weltweiten Durchbruch der neoliberalen Ordnung, eingesetzt und werden heute unvermindert fortgeführt. Sie sind mit ihr auf Tuchfühlung, ja sie bilden selbst einen – widerständigen – Teil dieser Ordnung. Die Diagnosen und ihre Metaphern sind mittlerweile selbst kanonisiert und über viele verschiedene Pfade zum Teil von Populärkultur geworden. Sie werden von ihr adaptiert und dann als Teil von Lebensstilen artikuliert. Foucaults Glatze, Rollkragen und Brille etwa prägten bis vor wenigen Jahren den Look vieler junger urbaner Intellektueller. Ausschnitte dieses zeitdiagnostischen sozialphilosophischen Repertoires (hauptsächlich poststrukturalistischer Provenienz) gehören ganz unzweifelhaft zum urbanen Jargon und inspirieren heute den politischen Post- oder Neo-Aktivismus der jungen Städter mit Hochschulbildung. Und dieser wendet die Diagnosen gewissermaßen auf sich selbst an, ohne dass die Selbstanwendungen die Form einer klar umgrenzten und eindeutigen Bewegung erkennen lassen. Ein Kennzeichen der Neo-Aktivismen ist, dass sie ihre geistigen Bezüge im Poststrukturalismus (inklusive den differenztheoretischen Gender Studies à la Butler, deren politische Lesart der Performativität für das heutige

Politische nicht zu überschätzen ist), im Postmarxismus, in den neuen Raumtheoremen und im Postkolonialismus finden und dass sie diese Diagnosen als Denken für ihre Generation lesen, als Denken, das sie sozusagen als neoliberale Natives auf eine besondere Weise erreicht und das sie herausfordert, die vorgedachten und teilweise nur geahnten Pfade in politische Eigenerfindungen umzumünzen. Die politischen Großprojekte ihrer Großeltern und Eltern provozieren entweder Nostalgie oder den leisen Dünkel des Besserwissens. Sie machen Politik, aber auf eine Weise, die für ältere und in kompakten, großen politischen Strukturen sozialisierte Generationen nicht unbedingt leicht zu verstehen ist, denn sowohl die Achse Individuum-Kollektiv (von kompakten zu fluiden, vielfädigen Formen) als auch die Achse Zeit-Raum, vor allem aber die Bedeutung der ästhetisch-körperlichen Performances, die man als post-konsumtiv bezeichnen kann, haben das Politische verändert. Die Jungen antworten auf die permanente Zumutung des kommunikativen Anschließens, sie geben Feedback, zugleich erfinden, unterbrechen, entgleiten und simulieren sie. Sie übersetzen und sprechen viele Sprachen, mit den Älteren sprechen sie die Sprache ihrer Eltern und Lehrer, die sie fließend beherrschen. Und sie entdecken zunehmend Gärten als politisch-performative Orte für sich.¹

Gemeinschaftsgärten als in die Stadt insertierte Räume

Man ist nicht mehr »alternativ«. Um mit dem Mainstream zu brechen, geht man nicht mehr aufs Land, um sich selbst zu versorgen. Diese Abwendung ist »old school« bzw. 1970er- oder 1980er-Stil. Die biografische Zäsur und das Drama des Weggehens als dissidente Praxis einschließlich der vielen damit verbundenen Versagungen sind nicht Teil des politischen Repertoires der Jüngeren. Ohnehin ist die große Geste obsolet geworden. Man bleibt und nimmt bewusst Raum ein und »bespielt« ihn. Die Inbesitznahme der Gartengrundstücke, die möglichst inmitten belebter Quartiere gelegen sein sollen (was aber wegen der städtischen Vergabepolitik selten gelingt), ist als eine Facette urbanen Lebensstils zu lesen. Die neuen Gartenakteure wollen in der Stadt bleiben und gerne auch mittendrin. Was sie auf die Idee zum gemeinsamen Gärtnern bringt, ist unterschiedlich. Mal ist es das kleine Experiment mit einem unbebauten Grundstück in der Nachbarschaft, das eine soziale Eigendyna-

¹ Die folgenden Beobachtungen beziehen sich auf viele verschiedene Formen von städtischen Gartenprojekten, die ich in den vergangenen zehn Jahren besucht habe. Am meisten jedoch orientieren sie sich an einigen jüngeren Gemeinschaftsgärten in Berlin.

mik nimmt und politisch und identitär als Besetzung gerahmt wird, wie beim Nachbarschaftsgarten Rosa Rose in Berlin; mal sind es Reiseerlebnisse in Kuba, die in neue Gartenprojekte einmünden wie bei »Nomadisch Grün«. Eine gewisse Strahlkraft darf man auch den New Yorker Community Gardens zuschreiben, die als Archetypus nichtkleinbürgerlichen Gemeinschaftsgärtner*innen mitten in der Stadt so manches Projekt hierzulande inspiriert haben. Mittlerweile sind diese und andere Gartenprojekte Selbstläufer geworden. Die neuen Gemeinschaftsgärten sind Teil der Stadt und passen genau hierher. Sie werden in den urbanen Körper eingepflanzt und verändern damit das Gesicht der jeweiligen Nachbarschaft.

Die Gärten sind Räume eigenen Typs. Sie entstehen als soziale, einladende erst durch ihre Inbesitznahme und Erschließung. Viele Flächen, die in Gärten verwandelt werden, liegen vorher brach. Erst durch die in sie investierte Arbeit und die wiederholte und veralltäglichte Nutzung verändern sie ihre Form und öffnen sich. Brachflächen werden von Unorten zu attraktiven Orten. Diese Verwandlung ist ein faszinierender Prozess der gegenseitigen Anverwandlung, denn nicht nur die Flächen, sondern auch die Personen, die sie beherbergen, verändern sich dabei. Im Zuge dieser allmählichen Kultivierung und Inbesitznahme entstehen Orte, die zugleich öffentlich und privat sind. Die Gärten ermöglichen viele verschiedene Formen von Präsenz: In ihnen wird gearbeitet, gemeinsam mit anderen »abgehangen«, sie dienen als soziale Treffpunkte und vieles mehr.

Auf der Scholle spielen die Akteure das lokale Spiel. Sie verorten sich und beheimaten sich auch bis zu einem gewissen Grad. Dies liegt nahe, wenn man gemeinsam pflanzt, pflegt und erntet. Für die meisten sind damit neue Eindrücke verbunden, die nach Deutung und Verbindung zu anderen Aspekten der alltäglichen Praxis verlangen. Die der Stadt quasi hinzugefügten Orte der Gemeinschaftsgärten bilden räumliche Zäsuren und sind von ihrer Umgebung klar abgegrenzt und eigenwertig, andererseits sind sie mit dem sie umgebenden Nahen und Fernen auf vielfache Weise verbunden und vernetzt. Diese Spannung aus Be- und Entgrenzung bestimmt die sozioräumliche Dynamik dieser Projekte.

Gemeinschaftsgärten und die gärtnerische Ordnung

In Gartenprojekten hat man es mit Pflanzen zu tun, die gepflegt werden müssen, um zu gedeihen. So ein Garten macht ganz schön viel Arbeit, selbst wenn es sich dabei um Hochbeete oder relativ kleine Parzellen von wenigen Quadratmetern Größe handelt, um die Einzelne sich kümmern. Ein in der Saison nur kurze Zeit vernachlässigtes Beet gibt schnell Zeugnis von der fehlenden

Sorge, und selbst wenn hier dafür eine höhere Toleranz vorhanden ist als andernorts, wird auch in den städtischen Gemeinschaftsgärten viel und oft sogar fleißig gearbeitet. Scheitern ist im Garten normal, auch für erfahrene Gärtnerinnen. Egal jedoch, wie erfahren man ist, Gartenarbeit bedeutet ganz schlicht, dass man sich in der Saison beinahe täglich in den Garten bewegen muss, um hier tätig zu werden: säen, düngen, gießen, Unkraut zupfen, Schädlinge bekämpfen und um die Pflanzen herum sein. Gartenarbeit ist mit Wiederholung, mit Fleiß, Geduld und Geschick verbunden. Das berühmte »Händchen« für Pflanzen kommt nicht von allein. Wer ernten will, braucht Wissen und Erfahrung. Das Gärtnern ist ein Handwerk. Für viele der Jüngeren, die »Digital Natives« und also Experten der Kodierung und Manipulation von Zeichen sind, ist diese Form der Arbeit neu. Im Gartenarrangement sind sie zunächst verloren, denn hier begegnet ihnen eine ganz andere Welt als die gewohnte. Für Subjekte, die sich in digitalen Umgebungen und deren kybernetischen Logiken zu Hause fühlen, sind Pflanzen Freaks bzw. Aliens: fremd und seltsam. Davon geht eine Faszination² aus. Durch die komplizierte und anstrengende Konfrontation mit der Pflanze fallen sie – zumindest temporär – aus dem kybernetischen Zeichenperfektionismus in eine andere, eine gärtnerische Ordnung. Pflanzen haben einfach ihre eigene Zeit und ihre eigene Lebendigkeit und sie fordern auch von ihren Gärtnern viel Zeit und Aufmerksamkeit. Ohne ein großes Lebensstilgebäude darauf zu errichten, werden die Gärtnerinnen dem gerecht und lassen sich darauf ein. Sie nehmen sich Zeit für die Gartenarbeit und sie entdecken Freude am Hegen und Pflegen. Sie stöhnen über und sie genießen die Gartenarbeit, sie finden hier einen Anker für Konstanz und Ausdauer, meist ohne das Gärtnern zu sportlich oder

² Diese Faszination, die das System der manipulierbaren Zeichen und Apparate durchbricht, liegt in der Schönheit, Eigenart und Widerständigkeit der Pflanzen, ihrer Dankbarkeit, ihrem Wachsen und Vergehen. Diese Eigenschaften stellen sie quer zur kapitalistischen Ökonomie, vor allem zur neoliberalen Ausprägung, die darauf abzielt, die Eigenproduktivität des Lebens zu instrumentalisieren, mehr noch, zu optimieren. Die durch ihre Integrität vorhandene Querheit der Pflanze findet in der gärtnerischen Ordnung ihre Würdigung, mit ihr gut umzugehen, ja, ihr beizuwohnen und mit ihr zu arbeiten, ist des Gärtners Tugend und sein/ihr Stolz. Anders im industriellen System, das die Pflanze als Objekte unterwirft bzw. im nachfolgenden System der Verbindung von Industrie und Technoscience, das die Pflanze in ihre Mikrolebendigkeiten unterteilt und damit quasi als Subjekt optimiert – analog zu allen anderen Wesen. Die Begegnung mit der Gartenpflanze jedoch liegt mehr oder weniger außerhalb dieses Regimes. Sie ist mehr und anders als eine Plastikpflanze oder eine bildliche Darstellung einer Pflanze und verstrickt uns in andere, gärtnerische Praktiken. Man mag es für versponnen halten, aber so gesehen begegnet die Pflanze ihrem Gärtner quasi auf Augenhöhe.

zu ehrgeizig zu betreiben. Sie empfinden die Gartenarbeit und die Pflege der Pflanzen als bereichernd und befriedigend, ganz besonders, wenn man sie ernten und essen kann. Die Pflege und die Beobachtung der heranwachsenden Nahrungsmittel ist etwas eigentümlich Beglückendes. Die ersten Male mutet es fast wie ein kleines Wunder an, das Wachsen der Pflanzen, das von selbst geschieht, aber doch der gärtnerischen Pflege bedarf. Diese Form des freundlichen und symbiotischen Zusammenseins mit Pflanzen eröffnet spezifische Sinndimensionen und befördert Praxen des Sichkümmerns bzw. der Fürsorge (care), denen ein widerständiges Potenzial gegen die herrschende neoliberale Ordnung nicht abzusprechen ist. Die Sorge für die Pflanzen und den Garten beinhaltet dauerhafte und verbindliche Hinwendung, Geduld und Langmut. Sie lässt nur wenig Raum für Flexibilität, denn so eine Pflanze verübelt das sofort und vertrocknet dann ganz schnell.

Diese Form der Arbeit und die in ihr aufgehobene Zeit- und konkrete Dingerfahrung kann den Gärtnern ein Antidot gegen Effizienz- und andere Ökonomisierungsdiskurse bieten, die sich gegenstandsindifferent durch alle gesellschaftlichen Bereiche deklinieren und alle Dinge – nach deren Entzauberung – virtualisieren, also beliebig machen. Sie bietet kein Abwehrschild, aber die Praxis und Erfahrung einer anderen Ordnung, die eben auch da ist.

Das selbst Geerntete ist den Gärtnern wertvoll. Sie verzehren es sofort oder konservieren es. Letzteres wird zum Gegenstand kleiner Kultivierungen, etwa in Form der Revitalisierung des Einkochens und anderer nutzgärtnerischer Traditionen. Das zeitgeschichtliche Archiv materieller Haushaltskultur wird neugierig geöffnet und begangen. Omas Einmachgläser werden wiederentdeckt und genutzt. Diese Wiederentdeckungen sind jedoch nicht als Hinwendung zu neu sich verfestigenden Öko-Lebensstilen und entsprechenden ausrechenbaren Identitäten einzuordnen, sondern als Teil der gärtnerischen Ordnung des Anbauens und Bewahrens. Die Gärtnerinnen kommen dabei in Kontakt mit einer (Haushalts-)Ökonomie der Zwecksetzungen, etwa indem sie durch ihre Arbeit einen Ertrag erzielen und diesen weiterverarbeiten und konservieren wollen, andererseits kommt in diesem Zusammenhang die kalkulierende Rationalität an ihre Grenzen, indem hier vieles um seiner selbst willen getan wird. Beide Orientierungen, einerseits die der produktiven Arbeit und andererseits die der Muße und des Spiels, überlagern und stabilisieren einander und sind ursächlich dafür, dass die Gartenprojekte nicht bloß Freizeit- und Erholungsorte der neoliberalen Ordnung darstellen. Zwar wirken sie auf die Beteiligten regenerierend und stabilisierend, doch schmiegen sie sich nicht funktional an sie an. Eher konkurrieren sie als produktiv-konsumtive Orte mit ihr, allerdings ohne dass sich

die beteiligten Subjekte ihnen identitär komplett verschreiben müssten und wollten. Eher kann man beobachten, dass die gärtnerische Ordnung die Einzelnen stärkt und immunisiert.

Dem entspricht ein in den Gärten ausgeprägter Körperhabitus, der hier als »der ruhige Körper« bezeichnet werden soll. Zum Garten als Ort gedehnter Gegenwartserfahrung beim Schauen auf die Beete, beim Pflegen der Pflanzen, passt ein ruhiger und entspannter Habitus. Man steht – mit den Händen in den Hosentaschen – vor dem Beet und lässt den Blick darüber schweifen, man hockt sich auf die Erde und legt Hand an die Pflanzen, man schlenkert zum Wasserfass und füllt die Gießkanne auf. Man hat Zeit. Dieser Ort und die mit ihm verbundenen Tätigkeiten laden Ruhe ein und Hektik aus. Man kommt runter. So entsteht Distanz zum hektischen Körper (und Geist) anderer Lebensorte. Distanz, die anscheinend gut tut.

Gemeinschaftsgärten als kollektive Räume

Ein Charakteristikum der städtischen Gemeinschaftsgärten ist, dass sie dem methodischen Individualismus der neoliberalen Ordnung mit den Logiken und Kräften des Kollektiven begegnen (ihn aber nicht gänzlich außer Kraft setzen). In dem oben angesprochenen, dem Projekt eigenen Sog des Unbestimmten dringen hier die Kreativitäten des Kollektivs ein und greifen Raum. Für die involvierten Subjekte bedeutet dies, dass sie Zugang zu gemeinschaftlichen sozialen Praxen bekommen. Der soziale Austausch und das gemeinsame Erleben in den Gartenprojekten verbindet viele Aspekte des Alltags miteinander. Eine wichtige Ebene ist durch die materielle Basis des Gartens und des Gärtnerns gegeben. Um die hier erzielten Ernten und Überschüsse entwickeln sich reziproke Beziehungen, welche die Sozialität in Gartenprojekten maßgeblich bestimmen, dazu gehört auch das gemeinsame Verzehren bzw. »Vernichten« der Ernte in Form von Festen. Esskultur, Kultur der Gastlichkeit und Festkultur, das gehört hier zusammen und ist Teil gemeinschaftlicher Erfahrung.

Der Garten wird in der Regel gemeinsam aufgebaut, betrieben und verwaltet. Manchmal wird dafür die Form des Vereins genutzt, oft werden aber auch andere, weniger kontrollierbare und mit dem Staat verheiratete Arrangements favorisiert. In vielen, aber nicht in allen Gärten, wird ein Teil der Fläche in Parzellen aufgeteilt, die von Einzelnen oder kleinen Gruppen bearbeitet werden. Daneben gibt es Gemeinschaftsflächen für alle. Das soziale Geschehen in den Gärten ist nicht harmonisch und konfliktfrei, im Gegenteil. Die Artikulation und das Verhandeln von Differenzen sind hier an der Tagesordnung, wobei demokratische Prinzipien Beachtung finden. Dass nicht

jede Differenz ausgeräumt werden kann, gehört dazu. Die Projekte haben ihre Wunden und Sollbruchstellen, ihre Friktionen und ihre Schwierigkeiten, genau wie jedes einzelne Subjekt auch.

Die Organisation der Projekte wird nicht in Form einer Steuerung oder eines Managements, also effizient und selbstoptimierend-perfektionistisch betrieben, sondern orientiert sich, je nach Projekttyp und Selbstverständnis, an verschiedenen Leitbildern und Vorstellungen: in einigen Projekten gibt es kaum verfestigte organisatorische Strukturen bzw. Zuständigkeiten und Hierarchien, in anderen gibt es solche Formen und sie werden hier auch akzeptiert. Einige Projekte verstehen sich als lockere und temporäre Zusammenschlüsse, andere als feste und langfristig verstetigte Formen. Fast alle Gartenprojekte haben eine oder mehrere Personen, die das Projekt stärker prägen als andere, die Initiative ergreifen, die Fäden zusammenhalten. Neben solchen Kerngruppen gibt es auch soziale Ränder. Die Positionierung kann jedoch im Laufe der Zeit wechseln. Alle zusammen bilden in und durch ihr Projekt ein »Wir« und haben teil an einem Zusammenhalt, der prinzipiell alle Belange des Lebens einschließen kann.

Gemeinschaftsgärten und Nachbarschaft

Die Ansiedlung von kollektiven und (zumindest partiell) öffentlich zugänglichen Gärten in städtischen Quartieren hat eine Veränderung der räumlich-sozialen Situation zur Folge. Die Gärten dringen in Nachbarschaftsstrukturen ein und bereichern sie. Sie versehen sie mit neuen Akzenten und beleben das nähräumliche soziale Klima. Hierfür ist die Alltäglichkeit der Anwesenheit der Gärtner das ausschlaggebende Moment. Die räumliche Nähe und der einladende Gestus durch Garten und Gärtner stimulieren Begegnungen, die sich nach und nach zu nachbarschaftlichen Strukturen verfestigen. In den Gärten treffen Besucher eine Kultur an, die sie willkommen heißt und einschließt. Wenn gegessen und getrunken, wenn gefeiert wird, wird das Vorhandene geteilt. Nachdem einmal der Anfang gemacht ist, verselbstständigen sich alte Formen der Reziprozität, die heute noch genauso wirken wie einst: sie berühren und tun gut. In und um die Gärten herum entsteht ein soziales Gewebe, das von vielen aufrechterhalten und weiter gesponnen wird. Durch den Raum des Gartens haben viele der Interaktionen einen festen Bezugspunkt. Ein Garten braucht ständig etwas, er fordert und er gibt. Um diesen spezifischen Stoffwechsel herum wird Nachbarschaft organisiert und häufig ins Produktive gewendet. Die Gartenprojekte dehnen den Lebens- und Wohnraum über die einzelnen Wohnungen und Häuser hinaus aus in die angrenzenden Gartenflächen und wirken damit einem Gefühl von Iso-

liertheit bzw. Abgeschnittensein entgegen. Der Zugang ist niederschwellig. Man darf sich in den meisten Gärten aufhalten, ohne Zugangsschranken passieren zu müssen, ohne Eintrittsgeld zu zahlen, ohne sich besonders anziehen oder in Pose setzen zu müssen. Der Garten, das ist eine soziale Hybrid-sphäre: einerseits privat, andererseits semiöffentlich und manchmal auch ganz und gar öffentlich, je nach Anlass und Definition der Situation. Die Einflechtung des Gartens in nachbarschaftliche Strukturen diversifiziert das soziale Spektrum und bringt Akteure verschiedener Schichten und Milieus miteinander in Kontakt, die gemeinsam haben, dass sie hier wohnen und sich gerne im Garten aufhalten. Dies hat für alle zur Folge, dass sie sich außerhalb ihrer eingefahrenen Milieugrenzen bewegen und Einblicke in Lebenslagen erhalten, die ihnen normalerweise verschlossen blieben. Es entstehen hier also Kollektive, deren Zustandekommen eher unwahrscheinlich ist und damit einhergehend auch unerwartete Mischungen von Erfahrungen und Perspektiven. Durch die gegenseitige Erreichbarkeit werden vorhandene Unterschiede nicht eingeebnet, im Gegenteil gewinnen sie hier klare Kontur mit allem was dazu gehört. Zugleich werden die Mechanismen sozialer Distinktion demaskiert und – zumindest teilweise – praktisch unterlaufen.

Gemeinschaftsgärten als politische Räume

Alle in diesem Text benannten Praktiken in Gartenprojekten sind Teil ihrer Politik, denn ihrem Verständnis nach sind alle Deutungen, Zuschreibungen, Verortungen, ja alle Artikulationen ausnahmslos politisch, da sie in bestehende Ordnungen eingreifen, sie entweder stabilisieren und normalisieren oder aber destabilisieren. Die neoliberale Ordnung, diese höchst produktive Ordnung des Marktes hat sich besonders die Widerstandsdiskurse der 68er einverleibt. Dieses verstanden zu haben und daraus praktische Konsequenzen zu ziehen, ist der gemeinsame Nenner für alle möglichen Formen der neuen Politiken der Enkelgeneration. Sie ist extrem sensibel für die Mikrophysik der Macht, durchschaut deren diskursive Form und hat eine Antenne für taktisch gestreute Mikro-Angriffe bzw. Adressierungen. Man hat verstanden, dass die Macht heute vor allem positiv geworden ist und nicht mehr in erster Linie repressiv (wenngleich auch dies noch der Fall ist), dass sie sich in das subjektive Begehren eingeschlichen hat, dass sie das Subjekt anruft und ihm ständig Anschlüsse, vor allem auf der Ebene der Identität abverlangt, dass sie sich in riesig große Wissen-Machtkomplexe eingeschrieben hat, die sich normalisiert haben, kurz: dass sie mit diesem Arsenal von Techniken primär auf das einzelne Subjekt abzielt. Ein Antidot gegen diese Misere bietet das Kollektiv. Doch welche kollektiven »Antworten« können in welcher Situation eine destabili-

sierende Irritation bewirken? Ausprobiert werden subversive Aktionen, die im Inneren der Ordnung platziert werden. Man interveniert, indem man präzise und in Kenntnis der Kybernetik der Kommunikation rückmeldet, jedoch diese Antwort durch Ironisierung oder andere taktische Mittel so verändert, dass die diskursive Ordnung und die in sie inskribierten Machtbeziehungen quasi demaskiert werden. Solche ästhetisch-politischen Destabilisierungen sind in einigen Projekten an ein Selbstverständnis als Autonome verbunden, in anderen nicht. Die Beobachtung zweiter Ordnung, also die Beobachtung der Beobachter (und der von ihnen Beobachteten) prägt das hier kultivierte politisch-mediale Spiel. Die lancierten Aktionen sind wohl überlegt, gut geplant und auf Wirkung angelegt. Die beteiligten Akteure sind sich des performativen Charakters ihrer Aktionen sehr bewusst und bespielen den Raum, den sie dafür beanspruchen. So wurde im Sommer 2009 der einige Jahre lang auf einem besetzten Grundstück im Berliner Stadtviertel Friedrichshain betriebene Gemeinschaftsgarten Rosa Rose geräumt, da an seiner Stelle ein neues Wohngebäude errichtet werden sollte. Die Gärtnerinnen und eine Reihe von befreundeten Akteuren aus der Berliner Gartenszene wurden aufgerufen, sich an dem ungeliebten Abtransport der Pflanzen zu beteiligen. Die ausgegrabenen Pflanzen wurden dann allesamt auf Fahrrädern (zum Teil farbige, selbst gebaute Lastenfahrräder) quer durch die Stadt gefahren. Der Exodus kam als öffentliches Spektakel zur Aufführung. Langsam und relativ leise bewegte sich die mit Pflanzen beladene Fahrradkarawane durch die Straßen und gab dabei das Bild eines nie zuvor gesehenen Hybridwesens ab, das auf den ersten Blick schwer zu lesen war. Das Kompositum aus Fahrrädern, Menschen und Pflanzen war visuell weit mehr als die Summe seiner Teile. Es bot ein Vexierbild, es gab Rätsel auf, es bleibt beim Publikum unvergessen. Natürlich hätte man die zum Teil recht großen und schweren Pflanzen auch ganz unspektakulär in einen Transporter laden und in den neuen Garten überführen können, doch ging es den Aktivisten ja gerade um die öffentliche Inszenierung. Der Garten wurde durch die spektakuläre Aktion zu einer singulär markanten visuellen Ikone. Das Gravitätisch-Komische des Auszugs, das Drama der Enterdung und das Groteske und Schmerzhaft-Seltsame der Dislozierung teilten sich auch ohne viel Worte dem Straßenpublikum mit. Der Gartenexodus war eine ästhetische Intervention mit großer Wirkmacht und ist Teil der kollektiven Erinnerung der Berliner Gartenszene.

Ähnlich sensibel und visuell kalkuliert ist auch die Technik des Guerilla Gardenings, das als politische Interventionsform seit den 1970er-Jahren in vielen westlichen Städten Verbreitung fand und mannigfaltige Bezüge zum urbanen Gemeinschaftsgärtnern aufweist. Das Guerilla Gardening bespielt

die Stadt und überzieht sie mit pflanzlichen Texturen. Durch die bewusst erzeugte ästhetische Reibung von Blumenbeet (aber auch anderen Pflanzenbeeten) und zum Beispiel dem umgebenden Beton wird die Kälte und Härte der Stadtplanung der Gegenwart überaus wirkungsvoll kommentiert. Der Anblick irritiert die Erwartung und verschiebt den Fokus. Dieser Kommentar enthält jedoch noch weitere Bedeutungsebenen. So löst er etwa, ebenfalls kalkuliertes, Erstaunen darüber aus, wie resilient mitunter kleine und feine Pflänzchen in unwirtlichen, ja feindlichen Umgebungen sind. Zartes Blattgrün vom tosenden Verkehr umwogt – hält stand, schlägt Wurzeln und bleibt. Diese paradoxe Anmutung enthält ein mächtiges ästhetisches Statement über die Unterströmungen der Macht und über die einfache Möglichkeit der Verkehrung bzw. Umpolung. Die dahingeworfenen Pflanzensamen³ inmitten eines orthodox begrünten Straßenstreifens visualisieren zugleich Unordnung und Überformung, Störung, sicherlich auch ein verwirrendes Ineinsfallen von Schönheit und Respektlosigkeit, auch die Freundlichkeit der mit Pflanzen signierenden Gärtnerinnen und die der Pflanzen, die als Fremde den urbanen Blick irritieren und seine Normalität unterbrechen. Die Besetzung und (meist temporäre) Umwidmung von städtischen Freiflächen kommentiert wirkungsvoll die Ökonomisierung des städtischen Raums. Sie wählt bewusst das Mittel der Störung und macht die Stadt zum Schauplatz für die kollektive Aktion.

Zeitgemäß sind auch temporär begrenzte kollektive Aktionen wie (die schon wieder abgeebbten) Flashmobs, Inszenierungen, mit denen Orte für kurze Zeit neu »geschrieben« werden und ihre Autorität und ihre Bedeutung temporär außer Kraft gesetzt wird. Das sedimentierte Wissen, das solchen Aktionen unterliegt, ist das des performativen Charakters des Sozialen, in das mittels Interventionen eingegriffen werden kann. Teil dieses Wissens ist ein Verständnis der Bedeutung der körperlichen und räumlichen Dimensionen des Performativen. Im Unterschied zu den 68ern ist man nicht mit dem utopischen Telos der umschlagartigen oder graduellen Veränderung gesellschaftlicher Großformation identifiziert bzw. erwartet diese nicht als Folge irgend einer kompakten Bewegung, sondern übt präzise kleine Schläge oder »moves« aus, die sofort transformieren. Wichtig ist das »Hier« und das »Jetzt«, das als transitiv und daher transformierbar verstanden wird. Die moderne politische Bewegung, deren Utopie zeitlich gedacht wurde und mit Aufschub

³ Diese werden auch mit dem Begriff der »Bombe« belegt, was die »explosiven« Konsequenzen des Wurfs schön bezeichnet.

arbeitete, wird zunehmend von einer hoch- oder postmodernen politischen Bewegung abgelöst, deren Fokus sich ins Räumliche verschoben hat. Sie bestreitet die Realität von Strukturen und findet diese »metaphysisch«. Sie hält dagegen, dass das Soziale einzig aus den performativen Beiträgen aller daran Beteiligten entsteht und daher kontingent ist.

Die Gartenprojekte sind in zahlreiche Netzwerke eingeklinkt, die zusammen eine global-lokale Zivilgesellschaft konstituieren. Das einende Element bzw. die gemeinsame Stoßrichtung all dieser Initiativen besteht im Kampf gegen die kapitalistische Globalisierung. Zwischen den über die ganze Welt verteilten kollektiven Teilnehmern (meist NGOs) herrschen Reziprozitätsbeziehungen, wie sie auch unter lokalen Bedingungen den sozialen Austausch bestimmen. Diese bestimmen das Ethos des Politischen in diesem Kontext ganz maßgeblich. Sie sind sowohl lokal als auch global normbildend. Es gibt in dieser räumlich zugleich be- und entgrenzten sozialen Form, deren Teilnehmer sich der deliberativen Demokratie⁴ verschrieben haben, keine oder nur temporäre Hierarchien. Niemand dominiert das Geschehen, es gibt vor allem keine Hegemonie der Teilnehmer in den westlichen Industrienationen. Das Netz hat kein dauerhaftes Zentrum und keine dauerhafte Peripherie, kein Oben und Unten. Seine Geographie ist fluide, in stetem Fluss. Bewegt und geformt wird es durch Schwärme. Sich darin versiert zu bewegen, ist eine Fähigkeit der hier behandelten Altersgruppe. Die Form des politischen Aktivismus ist durch diese Choreographie der Verbindung bestimmt.

In dieses Bild gehört auch die Politik des Konsumierens. Wenige Praxen und Vorgänge sind von den 68ern so leidenschaftlich und vehement kritisiert worden wie »der Konsum«. Der geistige und kulturelle Adel dieser Generation nutzte den Diskurs habituell im symbolischen Kampf und zur eigenen durch Umkehrung der herrschenden Normen erzeugten kulturellen Nobilitierung bzw. Distinktion. Doch nach und nach geriet der Konsum ebenso wie seine Kritik ins Fahrwasser der Gouvernamentalität. Das Kaufen ist heute nicht mehr primär ein wirtschaftlicher Akt und ein begrenztes Ereignis mit Anfang und Ende, ein Fest, ein Genuss, eine Freude oder einfach etwas Banales, sondern ein zeitlich unabschließbarer Beitrag zur Verstaatsbürgerlichung bzw. zu ihrer Weiterentwicklung in Form einer moralisch-ethischen Verweltbürgerlichung im Diskurs der Nachhaltigkeit. Letzter verbindet sich zunehmend mit den gouvernementalistischen Diskursen und wurde so mehr

⁴ Dieses Demokratieverständnis versteht sich als Gegenmodell zur liberalen Demokratie und favorisiert die öffentliche Behandlung und Diskussion aller politischen Belange.

und mehr zur neuen Konsumtechnik des Selbst. Aus Sicht des verantwortungsbewussten, also komplett regierten Subjekts ist er moralisch verwerflich, andererseits aber dringend notwendig, um sozial zu sein, und das in vielfacher Hinsicht. Ohne sich über Konsum in der sozialen Topografie individuell zu verorten, ist man weder für sich selbst noch für andere lesbar, »passt« man nicht. Dieses Gelesenwerden und Passieren jedoch ist Teil des subjektiven Begehrens. Genau an dieser höchst prekären und produktiven Stelle setzt denn auch der politische Widerstand an. Er spielt damit und macht diese identitären Produktivitäten performativ sichtbar. In den Gartenprojekten sucht man vergebens nach teuren Konsumgegenständen (wenn man von den Notebooks, Handys und anderen elektronischen Fetischgütern einmal absieht). Stattdessen finden sich hier verschiedene »quere Inszenierungen«, in denen besonders die mit Konsum verbundenen Verkörperungen und deren normalisierende Effekte aufs Korn genommen werden. Es werden Kleidungsstücke ausgegraben und in atemberaubender Weise miteinander kombiniert, es wird Kleidung selber hergestellt, die sich stilistisch jeder eindeutigen Zuschreibung zu einem visuellen Register versperrt und an der der Blick zunächst hängen bleibt, dann verwirrt abgelenkt. Es werden humorvoll T-Shirts selber bedruckt mit eigenartigen Motiven. Die Macht des normalisierenden Blicks wird entschlossen sabotiert und das Begehren nach dem Normalen bzw. dem Zuschreibbaren auf sich selber zurückgeworfen. Es wird nicht beantwortet. Andere Antworten auf das Konsumgefängnis, den Terror der Zuschreibung, liegen einfach darin, wenig zu kaufen, und vor allem wenig Neues. Doch Vorsicht! An dieser Stelle begegnen die Akteure dem Risiko des sich selbst verfallenen ästhetischen Nonkonformismus und dem damit verbundenen Begehren, das sie in die gleiche Identitätsfalle tappen lassen kann wie die vergleichsweise unaufwendigen Mainstream-Posen. Sie haben verstanden – und dies ist ihre politische Agenda – dass sie nicht darum herum kommen, sich selbst zu erfinden und begegnen dem, indem sie damit spielen. Am besten keine Stile in Reinkultur aufführen, sondern bricolieren und im Sinne Michel de Certeaus »kunstvoll handeln«.

Ein Bezug, um den die Gartenprojekte kaum herumkommen, ja, den sie mitunter auch suchen, ist der Kontakt mit der Kommunalpolitik, die eine kommunikative Ebene der lokalen Verortung darstellt. Diese Auseinandersetzung ist in mehrfacher Hinsicht interessant, und sie nimmt heutzutage oftmals eine andere Gestalt an als noch vor einigen Jahren. In der Kommunikation mit kommunaler Politik und Bürokratie begegnen den Gartenakteuren immer wieder drei Formen kommunalen Regierens (Governance). Erstens der klassische bornierte Bürokratismus, der Dinge auferlegt und andere untersagt.

Dies ist »alte Schule« und mitunter ärgerlich, weil ganz ungeschminkt patriarchal-autoritär. Daneben aber begegnen ihnen zwei subtil aufeinander abgestimmte Formen, die deutlich die Signatur neoliberalen Regierens in der Stadt tragen. Die eine ist das ganz unverhohlene und nicht kaschierte Interesse am wirtschaftlichen Profit, das in einem krassen Missverhältnis zum gesellschaftlichen Wert des gemeinschaftlichen Gärtnerns steht. Es kann aber auch passieren, dass den Gärten Geld in Form von (zum Teil sehr hohen) Mieten und Pachten abverlangt wird und dass die betreffenden Verwaltungen die Gärten quasi als Unternehmen behandeln. Die dritte Handschrift und Technik kommunaler Macht tritt in maskierter Form auf und ist in ihrer Freundlich- und Verbindlichkeit zunächst gar nicht leicht zu enttarnen. Es ist die Rede von den moderierenden kommunalen Akteuren, die in »runden Tischen« bürger-nah und in Tuchfühlung mit der Zivilgesellschaft den Großteil der Kommunikation mit den Gartenakteuren führen. Sie sind die »good guys«, während die vampirösen Kollegen ein Amt weiter die »bad guys« darstellen. Die Gartenakteure und die Moderatoren vom Amt sind »Partner«. In kritischen Situationen praktizieren die Moderatoren deeskalierende Appeasement-Politik, vor allem sorgen sie für Austausch und Auseinandersetzung. Sie praktizieren die Politik der Gesten und bedauern es mitunter auch ehrlich, wenn den Gärten seitens der Politik Schaden zugefügt wird, etwa wenn ein Garten geräumt wird. Sie versuchen, die Gartenprojekte zu zähmen, indem sie sie zivilgesellschaftlich anbinden und semantisch anschließen. Sie halten sie, durchaus auch fördernd, am Bändel und versuchen, alles Radikale und offene Resistenz abzumildern, Konflikte auszuräumen und mit sanften Mitteln die hochmodernen Verstaatsbürgerlichungstechniken anzuwenden, in die sie selbst sozialisiert worden sind und die unmerklich zur kommunikativen Oberfläche politischer Governance geworden ist.⁵ Die Mischung dieser Formen des Regierens, die mit kleinen Mitteln große Wirkung entfalten kann, wie etwa das Programm »Soziale Stadt« veranschaulicht, ist äußerst zeitgemäß und zentraler Teil der politischen Logik des »Lokalisierens«. Ganz besonders beliebt ist bei dieser Formenkonstellation des Politischen die Auslobung von (meist recht überschaubaren) Mitteln, um die man sich als Projekt (hier wieder das Projekt als »Partner«-Institution und Subjekt von Governance-Prozessen) bewerben

⁵ Dies ist nicht als persönliche Kritik einzelner Mitarbeiter kommunaler Verwaltungen misszuverstehen, die Gartenprojekten durchaus freundlich und fördernd gegenüberstehen können, sondern als typisierender und daher schematischer Versuch der Deutung kommunaler Politik mit ihren internen Spannungen und Widersprüchen.

muss. Diese Praktiken stellen aktuell den Gipfel neoliberalen Regierens dar und hätten hierzulande vor dreißig Jahren noch großes Befremden ausgelöst, heute jedoch, nachdem sich das Assessment-Center als kommunikatives Modell panoptischer Prägung normalisiert hat, löst dies nur noch wenig Widerstand aus. Die urbanen Gartenprojekte sind mit diesen Oberflächen und Techniken des Politischen permanent in Kontakt und können sich ihm nicht entziehen. Sie versuchen, wie die meisten anderen Projekte auch, diesen durch verschiedene Mittel zu begegnen: zum einen durch den geschickten Einsatz ihrer kommunikativen Mittel, um Vorteile zu erlangen, zum anderen durch Simulation, also indem man taktisch Oberflächen erzeugt, und drittens über die Mobilisierung von kollektiver Unterstützung. Bei Letzterem wird dann umgeschaltet von neoliberaler politischer Logik zu klassischer Opposition, die sich kollektiv und öffentlich artikuliert. Dass verschiedene Gärten das politische Spiel unterschiedlich (und auch unterschiedlich virtuos) spielen, versteht sich von selbst. Insbesondere bei Interkulturellen Gärten hat es sich verschiedentlich erwiesen, dass Migrantinnen, die nicht in dem neoliberalen System sozialisiert worden sind, hinter einer freundlich-strategischen kommunikativen Oberfläche mit großer Klarheit und Deutlichkeit ihre Anliegen gegenüber der Politik vertreten, und dass sie ein gutes Gespür dafür haben, dass es bei der Interaktion mit der Politik um Macht geht und um die Durchsetzung der eigenen Belange. Ebenfalls beeindruckend sind die politischen Aktionen einiger Berliner Initiativen, die zugleich verspielt und bitter ernst ihre Interessen gegenüber den etablierten politischen Akteuren artikulieren und durch die Wahl der Mittel zeigen, dass es ihr Spiel ist und bleibt.

Gemeinschaftsgärten als Räume postkonsumtiver Ästhetik

Die Ästhetik ist eine wichtige Ebene der Selbstbeschreibung von und in urbanen Gartenprojekten. Dies trifft auf alle beobachteten Projekte zu, ganz gleich ob Interkulturelle Gärten oder andere Gemeinschaftsgärten. Während in vielen Interkulturellen Gärten die Materialität des Baumarktes mit anderen Spielarten materieller Kultur verwoben wird und hier ethnisch- und nationalkulturelle Repräsentationen in verschiedenen Lesarten Sichtbarkeit reklamieren, ist die visuelle Sprache der jungen urbanen Hipster eine andere. Baumarkt ist eine Folie, die für eine deutliche Abstoßbewegung genutzt wird. Der industrielle und kleinbürgerliche Baumarktstil wird in ihren Kuratierungen ebenso abgelehnt wie die dezent-distinktiven Markierungen der Toskana- und Terra Cotta-Bourgeoisie. Autorität kommandierende offizielle Kultur, wie sie sich im Musealen kanonisiert, wird in ihren verschiedenen Ausprägungen in toto abgelehnt und höchstens karikiert. Alles Überhöhende, aller Pathos gibt Anlass

zu ironischer Distanz. Die Ästhetik der Gärten ist eine improvisierte, verspielte. Sie ist bewusst dekorativ, dabei entspannt, jedenfalls nicht gartenzwergniedlich und diszipliniert und aufgeräumt. Sie rebelliert gegen das Pure, die Vernunft und den Fetisch der Administration. Sie ist tendenziell wuselig, wirr, vielfach gebrochen und »quer«. Das Unfertige und nicht ganz Passende wird zelebriert. Der kleine Widerstand der Dinge wird hier mit Humor goutiert und nicht unbedingt ausgeräumt, kaschiert oder gar »optimiert«. Der größte und praktisch verspottete Feind dieser Ästhetik sind jedoch funktionale und perfektionistische Materialitäten, alles was großkalibrig und seriös daher kommt und – sei es noch so subtil materiell inskribiert – Autorität fordert, wird verpönt oder verbannt. Heiß geliebt hingegen ist die ästhetische Formensprache von Kitsch und Camp. Praktische Probleme werden gerne auf tapsige Weise gelöst. Das Experiment, das sich zu sich selbst bekennt und unvollendet bleibt, steht hier hoch im Kurs. Natürlich kauft man möglichst wenig neu und schmückt sich stattdessen mit Second Hand-Artefakten, die sich gegen eine eindeutige und reibungslose Inbesitznahme sperren bzw. diese als künstlichen und hypertrophen Akt ausweisen. Die Dinge werden weiter ihre Eigentümer wechseln, man kann sie letztlich nicht besitzen, man kann nur mit ihnen kohabitieren. Die Dinge sind hier gerne in Bewegung, das Setting wird mancherorts auf nomadisch getrimmt, einerseits, um dem jungen urbanen Lebensgefühl der Heimat- und Ortlosigkeit Ausdruck zu verleihen und sich als globales Projekt (und bloß nicht als lokal-provinzielles) auszuweisen und sich damit zu nobilitieren, andererseits um Distanz zur Öko-Doktrin der Älteren auszudrücken, deren erdiger Schwere man nicht mehr anheimfällt, sondern sie taktisch beleiht. Die Erde, der Boden wird hier nicht in den Mittelpunkt gestellt, sondern Teil komplexer Kuratierung und mittels dieser als neue Oberfläche der Inskription erschlossen: Palimpsest⁶. Eine andere Abgrenzung erfolgt gegenüber dem kleinbürgerlichen Gartenidyll und der hier typischen Überfülle und Überbietung. Hier dominieren eher Understatement und ästhetische Unterbietung.

Dieser immer wieder neu eingestimmten antihegemonialen Politik der Dinge entsprechen auch die Körperinszenierungen hiesiger Akteure. Normierende Identitätskategorien, die der wiederholten Inszenierung bedürfen, um

⁶ Ein sprechendes Beispiel für diese Art von Installation ist die Sitzgruppe im Berliner Prinzessinnengarten. Mittels der zugleich ironischen und rührenden Anmutung der traditionellen Holzgarnitur im Retro-Style wird das Projekt klar außerhalb des Landeiversums angesiedelt. Wenn man hier eins nicht ist, dann »hillbilly«.

als normal durchzugehen, werden hier – ebenso wie die Dinge – in ihrer Künstlichkeit und Willkürlichkeit demaskiert. Die diskursive Produktion von Körpern findet in den Gartenprojekten einen Kontext, in dem das Repertoire an urbanen Zeichensystemen um neue Facetten bereichert wird. Das Spiel wird interessanter, da man sich auch noch das zum Bersten volle visuelle Archiv ländlich-agrikultureller Zeichen buchstäblich einverleibt. Frauen in bizepsbetontem Tank top-Shirt und Militaryhosen bewegen sich neben solchen, die sich in Rock, Blümchenbluse, Zöpfen und Retrokörbchen zum Beerenpflücken in Szene setzen. Das läuft hier getreu dem Motto: Heute so, morgen so. Spontaner und uneindeutig-schräg-schöner Selbststilisierung sind hier Tür und Tor geöffnet. Der Umstand, dass die Gärten als freundlicher und humorvoller Raum zu diesem Spiel und zur »queren« Selbsterfindung, zum »doing drag« bzw. zu karnevalesken Formen der Selbstinszenierung einladen, wird weidlich ausgenutzt: auf der Genderachse, aber auch auf anderen Achsen der Identität/Nicht-Identität. Wider die Fixierung, wider die hegemonialen Formen der Anrufung/Benennung, denen man hier immer wieder durch subversive Umpolung zu entwischen versucht. In einigen Gartenprojekten wird dies mit einer Selbstbeschreibung als »autonom« verbunden, in anderen nicht.

Gemeinschaftsgärten und die Medien

Die Medien, besonders das Internet, sind Teil der Gärten. Die Projekte sind hybrid. Ihr Kompositum besteht aus einer räumlich ausgedehnten und begrenzten Ebene, dem Garten, und einer zeiträumlich entgrenzten Ebene, dem Netz. Es wäre falsch zu meinen, dass im Zentrum dieses Kompositums der Garten stünde. Das Projekt, und das ist sein Spezifikum, hat kein Zentrum. Es ist heimat- bzw. raumlos und nomadisiert durch verschiedene Scapes bzw. Spaces. Die kommunikative Praxis der Gartenprojekte wird entsprechend in zwei Richtungen angetrieben: die Dynamik um den Pol der Lokalisierung und Beheimatung, der verorteten Erfahrung, des Konkreten und Greifbaren einerseits und um den Pol der Entgrenzung, des Nomadisierens, des Flottierens, des Mäanderns, der Bewegung, der Verflüssigung andererseits. Die beide Pole verbindende Logik ist die eines ständigen De- und Repositionierens dazwischen. Man sitzt in Berlin und zugleich nicht in Berlin, da man sich kosmopolitan verortet und verbindet. Als Digital Natives haben die Gartenaktivistinnen die kommunikativen Eigenschaften des Netzes mit der Muttermilch aufgesogen; die hier gültigen Logiken des Anschlusses und der Verbindung sind ihnen bestens vertraut und werden wie eine eigene Sprache gesprochen. Viele beherrschen sogar mehrere Dialekte. Entsprechend up to date präsentieren sich die jüngeren städtischen Gartenprojekte nicht mit opulenten

Websites, die als fixierende und monologische Repräsentationen in die Ära des Nets 1.0 datieren, sondern sie nutzen die fluiden und interaktiven Möglichkeiten des Web 2.0. Neben Blogs konstituieren sich die digitalen Projekte aus miteinander verbundenen Social Net-Einträgen und Links, die sich ständig verändern.

Das geschickte Spiel zwischen den beiden Polen des Lokalen und des Globalen und ihre taktische Verbindung eröffnet den Projekten besondere Möglichkeiten. Für die vernetzte mediale Praxis der Gartenprojekte bedeutet dies, dass die begrenzte territoriale Realität einzelner Gärten medial entgrenzt und hierdurch verallgemeinert wird. Die in Bild, Ton und Text medialisierten virtuellen Gärten wirken als Interventionen in das globale Imaginäre. So gesehen ist diese Politik der Bilder weniger eine Information als eine Transformation des globalen Bilder- und Vorstellungsarsenals, in das sie geschickt eindringen (vgl. allgemein dazu Mörtenböck/Mooshammer 2010). Als mediale Projekte sind die Gärten Teil einer transnationalen Öffentlichkeit, die für eine andere Form der Globalisierung eintritt. Gemeinsam mit anderen, ähnlich orientierten Projekten weltweit sind sie in ein kommunikatives Gewebe eingebunden, das seine Form stetig verändert und sich den aktuellen Gegebenheiten und Möglichkeiten anpasst. Die Online-Sozialität des Netzes dehnt sich, verlagert sich und entfaltet bei Bedarf eine eruptive kommunikative Dynamik. Sie ist in der Lage, spontan an vielen Orten der Welt Aktionen loszutreten, bei denen besonders Twitter und SMS eine zentrale Rolle spielen (vgl. Winter 2010). Die Gartenprojekte sind Teil dieser Vernetzung und bilden ihren eigenen elektronischen Tribe mit spezifischen thematischen Sensibilisierungen. So sind die Gärtnerinnen interessiert an den weltweiten Entwicklungen im Bereich der natürlichen Ressourcen, der Ernährung, des Wassers, des Zugangs zu Land und des fairen Handels. Mit den Gärten stehen diesem Aktivismus vorzügliche kleine lokale Basen zur Verfügung, die es ihm erlauben, den Umschwung von Online- zu Offline-Aktivitäten (und vice versa) zu vollziehen. Dabei geht es fortwährend zwischen dem lokalen und dem globalen Pol hin und her. Beide Kontexte instruieren einander und münden unaufhörlich ineinander. Umgekehrt fließen die Bilder aus dem »real life« zurück ins Netz, wo sie Teil einer sich ausdifferenzierenden globalen Mediengeographie werden. Diese gegenseitige Überformung ist für die politisch-mediale Sprache der Gartenprojekte von Bedeutung, denn genau hieraus beziehen die Projekte ihre Handlungsmächtigkeit (agency). Ein besonders avanciertes Projekt dieser hybriden Typik ist mundraub.org, das auch als subversiver Eingriff in die aktuellen Politiken des Geotagging verstanden werden kann. Ein wirk-samer Netzwerkknoten zwischen global und lokal ist www.urbanacker.net.

Neben dem Internet und den damit verbundenen digitalen Medien nutzen die Projekte aber auch alle anderen Formen der Kommunikation. Hierbei erweisen sich vor allem die jüngeren Akteure zum Teil als geschickte Promotoren. Sie schreiben Bücher und drehen Filme, vertreiben sie und touren damit durch verschiedene Städte, sie faszinieren die gesamte mediale Maschinerie, die ihnen ihre Stories, vor allem aber ihre Bilder abnimmt und, je nach Situierung, neu konnotiert. Der Gemeinschaftsgarten in der Stadt ist mittlerweile fester Teil der hiesigen medialen Ikonografie, eine bekannte Gestalt.

Eine solch auratische Ikone unseres medialen Bilderarsenals wiederum kann der etablierten Politik nicht gleichgültig sein. Zumindest der Teil der Politik, der selbst auf die Produktion von Bildern angewiesen ist, trachtet nach Verbindung, die unter dem mittlerweile nahezu entleerten Begriff der Nachhaltigkeit problemlos herzustellen ist. Hier erscheinen die Projekte dann entsprechend gezähmt: freundlich, nachhaltig, gut für die Stadt bzw. für die Region. Damit sind letztlich auch nicht mehr durchschaubare Grenzbereiche des Taktierens angesprochen sowie das Risiko der symbolischen und politischen Ausbeutung der Gartenprojekte benannt. Den Gärten wird bei diesem medialen Spiel eine gewisse Prominenz zuteil, die ihnen möglicherweise hilft, ihre Interessen zu vertreten, indem sie ihre Prominenz in andere Kapitalia umzuwandeln vermögen. Ob und wie dies jeweils gelingt, dürfte von Fall zu Fall verschieden sein. Mit Verhederungen und Irrtümern ist umzugehen.

Zum Schluss: eine Einladung

Wieder einmal wird der Garten zum Schauplatz des Politischen. Diesmal geschieht es mitten in der Stadt, die neu ge- und beschrieben wird. Inskriptionen in grün. Die Entstehung von Gemeinschaftsgärten inmitten der Stadt gleicht einer Wolke von Ereignissen und Inszenierungen, von ästhetischen und kommunikativen Spielen, von politischen Artikulationen, von ethischer Verbindlich- und Ernsthaftigkeit, von einfachen und zuverlässigen Tauschbeziehungen, die sich ihrer Fixierung verweigern. Wir sind jedoch eingeladen, uns infizieren zu lassen, ein Wassertropfen in dieser Wolke zu werden. Im Unterschied zu früheren Generationen ist heute dafür die wichtigste Ingredienz die Leichtigkeit und das Vertrauen in die Herstellung von Gemeinschaft – und eben nicht das Vertrauen in uns allein, wie es uns die neoliberale Doktrin weismacht. Die Gärten lehren uns postheroische Wege. Wir dürfen uns viele situative Umpolungen erlauben und Freude daran haben, einmal nicht identisch mit uns zu sein. Nicht identisch und vielleicht sogar

autonom? Ich schließe mich da Mörtenböck und Mooshammer an, die das Politische der Gärten und die damit verbundenen Hoffnungen in folgendem Zitat wunderbar auf den Punkt gebracht haben:

»Autonomie ist daher nicht auf der Ebene eines sich selbst vollständig bekannten Subjekts zu finden, sondern in der Auseinandersetzung mit einem unklaren Geflecht von sozialen Beziehungen, die das Subjekt prägen und besetzen. Sich selbst gegenüber nicht vollständig darstellbar, inkonsistent oder gespalten zu sein, platziert den Raum für eine Kritik der Normen, die von uns ein bestimmtes Verhalten verlangen, im Feld des Herstellens von Gemeinschaft mit anderen – in einem Streit um Werte, Ästhetiken und Praktiken.« (Mörtenböck/Mooshammer 2010, S. 132).

Literatur

- Bublitz, Hannelore** (2010). Im Beichtstuhl der Medien. Die Produktion des Selbst im öffentlichen Bekenntnis. Bielefeld: transcript.
- Butler, Judith** (1991). Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Certeau, Michel de** (1988). Die Kunst des Handelns. Berlin: Merve.
- Deleuze, Gilles** (1993). Die Dinge aufbrechen, die Worte aufbrechen. In: Ders. Unterhandlungen 1972–1990. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 121–135.
- Foucault, Michel** (1983). Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hardt, Michael/Negri, Antonio** (2002). Empire. Die neue Weltordnung. Frankfurt/New York: Campus.
- Hardt, Michael/Negri, Antonio** (2004). Multitude. Krieg und Demokratie im Empire. Frankfurt/New York: Campus.
- Mörtenböck, Peter/Mooshammer, Helge** (2010). Netzwerk Kultur. Die Kunst der Verbindung in einer globalisierten Welt. Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, Andreas** (2004). Die Gleichförmigkeit und die Bewegtheit des Subjekts. Moderne Subjektivität im Konflikt von bürgerlicher und avantgardistischer Codierung. In: Klein, Gabriele (Hg.). Bewegung. Sozial- und kulturwissenschaftliche Konzepte. Bielefeld: transcript, S. 155–184.
- Winter, Rainer** (2010). Widerstand im Netz. Zur Herausbildung einer transnationalen Öffentlichkeit durch netzbasierte Kommunikation. Bielefeld: transcript.

Cordula Kropp

Gärtner(n) ohne Grenzen: Eine neue Politik des »Sowohl-als-auch« urbaner Gärten?

Stadt und Natur gelten seit jeher als gegensätzliche Sphären. Ihre Entgegensetzung verschafft nicht nur liebgewonnenen Gewissheiten eine Referenzfolie, sie bringt zugleich auch konkurrierende Sehnsüchte, gegensätzliche Ordnungsmodelle und widersprüchliche Maximen vom gesellschaftlichen Zusammenleben zum Ausdruck. Traditionell wird hier »grauer Mauern Zwang« und dort »grüner Wiesen Freiheit« unterstellt – um dann den Zusammenhang von Zivilisation und Freiheit neu zu entdecken. Der Dualismus, den die Begriffe »Stadt« und »Natur« bis heute zu Sinnbildern verdichten, definiert gleichermaßen auf der stofflich-materiellen Ebene Unterschiede und legt in der Welt politischer Vorstellungen und kultureller Deutungen gegensätzliche Interpretationen nahe (Kropp 2002, Wächter 2003). Gärten kommt in diesem Spannungsverhältnis die Bedeutung zu, das Getrennte zusammenzubringen, das Hybride, Widersprüchliche und Gegensätzliche in sich zu vereinen. In ihren sehr unterschiedlichen Formen – zu denken wäre etwa an den Kontrast von französischen Barock- und englischen Landschaftsgärten – verleihen sie gegensätzlichen Weltbildern als Vorstellungen von der guten und richtigen »Komposition« des Zusammenlebens einen spannungsreichen Ausdruck. Den Begriff der Komposition entnehme ich Bruno Latours (2010) Gesellschaftsphilosophie, der dieses Konzept an die Stelle der Rede von »Gesellschaft« setzt, um für eine sorgsame und vielfältige Zusammensetzung eines Miteinanders von menschlichen und nicht-menschlichen Wesen verschiedenster Herkunft zu werben. In seiner »neuen Soziologie für eine neue Gesellschaft« (2007) betrachtet er in der Konsequenz Gesellschaft nicht als unveränderlich und fraglos gegeben, sondern als stets instabile Verbindung unterschiedlicher Akteure auf der Suche nach einer gemeinsamen Zukunft. Bruno Latour hat dabei unsere moderne Gegenwart im Blick, mit all den verschiedenen Men-

schen, der natürlichen Mitwelt und vor allem den technischen Artefakten, die uns längst mitregieren und deren Anwesenheit wir kaum zur Debatte gestellt haben. Demgegenüber plädiert er für die Entfaltung von Kontroversen über die Zusammensetzung der lokalen Welt. Gärten bilden dafür ein kleines Labor, denn per se verbinden sie heterogene Handelnde, Menschen, Pflanzen, Tiere, Rasenmäher und andere, zugunsten einer neuen Ordnung, die den verschiedenen Beteiligten mehr oder weniger Freiheit einräumt. Gärten und Gartenphilosophien gehen mit materiell und praktisch verschiedenen Aneignungsstrategien von Raum einher, die sich mit semiotischen Deutungsansprüchen verknüpfen. Sie entfalten darüber hinaus handlungsorientierenden Sinn, der über die »gute« Komposition des Zusammenlebens informiert und sich auch in zugehörigen Selbst- und Gesellschaftsbildern niederschlägt.

»Mais il faut cultiver son jardin« (... aber wir müssen unseren Garten bestellen) mit diesem etwas resignativen Satz weist Voltaire's *Candide* den Zweckoptimismus seines Lehrers Pangloss zurück und überlässt es seiner Leserschaft zu entscheiden, ob damit gemeint ist, allen Rückschlägen und gesellschaftlichen Übeln zum Trotz kontinuierlich an das Projekt der Verbesserung zu glauben oder aber sich auf die Arbeit am eigenen Garten als lokaler Praxis des Zusammenlebens zu besinnen. Um genau diese Frage geht es im Folgenden: Ich möchte der Überlegung nachgehen, inwiefern mit der »Rückkehr der Gärten in die Stadt« um zukünftige Formen des Zusammenlebens, um eine zukunftsfähige Komposition von menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren in der Stadt gerungen wird, ja, ob die neuen Gärten als Vorbilder einer guten Gesellschaft ausgehandelt und zugleich als Abbilder ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung gestaltet werden.

Ich unterscheide dabei städtische Gärten der Industriemoderne von städtischen Gärten der Reflexiven Moderne (vgl. zu den Epochenbegriffen Beck/Lau 2004). Damit kontrastiere ich in Anlehnung an die von Ulrich Beck vorgeschlagene epochale Veränderungsdynamik eine »erste« Industriemoderne, mit den bestimmenden Gedankengebäuden von Fortschritt, Wachstum, nationalstaatlicher Verfassung und individualisierten Subjekten, mit einer Reflexiven Moderne. Diese »zweite« Moderne entsteht im Rahmen erfolgreicher Modernisierungsprozesse und der damit zugleich losgetretenen, nicht beabsichtigten Nebenfolgen und Risiken. Insbesondere als globale ökonomische und ökologische Krisen, sich verschärfende transnationale Ungleichheiten, fragile Erwerbsarbeit und Herausforderungen der Globalisierung stellen sie die Gewissheiten des Entweder-oder der Industriemoderne in Frage und ziehen viele neue Misch- und Reflexionsformen des Sowohl-als-auch nach sich. Mit dieser im Folgenden an den Gartenphänomenen etwas ver-

deutlichen Unterscheidung versuche ich, die »neue Politik des Sowohl-als-auch urbaner Gärten« sichtbar und damit auch diskutabel zu machen. Diese Auseinandersetzung mündet in die Frage: Ist der Garten politisch?

Städtische Gärten in der Industriemoderne

Wenige Objekte verdichten so greifbar die industriemodernen Sehnsüchte und zugleich ihre Angst vor Ambivalenz wie die städtischen Kleingartenanlagen der Wachstums- und Nachwachstumsjahre des 20. Jahrhunderts: Vornehmlich auf städtischen Brachflächen und am Rande von Gleis- und Industrieanlagen entstanden vor allem in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg als »Schrebergärten« oder »Kleingartenanlagen« jene eingezäunten Parzellen, die typischerweise von Kleingartenvereinen (und in Ostdeutschland von »Gartensparten«) verwaltet und kostengünstig für bestimmte Nutzungen an ihre Mitglieder verpachtet wurden. Ihnen gingen im 19. Jahrhundert sogenannte »Armengärten« voraus. Deren Anlage veranlassten Landesherren und Fabrikbesitzer, um Phänomenen der städtischen Verelendung und Entfremdung des Industrieproletariats entgegenzuwirken. In Zeiten fehlender sozialer Sicherung dienten sie gleichermaßen dazu, den Hunger zu bekämpfen und Armen, Alten und Kranken die Möglichkeit zu geben, »tätig« zu bleiben. Manchem ermöglichten sie darüber hinaus zumindest am Feierabend einen inneren Rückzug vor allzu umfassenden Herrschaftsansprüchen. Am bekanntesten sind bis heute die Berliner Laubenkolonien des Roten Kreuzes und der Arbeiterbewegung sowie die »Eisenbahnergärten«.

Nach dem Zweiten Weltkrieg sorgten wieder der Hunger, zugleich aber fehlende Unterkünfte (Stichwort »Laubenkolonie«), fehlende Freizeitmöglichkeiten und kriegsverursachte Stadtbrachen für eine rasche Verbreitung von Kleingartenanlagen. Zuerst zeigten sich die kleinen bunten Gärten von Nutzpflanzen und Selbstversorgermotiven geprägt, wirkten mitunter wie Freiluft-Trödel-Museen in Miniatur-Landschaften und versammelten Menschen, die der Armut, langen und schweren Arbeitstagen und zahlreichen Entbehrungen ein frugales Reich eigener Möglichkeiten entgegensetzen wollten. Hier wurden Pflanzensamen geteilt, Pflanzgefäße endlos wiederverwendet, Anzuchtwissen eifersüchtig gehütet und stets nach dem höchsten Ertrag getrachtet. Nach und nach kamen billige Lebensmittel auf die Märkte und es zog mehr und mehr freizeitorientierte Hobbygärtnerinnen und -gärtner in die Anlagen. Chrysanthemen und Hollywoodschaukeln auf gepflegten Rasenquadraten verdrängten wuchernde Gurken in ausgedienten Badewannen. Gartenzwerge eroberten erst heimatliche Alpinien, dann südländische Lilien- und Rosengärten. Während Fernreisen für immer größere Bevölke-

rungsanteile erschwinglich wurden, suchten insbesondere Ältere und weniger Privilegierte weiterhin Erholung in dieser »urbanen Gegenwelt des kleinen Mannes« (Russo 2005). Als »Laubenpieper« setzten sie dem fortschrittsgläubigen Wirtschaftswunder und seiner Vermarktlichung von Waren und Wünschen die selbstgemachte Erdbeermarmelade, bunte Gartensträuße und die Dämmerung am Staudenbeet entgegen. Sie inszenierten heile Naturwelten im Mini-Maßstab, sonnten sich in landwirtschaftlichen Erinnerungen und fanden zu einer eigenen Form der Entschleunigung, die manchem Beobachter Gefühle der Solidarität abnötigt (vgl. ebd.).

Bald erreichten die Segnungen des industriellen Massenkonsums auch die Gartenkolonien: Schon kündeten Fertighütten, Gartenteiche mit Brunnenanlage und eine neue Blumenpracht aus den Züchtungen der Gartenmärkte vom inzwischen erreichten, industriellen Wohlstand. Das Gartenwissen der Nachkriegsgeneration verliert an Relevanz, dafür kommen neue Vernichtungstechniken zum Einsatz gegen alles, das nicht geplant, nicht gewünscht und nicht toleriert wird: Schnecken, Gräser und neue Keime, die neuen Pflanzen folgen. Zäune verbieten – realiter und sprichwörtlich – den Zutritt allem Fremden. Einfassungen und Waschbeton sprießen vielfach schneller als jedes Grün und unterscheiden streng zwischen Gemüsebeet und Rosengarten. Eine Flut von Ratgebern hilft, Flora und Fauna zu klassifizieren, und jede Menge, teils motorisiertes Gerät macht aus den Gartenfreunden omnipotente Herrscher über Wuchs und Selektion. An die Stelle von Gärten als Orte der Eigenarbeit und Subsistenz treten mit fortschreitender Modernisierung immer öfter Gärten als Orte der Abgrenzung und des Wettbewerbs um Distinktion und Anerkennung.

Dabei wiederholen sich die Motive der Industriemoderne auch in deren Refugien und die industriemodernen Ordnungsvorstellungen kommen deutlich zum Ausdruck: Die Natur erscheint aus utilitaristischer Perspektive als zu gestaltender Steinbruch, der Mensch untersteht einer harten Produktionslogik, die Belohnung winkt im privaten Reich des familiären Rückzugs, das kontinuierlich vor allem Äußerem und Fremden geschützt werden muss; Ambivalenz hat keinen Platz. Es wird berichtet, dass innerhalb der Anlagen eine strenge Ordnung des Entweder-oder herrscht: Ausladende Büsche, die sich nicht an Parzellengrenzen halten wollen, werden zur Ursache von jahrelangen Konflikten. Eine Vielzahl von Regeln und Vorschriften gibt Graslänge und Hüttenausrichtung vor. Nicht nur die Kleingartenvereine, auch ein Bundeskleingartengesetz definiert Nutzungsordnungen, die das Zusammenleben in Schrebergärten regeln. Sie verlangen neben anderem, mindestens ein Drittel der definitorisch nicht erwerbsmäßig genutzten Gartenfläche Obst-

und Gemüsepflanzen zu überlassen, während Wild- und Waldgehölze genauso wenig erwünscht sind wie Grillgelage und Musikabende. Zudem normieren Formen kaum verborgener sozialer Kontrolle das Freizeitverhalten innerhalb der Parzellen. Da wundert es nicht, dass die Zusammensetzung der Pächter die längste Zeit an ein »Deutschland unter der Käseglocke« erinnerte. Dennoch trotzen nach wie vor rund vier Millionen überwiegend deutschstämmiger Kleingärtner hinter meterhohen Hecken dem Lärm vorbeirauschender Autos und Schnellzüge genau wie neugierigen Blicken, inszenieren auf wenigen Quadratmetern eine heile Naturwelt, in der sauber zwischen Blume und Unkraut, zugehörig und fremd, meins und deins geschieden wird.

Wer glaubt, es mit einem Schichten- oder Milieuphänomen zu tun zu haben, irrt gewaltig (vgl. auch Wolf 2008). Auch die (Vor-)Gärten städtischer Eigenheime fügen sich nahtlos ins Bild, und um die Villen der Gartenstädte spielen sich ähnliche Szenen ab – wenn auch mitunter mondäner. Auch hier begrenzt der durch den Gartenmarkt angeheizte Wettbewerb die Vielfalt der Erscheinungsmöglichkeiten auf ewig gleiche und scharf kontrollierte Arrangements von Konifere, Staudenbeet und Brunnen, auch hier treibt der Wunsch nach familiärer Abgrenzung Millionen Städter hinter Schatten werfende Hecken, Palisaden- und Schilfwände. Ein überwiegend geteiltes Ziel scheint in der gemeinsamen Inszenierung einer freundlichen, aber eingeschlossenen Erholungswelt zu bestehen, in der Nachbarn weder zu sehen noch zu hören sind.

Man könnte schließlich einwenden, dass es in jeder Stadt auch verwilderte Gärten und alternative Gartenbiotope gibt. Allerdings zeigen die Erfahrungen, die deren Besitzer mit ihrem Umfeld machen, dass erst moderne Ordnungsvorstellungen auch vor diesen Gärten nicht halt machen. Zwar lassen sich hier Hinweise auf weniger instrumentelle Mensch-Natur-Beziehungen erkennen, auf weniger kontrollierende und stärker experimentelle Formen der Begegnung von menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren, jedoch werden auch diese abgeschlossenen oder vergessenen Gärten nicht zu Orten des Miteinanders. Die bunte Welt urbaner Mischformen bleibt aus all diesen industriemodernen Gartenparadiesen ausgeschlossen. Orte des Miteinanders setzten demgegenüber zum einen die Sichtung möglicher Beteiligter voraus (»Wer steht vor der Tür und klopft an?«) und zum anderen eine gemeinsame Festlegung der Regeln des Zusammenlebens (»Welche Verfassung wollen wir uns geben?«). So stünde zur Debatte, wer den Gartenraum wie nutzt und pflegt: alte und junge, arme und reiche Menschen, von hier und von anderswo gemeinsam mit Nutz- und Zier- und Wucherpflanzen, menschli-

chen und tierischen Schädlingen, Nützlingen und Schädlingsvernichtern. Keiner der möglichen Beteiligten hätte a priori Vorrechte. Die Beteiligungsregeln orientierten sich am für die Gemeinschaft ausgehandelten Sinn, nicht an vorab gesetzten Grenzen und Unterscheidungen. Was im Garten dann als »Natur« und was als »Stadt« zu betrachten ist, wäre eine Frage der Gestaltungsspielräume und Mischverhältnisse. So zumindest sähe eine »Komposition« aus, in der nicht länger die industriemoderne Philosophie von instrumenteller Vernunft, Beschleunigung und Unterscheidung, sondern Bruno Latours »Parlament der Dinge« (2001) zur Anwendung käme. Bislang kann sich eine solche Vielfalt allenfalls gelegentlich, stets prekär und immer dem Erholungsprimat unterstellt in öffentlichen Stadtgärten und Parkanlagen andeuten.

Städtische Gärten der Reflexiven Moderne

Stellen sich demgegenüber die neuartigen urbanen Gartenphänomene, von denen dieses Buch handelt, als Gärten ohne Grenzen dar? Kommt es in Generationengärten, Interkulturellen Gärten, Nachbarschafts- und Gemeinschaftsdachgärten zu einem lustvollen Aushandeln neuer Arrangements des Sowohl-als-auch? Gelingt es, in den in Eigenregie bewirtschafteten städtischen Parks und Brachflächen, auf den im Guerilla-Gestus begrünten Seitenstreifen oder in den mobilen urbanen Landwirtschaften Orte des politischen Neubeginns im Sinne von Hannah Arendt (1963) zu begründen? Kommt es gar zu einer Kosmopolitik des sorgsam Aushandelns von Beteiligung, Eigenschaften und Integration aller »anklopfenden Wesen«, der menschlichen und nicht-menschlichen, der schon jetzt und noch nicht zugehörigen, wie sie Bruno Latour empfiehlt? Wird dem Multikulturalismus, der sich letztlich doch so oft als staatlich verordnetes Projekt der Assimilation fremder Vielfalt in eine vorherrschende kulturelle Ordnung enttarnen ließ, nun ein Multinaturalismus mit der prinzipiellen und unbedingten Anerkennung des Anderseins des Anderen zur Seite gestellt (vgl. Beck 1998, Latour 2001)? Und entstehen so lokale Visionen einer zukunftsfähigen Gesellschaft, in deren Komposition »Ressourcen« und »Potenziale« neu definiert, gemeinsam genutzt und mit Blick auf die gemeinsame Zukunft auch unter Reproduktionsperspektive betrachtet werden?

Darüber lässt sich erst entscheiden, wenn klar ist, inwiefern hier die Dualismen von Subjekt und Objekt, Mensch und Stadtmaschine, Stadt und Land, Natur und Kultur sowie Ökonomie und Lebenswelt hinterfragt und in neue temporäre Formen des Mit- und Gegeneinanders gebracht werden. Schon heute lässt sich allerdings erkennen, dass die industriemodernen Ordnungs-

vorstellungen, von denen im vorhergehenden Abschnitt die Rede war, zumindest vorübergehend und lokal außer Kraft gesetzt werden. An ihre Stelle treten teils alte, teils neue Motive und Praktiken, die kurz erkundet seien.

Am renommiertesten sind die über hundert Interkulturellen Gärten (Müller 2002), mehr als 60 weitere sind in Planung, in denen Menschen verschiedenster Herkunft gemeinsam Gemüse und Blumen anbauen, ernten und, wann immer sie möchten, auch gemeinsam zubereiten und verzehren. Die *Raison d'être* dieser Gärten ist explizit die Überwindung von Abgrenzungs- und Ausgrenzungslogiken. Hier regeln nicht Vorschriften und Nutzungsordnungen das Zusammenleben, sondern Möglichkeiten zur Absprache, Kommunikation und Koordination. Es geht auch nicht (nur) um eine der Stadt, der Ökonomie und der Alltagsrationalität entgegengesetzte Erholung, vielmehr sind Aspekte von explizit urbaner Subsistenz und Solidarökonomie sinnstiftend (vgl. Müller 2009).

Im Sinne der von Ulrich Beck (2004) für die Reflexive Moderne diagnostizierten »kosmopolitischen Realpolitik« werden in Interkulturellen Gärten zugleich »Weltsinn«, »Grenzenlosigkeitssinn« und »Provinzialismus« artikuliert und gelebt. Die weltoffene, prinzipielle Anerkennung von Differenz und die lokal verankerte Kritik an herrschenden (Unterwerfungs-) Verhältnissen sind erklärte Ausgangspunkte dieser Bewegung, die an jedem Ort neu Praxis werden muss. Karitative Bedürfniserfüllung oder top-down verordnete Integrationsprozesse stehen dabei weit weniger als in den älteren amerikanischen Community Gardens im Mittelpunkt, statt dessen aber die gezielte Entwicklung von Fähigkeiten, über Grenzen hinweg zu interagieren, kreativen Neueignungen Raum zu geben, komplexe Gewebe geteilter Loyalitäten entstehen zu lassen, ohne dass die als ursprünglich erlebten Identitäten preisgegeben werden müssten: »Wurzeln und Flügel zu haben, Provinzialismus verbunden mit dem Erfahrungsschatz gelebten, partikularen Weltbürgertums«, so hofft Ulrich Beck (2008), könnte der gemeinsame zivilisatorische Nenner welkulturell heterogener Gesellschaften aussehen: die Interkulturellen Gärten drehen sich um so ein partizipatives Gesellschaftsmodell. Hier stellt man sich gärtnerisch der zentralen Herausforderung, einen multidimensionalen Möglichkeitsraum ortsbezogen und projektartig zu entwickeln und das Entweder-oder im Denken und im Handeln zu überwinden. So wird die virulente Grundsatzfrage, welche Formen des Zusammenlebens von verschiedenen Menschen und anderen Dingen die Welt zukunftsfähig machen, immer wieder neu »geerdet« und jenseits tradierter Dualismen beantwortet.

Dabei geht es zwar auch darum, die immer weiter aufbrechenden Gräben zwischen Natur und Gesellschaft, Zugehörigen und Fremden, Gesicher-

ten und Verunsicherten, zwischen Nord und Süd und Konsum und Reproduktion zu überbrücken. Zugleich und wichtiger geht es aber um das gemeinsame Ausloten der Bedingungen eines Zusammenlebens in Würde, um die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der Komposition eines Minisozialstaates, in dem die vorhandenen Ressourcen und Potenziale gedeihen können und verantwortungsvoll genutzt werden. So bearbeiten die Interkulturellen Gärten die nationalstaatlichen Herausforderungen durch wachsende Armut, Migration, Klimawandel und Weltwirtschaftskrise von unten und von innen.

Aber auch Nachbarschaftsgärten, Generationengärten, mobile Landwirtschaften oder Guerilla-Gärten unterlaufen industriemoderne Unterscheidungen und stellen sie reflexiv in Frage: Mal steht die eigensinnige Begrünung und Nutzung von Flächen, deren Wert die Stadtplanung verkennt oder unterschlägt, im Zentrum, mal eine gewitzte Geschäftsidee der Peer-Economy im Kontext alles erdrückender Arbeitslosigkeit. Dabei sind Gemeinschaftsdachgärten, nomadische Gärten, mobile Landwirtschaften und ihre liebevoll angebotenen Bio- und Alternativprodukte weder als Stadtfucht noch als soziale Fürsorgeprojekte misszuverstehen, denn sie gründen in urbaner Eigeninitiative und einem durchaus selbstbewussten, teils auch gegenkulturellen Anspruch, das Städtische und seine Natur neu zu definieren und sich entwickeln zu lassen.

Besser lässt sich die Gartenbewegung als Vielfalt grüner Aktionsformen im öffentlichen Raum beschreiben, die für Vernetzung und Hybridisierung und gegen Aus- und Abgrenzung streitet. Es geht ihren Protagonisten mehr oder weniger explizit darum, sowohl städtische Flora und Fauna als auch (fremde) Nachbarn (besser) kennen zu lernen, dabei auch Formen zivilgesellschaftlicher Mitbestimmung zu beleben, einer vermarktlichten Konsumwelt Räume eigener Produktivität gegenüberzustellen. Die Beteiligten sehen dem Natürlichen beim Wachsen zu und integrieren es in Aneignungsstrategien, die sich nicht gleich der vorgefertigten Verwertungslogik unterwerfen. Ihre Do-it-yourself-Mentalität erinnert an die Kulturtechnik der Bricolage, der Bastelei, die Dinge in einen neuen Kontext stellt, der nicht länger den ursprünglichen Normativen entspricht. Im Aufgreifen, Aneignen und Rekontextualisieren des Verfügbaren improvisiert der Bastler nach Lévi-Strauss (1982) neue Strukturen, indem Zeichen in neue Arrangements verarbeitet werden, so dass bestehende Signifikanten zu neuen Signifikanten werden und umgekehrt. »Das Poetische der Bastelei kommt« für Lévi-Strauss »auch und besonders daher, dass sie sich nicht darauf beschränkt, etwas zu vollenden oder auszuführen; sie spricht nicht nur *mit* den Dingen, [...], sondern auch *mittels* der Dinge: indem sie durch die Auswahl, die sie zwischen begrenzten

Möglichkeiten trifft, über den Charakter und das Leben ihres Urhebers Aus-sagen macht« (1982, S. 34f. Hervorh. im Original). Ganz umstandslos und im Rahmen begrenzter Möglichkeiten mutiert der spießige Selbstversorger-garten zu Local Governance!

Die gärtnerische Eroberung von Gestaltungsfreiräumen kann insofern als eine Variante des kollektiven Place-Making (vgl. Cools et al. 2004) betrachtet werden: Als kreative Form lokaler Selbststeuerung zielt dieses im Rahmen von zivilgesellschaftlichem Engagement und der ortsbezogenen (Wieder-)Einbindung lokaler Akteure darauf, endogene Potenziale für die Nutzung kollektiver Raum(güter) und räumlicher Identitäten zu generieren (vgl. ebd. S. 74f.). Visionärer Fluchtpunkt ist die kooperative Erstellung von Gemeingütern durch nicht viel mehr als ein Mindestmaß koordinierter Handlungsfähigkeit. Konkret bedeutet das allerdings, immer wieder neu mit vorgefundenen Differenzen und Differenzierungsprozessen – ethnischer wie semiotischer Herkunft – umzugehen. Die moderne Angst vor Ambivalenz muss dabei überwunden, Heterogenität und Hybridität nicht nur ausgehalten, sondern bewusst aufgegriffen werden. Es bedarf kreativer Aneignungsstrategien jenseits dualistischer Abgrenzungen. Zugleich wird das erstmoderne Territorialprinzip aufgegeben: Gemeinschaftsgärten sind keine Parzellen mit fixen Grenzen, die ihren Herrschaftsraum nach innen und außen abstecken und verteidigen. Hier wird das Soziale entterritorialisiert, das Abwesende im Anwesenden gesucht und das Mögliche im Sinne einer imaginierten, kosmopolitischen Gemeinschaft mitgedacht.

Diese Gärten entsprechen jedoch in nichts jenen ästhetisierten Kulissen, die zugleich und nebenan existieren und in denen übersättigte Konsumbürger kommerzialisierte Zeichen (lachende Kürbisse und stilisierte Zen-Tempel) anhäufen! Als postmoderne Folge der industriemodernen Gärten verlieren sie weiter Gebrauchswert und verkümmern zum Ausdruck des hilflosen Wunsches, entwindende Natur zurückzuholen, beliebige Warenvielfalt in Erlebnisvielfalt zu übersetzen und ein eigenes Leben zwischen Baumarkt-Romantik und kerzengerade vorsortierter Staudenflut zu finden. Georg Seeßlen (2007, 2010) beschreibt eloquent die kapitalistische Loslösung der gärtnerischen Form von der Funktion, die ihren Anfang mit der Züchtung und dem Arrangement von Pflanzen als »natürlichem Ornament« nahm und im Weiteren den Garten zum betonreichen »Ausdruck des Marktes« machte, zu einem »Instrument der Konvention« als »Organ einer wahrhaft natürlichen Gleichschaltung und Kontrolle« (Seeßlen 2007). In derlei überladenen Modegärten des Anthropozän sucht man vergeblich den utopischen Vorschein einer anderen Welt. Zwar werden hier manche Grenzen ein-

gerissen, doch die Prinzipien von Differenz, Territorialität, technischer Machbarkeit und Ausgrenzung bleiben unangetastet. Stattdessen sind sie von Markt- und Selbstkontrolle gezeichnet, spiegeln die Weltordnung der Serie, die individuelle Kaufkraft im Gartencenter wider – ein sinnentleertes, postmodernes Zeichenwirrwarr, das die GärtnerInnen selbst ausschließt (vgl. Seeßlen 2010). Da sitzen die verlorenen Stadt- und Landkinder vor ihren Alpenhütten und Oleander geschmückten toskanischen Veranden, in intimer Einsamkeit, selbst- und weltentfremdet.

Der Garten ist politisch!

Die Politik der Gärten wird überhaupt erst möglich durch die nachgezeichnete Vielfalt und Entscheidbarkeit. Erst die Kontingenz der gärtnerischen Raum- und Sinngebung zwischen industriemodernen, reflexiv modernen und postmodernen Entwürfen öffnet eine politische Arena, in der Gartenformen zu Gesellschaftsexperimenten werden. Nun ist es an uns, für abgeschirmte Kleingärten und Warenreichtum oder Gemeinschaftsgärten und solidarische Aneignungsweisen zu votieren. In der neuen Gartenbewegung lässt sich ein Hunger nach dem Experiment einer gemeinsamen Welt erkennen, die improvisiert, erprobt und langsam komponiert wird, anstatt in der beschleunigten, immer gleichen Reorganisation des Gegebenen aufzugehen. Auch in diesen Gärten sterben Pflanzen und Mitgliedschaften. Auch hier wüten Schnecken und ideologische Grabenkämpfe. Die Auseinandersetzung damit geschieht aber nicht unter dem Diktat vorab gesetzter Eindeutigkeiten, die das Entweder-oder ein für allemal regeln und zur Bedingung machen, sondern eingebettet in fortwährende Prozesse der Aushandlung, der Neubegründung und Neuerfindung. Aus der erstmodernen Wachstums-Utopie vertrieben, sieht Bruno Latour die Menschheit wieder in Bewegung, auf der Suche nach einer »Utopie der Ökologie«:

«Everything happens as if the human race was on the move again, expelled from one utopia, that of economics, and in search of another, that of ecology. Two different interpretations of one precious little root, eikos, the first being a dystopia and the second a promise that as yet no one knows how to fulfill. How can a livable and breathable «home» be built for those errant masses?» (Latour 2010, S. 15).

Noch aber sind die postmodernen Warengärtenarrangements in der Mehrheit. Nichtsdestotrotz keimt auch in ihnen längst die Sinn- und Gemeinschaftsfrage. In vielen Anlagen gibt es bereits gemeinschaftlich bestimmte und genutzte Bereiche. Immer mehr Gärtnerinnen und Gärtner rücken den sozial-ökologischen Nutzen ihrer Gartenarbeit in den Mittelpunkt, finden

Tricks und Wege, um das begrenzende Regelwerk für neue Weisen der Gartennutzung und Sinnstiftung zu öffnen, teilen sich die Parzellen mit Nachbarn und Freunden, entdecken die Freuden urbaner Selbstversorgung neu. Viele von ihnen haben bislang die Musik der bunten Gemeinschaftsgärten noch nicht gehört. Wenn aber beispielsweise in München tatsächlich, wie vom Stadtrat beschlossen, in jedem Bezirk zwei Flächen für Gemeinschaftsgärten zur Verfügung gestellt würden, und so vielleicht immer mehr Menschen in den Bann der gemeinsamen Suche nach Wurzeln und Flügeln gerieten, könnte sich zeigen, dass Gärtnern keineswegs den Rückzug aus der Politik bedeutet, sondern gelebte Subpolitik in der Reflexiven Moderne ist!

Literatur

- Arendt, Hannah** (2000 [1963]). *Über die Revolution*. München: Piper.
- Beck, Ulrich** (1998). Wie wird Demokratie im Zeitalter der Globalisierung möglich? Eine Einleitung. In: ders. (Hg.). *Politik der Globalisierung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 7–66.
- Beck, Ulrich** (2004). Weltsinn, Grenzenlosigkeitssinn: Zur Unterscheidung von philosophischem und sozialwissenschaftlichem Kosmopolitismus. In: ders.: *Der kosmopolitische Blick oder: Krieg ist Frieden*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 29–75.
- Beck, Ulrich/Lau, Christoph** (Hg.) (2005). *Entgrenzung und Entscheidung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich** (2008). Eine neue kosmopolitische Realpolitik liegt in der Luft. *Frankfurter Rundschau*, 28.12.2008, S. 22.
- Cools, Marion/Fürst, Dietrich & Karsten Zimmermann** (2004). Place-Making und Local Governance. Kollektive Raumgestaltung im Spannungsfeld ästhetischer Konstruktionen, administrativer Steuerung und politischer Machtspiele. In: Scholich, Dietmar (Hg.). *Integrative und sektorale Aspekte der Stadtregion als System*. Frankfurt/M.: Peter Lang, S. 73–96.
- Kropp, Cordula** (2002). «Natur» – Soziologische Konzepte, Politische Konsequenzen. Opladen: Leske + Budrich.
- Latour, Bruno** (2001). *Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Latour, Bruno** (2007). *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Latour, Bruno** (2010). An attempt at writing a «Compositionist Manifesto». Manuskript in Vorbereitung bei New Literary History. [www.bruno-latour.fr/articles/article/120-COMPO-MANIFESTO.pdf; 1.10.2010]
- Lévi-Strauss, Claude** (1982 [1962]). Das wilde Denken. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Müller, Christa** (2002). Wurzeln schlagen in der Fremde. Die Internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse. München: oekom.
- Müller, Christa** (2009). Die neuen Gärten in der Stadt. In: Kaestle, Th. (Hg.). Mind the Park. Planungsräume, Nutzersichten. Kunstvorfälle. Oldenburg: Frühwerk, S. 84–89.
- Russo, Manfred** (2005). Daniel und die Gartenzwerge. Pro und Contra Schrebergarten. Zuschnitt 20, S. 27.
- Seeßlen, Georg** (2007). Rückzug ins Paradies. Der Garten als Ort der geschlossenen Welt. Notizen zu einer Ausstellung. Der Freitag, 6.7.2007.
- Seeßlen, Georg** (2010). Last Exit Gartenparadies. Tageszeitung, 18.5.2010. [www.taz.de/1/debatte/kolumnen/artikel/1/last-exit-gartenparadies/; 1.10.2010]
- Wächter, Monika** (2003). Die Stadt: umweltbelastendes System oder wertvoller Lebensraum? Zur Geschichte, Theorie und Praxis stadttökologischer Forschung in Deutschland. UFZ-Bericht 9/2003. Leipzig/Halle: Umweltforschungszentrum.
- Warnecke, Peter** (2001). Laube, Liebe, Hoffnung. Kleingartengeschichte. Berlin: W. Wächter.
- Wolf, André Chr.** (2008). Kleine bunte Gärten. Bürgerengagement und Integration in Kleingärtnervereinen. In: PNDonline I/2008: 1-6. [www.planung-neu-denken.de/images/stories/pnd/dokumente/pnd-online1_2008_wolf.pdf; 1.10.2010].

Niko Paech

Perspektiven einer Postwachstumsökonomie: Fremdversorgung oder urbane Subsistenz?

Der vorliegende Beitrag entwickelt theoretische Grundlagen, auf denen sich die ökonomische und soziale Notwendigkeit neuer Formen von Subsistenz begründen lässt. Dies betrifft in besonderem Maße die urbane Landwirtschaft und Gartenkultur, die in diesem Band detailreich behandelt wird. Den Ausgangspunkt meiner Überlegungen bildet das Konzept der »Postwachstumsökonomie« (Paech 2008, 2009), zu deren zentralen Merkmalen eine neue Balance zwischen Fremd- und Selbstversorgung zählt. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Wachstumsdogma setzt aus mindestens zwei Gründen voraus, das ihm zugrunde liegende Modell der Fremdversorgung näher zu analysieren. Erstens erweist sich das Zusammenspiel von geldbasierter industrieller Arbeitsteilung und die damit notwendigerweise einhergehende Fremdversorgung als integraler Teil jener Struktur, die Wachstumszwänge induziert (vgl. Paech 2007). Zweitens lässt der absehbare Kollaps – gleich ob schleichend oder abrupt – des Versorgungskomplexes die Entwicklung oder Reaktivierung lokaler Subsistenzformen im Ernährungsbereich unabdingbar werden. Nur so kann soziale und ökonomische Resilienz erzielt werden.

Während sich die regierungsamtliche Seite in Wachstumsbeschleunigungsrhetorik übt, gedeiht parallel dazu eine neu entfachte Debatte, die sich kritisch mit dem Wachstumsdogma auseinandersetzt. Längst ist die Rede von »Wirtschaft jenseits von Wachstum« (Daly 1999), »La decrescita felice« (Palante 2005), »Décroissance« (Latouche 2006), »Postwachstumsökonomie« (Paech 2008, 2009), »Degrowth« (Jackson 2009), »Vorwärts zur Mäßigung« (Binswanger 2009), »Exit« (Miegel 2010) oder »Postwachstumsgesellschaft« (Seidl/Zahrnt 2010). Einigen der bislang vorgelegten wachstumskritischen Traktate mag es an hinreichender analytischer Schärfe und konzeptioneller Geschlossenheit mangeln. Vor allem fehlt es vielen Beiträgen an der Konse-

quenz, die Implikationen einer Wirtschaft ohne Wachstum ausgehend von einer systematischen Analyse der Wachstumstreiber stringent durchzudeklinieren – und zwar bis zur Neugestaltung von Versorgungssystemen und Lebensstilen. Auch der neue Wachstumsdiskurs scheint von der Angst geprägt zu sein, das geneigte Publikum (Medien, Politik, Projektförderer) mit allzu unbequemen oder gar als »unmodern« verschrieenen Vorschlägen zu überfordern.

Peak Oil, Peak Soil, Peak Everything

Die Ressourcenbasis des Wachstums erodiert. Traditionelle Ökonomen führen gesellschaftlichen Reichtum auf die Effizienzeigenschaften (Adam Smith) oder die Innovationskraft (Joseph A. Schumpeter) marktwirtschaftlicher Systeme zurück. Damit wird zwar trefflich das Getriebe der Wohlstandsmaschine beschrieben, jedoch dessen Treibstoff übersehen. Dabei basierte die Stabilität moderner Konsumgesellschaften nie auf etwas anderem als einer unbegrenzten und kostenminimalen Verfügbarkeit vorwiegend fossiler Energieträger. Stark vereinfacht lässt sich das zeitgenössische Wohlstandsmodell moderner Industriestaaten mit einer Kosten- und Einnahmenseite assoziieren. Erstere umfasst den Aufwand an notwendigen Inputs, bei denen es sich um fossile Energieträger – in erster Linie Rohöl – und andere Ressourcen handelt. Mittlerweile vollzieht sich in etlichen ehemaligen Entwicklungsländern eine »Konsumrevolution« (Myers/Kent 2005). Die Entstehung einer globalen Mittelschicht, erweitert um mehr als 1,1 Milliarden »neue Konsumenten«, treibt durch eine zusätzlich induzierte Güternachfrage die Rohstoffpreise nach oben. Selbst die diesbezüglich stets als konservativ kritisierte International Energy Agency (IEA) schließt neuerdings einen Anstieg des Preises pro Barrel Rohöl auf 200 Dollar und darüber hinaus während der kommenden ein bis zwei Jahrzehnte nicht mehr aus.

Betroffen von absehbaren Verknappungen sind außer Öl und Gas auch Seltene Erden und Metalle, die zur Herstellung von IT-Endgeräten (z. B. Handys) einerseits unerlässlich, andererseits nicht zu substituieren sind. Das heute noch als »Peak Oil« bezeichnete Phänomen dürfte sich längst zum »Peak Everything« (Heinberg 2007) ausweiten. Zudem bahnt sich ein Zeitalter des »Peak Soil«¹ an. Entscheidend ist dabei nicht die absolute Reduktion der Fördermengen, also dass das Fördermaximum schon überschritten ist, sondern

¹ Schwerpunktthema der im März 2010 erschienenen Ausgabe der Fachzeitschrift »Politische Ökologie« (Nr. 119).

die infolge des globalen Nachfragewachstums entfachte Preisdynamik, welche zur Erosion der Ressourcenbasis weiteren Wachstums beiträgt. Die mit immenser Geschwindigkeit wachsende Kluft zwischen Ressourcennachfrage und -angebot birgt das Potenzial, ökonomische Eskalationsszenarien von ungeahnter Dimension herbeizuführen.

Jüngst sorgte eine Studie für Furore, die von einer zentralen Forschungseinrichtung der Bundeswehr vorgelegt wurde. Demnach sei infolge von Peak Oil zu erwarten, dass »die Weltwirtschaft auf unbestimmbare Zeit schrumpft. In diesem Fall wäre eine Kettenreaktion die Folge, die das Wirtschaftssystem destabilisiert« (Zentrum für Transformation der Bundeswehr 2010, S. 47). Weiter heißt es: »Mittelfristig bricht das globale Wirtschaftssystem und jede marktwirtschaftlich organisierte Volkswirtschaft zusammen« (ebd., S. 49). Eine Umstellung der Ölversorgung bis zum Eintritt des Peak Oil sei nicht in allen Weltregionen gleichermaßen möglich. »Ein hohes systemisches Risiko ist in Anbetracht des Globalisierungsgrades Deutschlands also auf jeden Fall und unabhängig von der eigenen Energiepolitik gegeben« (ebd., S. 50). Noch überraschender dürfte eines der erwogenen Reaktionsmuster sein, zumindest wenn bedacht wird, von welcher Institution diese Studie stammt: »Auf gesellschaftlicher Ebene ist deshalb auch eine Stärkung von Möglichkeiten und Fähigkeiten zur Selbstorganisation von Bürgern auf lokalem Level denkbar [...]« (ebd., S. 77).

Aus der Perspektive zunehmend knapper Ressourcen sind also längst nicht mehr allein ökologische Wachstumsgrenzen virulent, sondern ökonomische und soziale Vulnerabilitäten. Werden zukünftig nur noch deglobalisierte und dezentrale Versorgungssysteme stabilisierbar sein, wenn weltweit verflochtene Wertschöpfungsketten – speziell im Ernährungsbereich – angesichts ihrer Ressourcenabhängigkeit implodieren? Insoweit sich Engpässe und Verknappungen über Preise artikulieren, ließe sich dagegen halten, dass zumindest prosperierende Industrienationen in der Lage sein könnten, die gestiegenen Ressourcenpreise zu finanzieren, wenn sie nur hinreichend hohe Wachstumsraten erzielen. Damit ist die Einnahmenseite des nördlichen Wohlstandsmodells angesprochen. Diese beruhte bislang auf einer als uneinholbar betrachteten internationalen Wettbewerbsfähigkeit, insbesondere im Bereich wissens- und technologieintensiver Exportgüter. Aber dieser Innovationsvorsprung schmilzt inzwischen wie Eis in der Sonne. Die im Hinblick auf industrielle und betriebswirtschaftliche Kernkompetenzen aufholenden Schwellenländer – allen voran China und Indien – sind durch Investitionen in Bildung, moderne Infrastrukturen und nicht zuletzt durch die globale Mobilität ihrer neuen Mittelschichten zusehends in der Lage, jene Märkte zu

erobern, die zuvor als Domäne der technologisch überlegenen Industrieländer galten. Absehbar werden diese Transformationsökonomien in der Lage sein, den bisherigen Wohlstandsgewinnern sämtliche komparativen Kostenvorteile streitig zu machen.

Die soziale Logik des Wachstums

Wer nach den Ursachen für den Wachstumsimperativ moderner Industrieländer und Konsumgesellschaften forscht, stößt unweigerlich auch auf soziale Begründungsmuster. Der berühmte Ausspruch Ludwig Erhards (1957, S. 216), wonach es besser sei, den volkswirtschaftlichen »Kuchen« wachsen zu lassen, statt sich um die Verteilung eines gegebenen Kuchens zu streiten, ist zum Sinnbild einer politischen Kultur geworden, der gemäß soziale und politische Stabilität mit Wirtschaftswachstum zu erkaufen sind. Indem volkswirtschaftliche Zuwächse als Verteilungsmasse zur Disposition gestellt werden, können Anspruchsgruppen bedient werden, ohne dabei den absoluten Status quo anderer Gruppen antasten zu müssen. Aus der Sicht parlamentarischer Entscheidungsträger ist es deshalb mit geringeren politischen Opportunitätskosten verbunden, immanente Verteilungskonflikte in Wachstumsziele zu transformieren, anstatt sie zu lösen. Erwähnenswert ist der von Georg Simmel (1920) geprägte Terminus des »substanziellen Fortschritts«: Wenn es gelingt, den Vorrat des Bestehenden zu erhöhen, kann die »Menschheitstragödie der Konkurrenz« gelindert werden, und zwar in Form einer »Ablenkung des Kampfes gegen den Menschen in den Kampf gegen die Natur« (Haelser 1994, S. 65). »In dem Maße, in dem man weitere Substanzen und Kräfte aus dem noch unokkupierten Vorrat der Natur in die menschliche Nutznießung hineinzieht, werden die bereits okkupierten von der Konkurrenz um sie entlastet« (Simmel 1920, S. 305).

Entlastung heißt allerdings noch nicht Überwindung, zumal die »Substanzen und Kräfte der Natur« endlich sind. Deshalb sieht Simmel den eigentlichen Schlüssel »zu dem Aufbau einer Welt, die ohne Streit und gegenseitige Verdrängung aneignbar ist, zu Werten, deren Erwerb und Genuss seitens des einen den anderen nicht ausschließt, sondern tausendmal dem anderen den Weg zu dem gleichen öffnet« (ebd., S. 306), in einer weitergehenden Vision, nämlich der des »funktionellen Fortschritts«. Gemeint sind damit die durch Einführung der modernen Geldwirtschaft ermöglichten Tauschvorgänge. Die fortschreitende Monetarisierung aller Lebensbereiche kann dabei als Akt der Befreiung des einzelnen Individuums – der Bauer produziert fortan nicht mehr (allein) für den Fronherrscher, sondern für den Markt – und als Distanzierung des Individuums von den bisher bindenden sozialen Kontext-

ten gesehen werden. Simmel spricht von »kulturelle[r] Steigerung der Personenzahl, von der man abhängt, unter gleichzeitigem Sinken der Bindungen an individuell bestimmte Personen« und betrachtet Geld als »Träger der unpersönlichen Beziehungen zwischen Personen und dadurch der individuellen Freiheit« (ebd., S. XII).

Die durch den geldvermittelten Tausch zunehmende »Sachwerdung der Wechselwirkung« hat deren Ausweitung und fortschreitende Verflechtung zur Folge. Das Tauschmedium Geld sorgt dafür, dass alle Dinge in »die fruchtbarere Hand« gelangen, um »ein Maximum des in ihnen latenten Wertes zu entbinden« (ebd. S. 306). Damit wird ein tief greifender Strukturwandel eingeläutet. Er führt zur Herausbildung neuer Motivationsstrukturen, effizienter Formen der Arbeitsteilung und zu einer Wachstumsdynamik, die aus dem Negativ- ein Positivsummenspiel macht. »Angenommen, die Welt wäre wirklich ›weggegeben‹ und alles Tun bestünde wirklich in einem bloßen Hin- und Herschieben innerhalb eines objektiv unveränderlichen Wertquantums, so bewirkte dennoch die Form des Tausches gleichsam ein interzelluläres Wachstum der Werte« (ebd., S. 307).

Im Sinne von Armutsbekämpfung, Versorgungssicherheit und sozialem Fortschritt gilt es demnach, die Menschheit möglichst lückenlos in ein System der arbeitsteiligen und folglich geldbasierten Fremdversorgung einzubinden. Schon Adam Smith hat mit einer noch heute verblüffenden Eleganz beschrieben, wie die Zerlegung vormals in mühseliger Eigenarbeit erbrachter Leistungen in spezialisierte Vorgänge den aus einem gegebenen Quantum an Material und Arbeitskräften zu erzielenden Output ins Unermessliche steigern kann.² Diese um der Effizienzsteigerung willen immer feingliedrigere Zerlegung in spezialisierte Wertschöpfungsstufen müsste zwangsläufig erlahmen, wenn sie auf nationale Grenzen stößt. Deshalb gilt es, die Potenziale der Arbeitsteilung im internationalen Maßstab zu optimieren. Genau dies entspricht dem Leitmotiv der Außenhandelstheorie: Wenn sich Volkswirtschaften auf die Produktion jener Güter spezialisieren, in denen sie über komparative Kostenvorteile verfügen, bedeutet der Übergang von einer Autarkiesituation zum Freihandel ein Wachstum des Volkseinkommens der daran beteiligten Länder. Auch die Entwicklungspolitik hat den Freihandel längst als Allzweckwaffe gegen Unterversorgung entdeckt – selbstredend eingebettet in die Forderung nach fairen Austauschbeziehungen.

² Siehe auch die äußerst treffliche Rekonstruktion des Smithschen Gedankens bei Sloterdijk (2005).

Die Ambivalenz der sozialen Wachstumslogik – Gewinne durch Spezialisierung und Freihandel?

Um mittels der behaupteten Vorteile des Freihandels die Existenzsicherung in Armutsökonomien zu verbessern, müssen diese sich verstärkt auf die internationale Arbeitsteilung ausrichten. Richtungsweisend wären dann nicht die inländischen Bedarfsmuster, sondern komparative Kostenvorteile, deren Realisierung Gewinne auf den Weltmärkten verspricht. Allerdings: Wenn die Handelsgewinne allein der Besserstellung einer Elite vorbehalten bleiben, kann sich die Situation der ärmsten Bevölkerungsteile im Vergleich zur Autarkielösung absolut sogar verschlechtern. Die Aussage der realen Außenwirtschaftstheorie, wonach Freihandel der Autarkielösung überlegen sei, setzt gemäß des berühmten Stolper/Samuelson-Theorems (1941) voraus, dass bestimmte Branchen oder Sektoren – natürlich jene, deren Output auf den Weltmärkten nicht konkurrenzfähig und deshalb künftig zu importieren ist – Verluste hinnehmen. Die »Pointe« besteht nun darin, dass die Handelsgewinne im makroökonomischen Maßstab die Verluste übertreffen, also das Volkseinkommen netto wächst. Folglich wären die Gewinner in der Lage, die Verlierer zu kompensieren und würden dennoch netto einen Einkommenszuwachs erzielen. Prinzipiell könnte die Kompensation auf zweierlei Weise erfolgen.

Zum einen wären verteilungspolitische Maßnahmen denkbar. Aber diese Strategie entspräche einem Paradox, denn die soziale Wachstumslogik beruht doch gerade darauf, eine unpopuläre und ohnehin kaum durchsetzbare Umverteilung zu vermeiden. Zum anderen klammern sich Freihandelsbefürworter gern an die Hoffnung, dass die von den Verliererbranchen freigesetzten Arbeitskräfte nun von den prosperierenden Sektoren absorbiert werden könnten. Aber wie sollen Maniokbauern aus dem Amazonasbecken kurzfristig in die urbane Sphäre Sao Paulos umgesiedelt und zu Programmierern ausgebildet werden? Es spricht für sich, dass ausgerechnet Samuelson (2004) jüngst zu einem Doppelschlag gegen die von ihm selbst begründete »reine« Lehre ausholte, indem er erstens darlegt, dass unter den Bedingungen der Globalisierung schon die Erzielung von Nettogewinnen durch Freihandel scheitern kann, und zweitens bezweifelt, dass dort, wo dies dennoch eintritt, eine Kompensation der unvermeidlichen Verlierer des Freihandels stattfindet.³

³ Die zweite Aussage ist nicht direkt in dem hier zitierten Artikel, wohl aber in etlichen Interviews (FAZ, Spiegel, ZEIT) nachzulesen.

Das dünne Eis der Fremdversorgung

Strukturell besteht der Übergang zur geldbasierten und arbeitsteiligen Fremdversorgung darin, dass an die Stelle der Selbstversorgung eine schicksalhafte Abhängigkeit von unkontrollierbaren Marktdynamiken tritt. Dies lässt sich anhand einer simplen Darstellung erläutern.

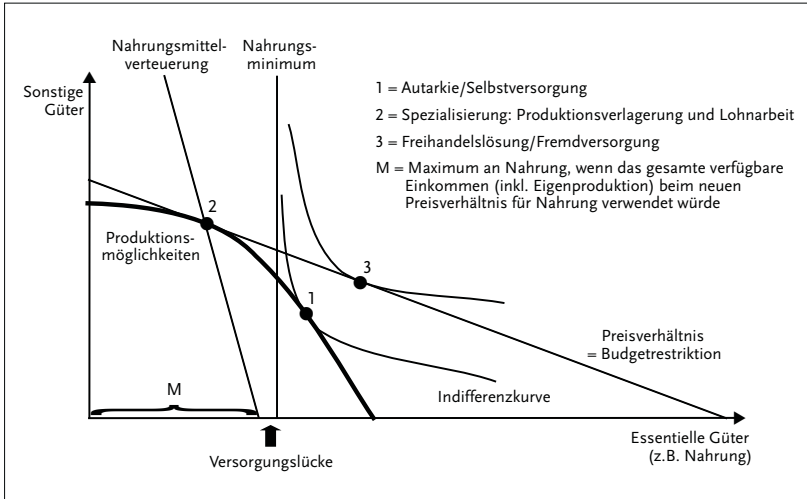


Abbildung: Fremdversorgung und Versorgungsunsicherheit

Hier wird grob vereinfacht zwischen essentiellen und sonstigen Gütern unterschieden. In einer Autarkiesituation (Punkt 1) produzieren die betrachteten Akteure alle benötigten Güter selbst, deren Verfügbarkeit damit unabhängig von Preisverhältnissen und monetärem Einkommen ist. Ausgehend von einer vorhandenen Ressourcenausstattung und Technologie ergibt sich eine sogenannte »Produktionsmöglichkeitenkurve«, auf der jener Punkt realisiert wird, in dem sich die höchste Indifferenzkurve, das heißt der höchste Nutzen erreichen lässt. Um nun die Vorteile des überregionalen Handels auszuschöpfen, bedarf es der Einführung eines Zahlungsmittels, damit der Güteraustausch zu einem bestimmten Preisverhältnis effizient abgewickelt werden kann. In der Abbildung entspricht das Austauschverhältnis der mit Preisen bewerteten Güter einer fallenden Geraden, die somit der Budgetrestriktion entspricht. Die Realisierung von Handelsgewinnen bedeutet, dass im Gegensatz zur Autarkie Produktion und Konsum nicht mehr identisch sind. Im obigen Beispiel lohnt es sich, die Produktion zum Punkt 2 zu verlagern, das heißt es werden weniger essentielle Güter, dafür aber mehr andere Güter für den

Export erzeugt.⁴ Die hierdurch ermöglichte Konsummenge liegt im Punkt 3 und bedeutet eine eindeutige Zunahme des materiellen Wohlstandes.

Diese Spezialisierung hat zur Folge, dass die eigene Produktion an essentiellen Gütern nicht nur geringer als die Konsummenge ist, also auf Importen beruht, sondern auch geringer als die zur materiellen Existenzsicherung mindestens erforderliche Menge. Wenn sich aufgrund unvorhersehbarer Marktentwicklungen – etwa infolge der Nachfrage nach Bioenergie – ein anderes Preisverhältnis bildet, etwa dergestalt, dass sich die essentiellen relativ zu den anderen Gütern verteuern, ergibt sich eine steilere Budgetlinie. Der bisherige Konsumpunkt ist nicht mehr erreichbar. Mehr noch: Das Maximum an essentiellen Gütern, welches finanziert werden kann, wenn die gesamten Exporterlöse dazu aufgewandt werden, liegt unterhalb der zur Existenzsicherung mindestens erforderlichen Menge. Eine Rückkehr zur autarken Produktionsstruktur ist in aller Regel unmöglich, weil der Übergang zur Freihandelslösung das Resultat eines tief greifenden Strukturwandels ist. Um entlang der Produktionsmöglichkeitenkurve vom Punkt 1 zum Punkt 2 zu gelangen, werden nicht nur neue Industrien, Produktionsstätten und Infrastrukturen geschaffen, sondern bisherige Versorgungsmuster zerstört: Menschen verlassen soziale Netzwerke, geben bislang bewirtschaftete Flächen auf, entwickeln höhere Konsumansprüche, verlernen Praktiken der Selbstversorgung und erwerben stattdessen Qualifikationen, die allein zur spezialisierten Erwerbsarbeit befähigen und mit einem urbanen Lebensstil einhergehen. Dieser Wandel ist kurzfristig unumkehrbar, weil ihm nicht nur eine produktionstechnische, sondern infrastrukturelle, soziale und kulturelle Transformation zugrunde liegt. Folglich wird die verlockende Chance auf Zuwächse an materiellem Reichtum, der einen konsumtiven und zugleich auf spezialisierter Erwerbsarbeit beruhenden Lebensstil verheißt, mit einer beträchtlichen sozialen Fallhöhe erkauft.

Demgegenüber gewährleisten partiell auf Eigenarbeit und lokalen Austauschbeziehungen beruhende Versorgungsmuster zwar einen bescheidenen

⁴ Warum lohnt sich dieser Übergang? Dies liegt am beispielhaft angenommenen Preisverhältnis, welches durch die Steigung der Budgetlinie zum Ausdruck kommt. Demnach sind die essentiellen Güter relativ billig und die sonstigen Güter teuer. Infolge einer Spezialisierung auf die Letzteren können deshalb entsprechend hohe Erlöse erzielt werden, wenn von diesen Gütern mehr produziert als selbst benötigt wird. Die aus dem Verkauf des Überschusses an sonstigen Gütern resultierenden Erlöse erlauben den Kauf einer höheren Menge an essentiellen Gütern als in der Autarkiesituation selbst produziert wurde. Dies gilt sogar – wie in der Abbildung ersichtlich – dann, wenn auch von den sonstigen Gütern mehr konsumiert wird als in der Autarkiesituation.

ren Güterwohlstand, sind aber von zunehmend komplexeren, globalisierten und deshalb »ferngesteuerten« Wertschöpfungsketten abgekoppelt. Amartya Sen (1982) hat anhand des Verlaufs vergangener Hungersnöte dargestellt, dass Individuen, die ihre Fähigkeit zur (wenigstens partiellen) Selbstversorgung zugunsten einer monetär entgoltenen Erwerbsarbeit aufgeben, selbst dann in bedrohliche Not geraten können, wenn in der betreffenden Region genug Güter vorhanden sind, um alle Bewohner zu versorgen. Geldbasierte Fremdversorgung impliziert, dass der Anspruch (»Entitlement«) auf Güter allein von der Kaufkraft des monetären Einkommens abhängt. Sowohl Preiserhöhungen als auch Einkommensenkungen können jeweils *ceteris paribus* die Kaufkraft unter eine Grenze senken, die Sen (1982, S. 47) als »starvation set« bezeichnet: Das Maximum an Gütern, welches sich ein Konsument auf Basis seines Geldeinkommens und des aktuellen Preisniveaus leisten kann, reicht nicht zur Existenzsicherung. Dies trifft in der Bundesrepublik auf arbeitslose Personen zu, die erstens kein hinreichendes Vermögen besitzen, um damit die Einkommenslücke zu schließen, und die zweitens weder über Subsistenzpotenziale (eigener Garten, handwerkliche Fähigkeiten etc.) verfügen (vgl. Baier et al. 2007; Dahm/Scherhorn 2008), noch in soziale Netze der nichtmonetären Nahversorgung (Nachbarschaftshilfe, Tauschringe, Community Gardens eingebunden sind (vgl. Müller 2002; Meyer-Renschhausen 2004). Allein staatliche Transferzahlungen verhindern ein Absinken in das starvation set.

Wenn allerdings zukünftig infolge der sich immer deutlicher abzeichnenden Rohstoffkrise keine Wachstumsraten mehr möglich sind, kommt es auf doppelte Weise zur Eruption des fragilen Fremdversorgungssystems: Es steigt die Anzahl jener, deren Abgleiten in das starvation set nur durch externe Einkommenstransfers verhindert werden kann; zugleich schmälert aber dieselbe Ursache die ökonomische Basis für nun verstärkt erforderliche Transferleistungen. Damit setzt ein sich selbst verstärkender Abwärtsmechanismus ein. Die latente Angst vor derlei Szenarien ruft ein immer wiederkehrendes Reaktionsmuster hervor, nämlich die Flucht nach vorn, das heißt eine Intensivierung des Wachstumskurses (vgl. Paech 2007a). Angesichts der zunehmenden Konkurrenz durch Transformationsstaaten wie Indien oder China erfordert dies eine noch stärkere Spezialisierung und Innovationsorientierung. Weiterhin müssen die unweigerlich wachsenden Gütermengen, die damit einhergehen, konsumiert werden. Deshalb sorgen neue Produktdesigns, Komfortsteigerungen, Marketingstrategien und symbolische Inszenierungen für eine Steigerung und räumliche Verbreitung des konsumtiven, also fremd versorgten und zunehmend geldabhängigen Le-

bensstils. Aber je teurer (notwendiges Einkommen) und energieaufwendiger (materielle Basis zur Produktion) die Aufrechterhaltung dieser Existenzform wird, umso näher rückt eine nicht hintergehbare Eskalation: Einerseits ist das System auf Gedeih und Verderb von Wachstum abhängig, andererseits beraubt sich dieses Wachstum, weil es nicht von Energie und anderen Ressourcenverbräuchen entkoppelt werden kann, seiner materiellen Basis (vgl. Paech 2009a).

Die Postwachstumsökonomie als Alternative zum Fremdversorgungsdilemma

Neue Relationen zwischen Selbst- und Fremdversorgung

Globalisierungsoffer kann letztlich nur werden, wer sich in die fatale Abhängigkeit von einer geldvermittelten Fremdversorgung begibt, die wiederum ohne Wachstum nicht zu stabilisieren ist. Das von Technik und ökonomischer Expansion transportierte Modernisierungsversprechen, nämlich die Befreiung von Fremdbestimmung und schicksalhafter Ausgeliefertsein schlägt ins genaue Gegenteil um, wenn Individuen infolge von Zeitnot und einer ausschließlich konsum- und industrieorientierten Konditionierung nicht mehr in der Lage sind, jenseits der spezialisierten Erwerbsarbeit eigenhändig, manuell und handwerklich zur Existenzsicherung beizutragen, wenn sie jedes Bedürfnis zu einem stetig gesteigerten Konsumbedarf ausformen, wenn sie sich in einer aus Konsumkrücken, Komfort generierenden Energiesklaven und Dienstleistungen bestehenden Infrastruktur einrichten. Die Antithese dazu entspräche einer tendenziellen Wiedererlangung dessen, was Gronemeyer (1988) als »Daseinsmächtigkeit« bezeichnet. Gemeint ist das sich ergänzende Zusammenspiel zweier Eigenschaften: Eine genügsame Anpassung von Ansprüchen (Suffizienz) an die Möglichkeiten, welche sich aus eigenen Fertigkeiten und Fähigkeiten oder den nahe gelegenen, nicht vermehrbaren Optionen und Ressourcen speisen (Fähigkeit zur Selbstversorgung), kurz: das »Zuhandene zum Hinreichenden« (Gronemeyer 1988, S. 147) werden zu lassen. Dies impliziert weder Askese noch ausschließliche Subsistenz.

- **Materielle Entschlackung und Entschleunigung:** Wer an materiellem Wohlstand und Optionenvielfalt zu ersticken droht, verzichtet nicht, sondern befreit sich von Überflüssigem. Sich klug jenes Ballasts zu entledigen, der viel Zeit, Geld, Raum und ökologische Ressourcen kostet, aber nur minimalen Nutzen stiftet, bedeutet zugleich mehr Unabhän-

gigkeit vom volatilen Marktgeschehen, von Geld und Erwerbsarbeit, also auch Stressfreiheit.⁵

- Neujustierung der Balance zwischen Selbst und Fremdversorgung: Die sowohl räumliche als auch technische Distanz zwischen Verbrauch und Produktion zu verringern, heißt nicht zwangsläufig Konsumverzicht, sondern die Fremdversorgung erstens graduell und zweitens punktuell aufzuheben. Zwischen den Extremen der Subsistenz und des Konsums von Produkten, die globalisierten Wertschöpfungsketten entstammen, existiert ein breites Kontinuum unterschiedlicher Versorgungsgrade. Neben Formen einer urbanen Subsistenz, insbesondere einer lokalen Ernährungsversorgung sind dabei regionale Austauschbeziehungen von Bedeutung (vgl. Baier et al. 2005). Regionalwährungen (vgl. Kennedy/Lietaer 2004) können hierzu beitragen, denn sie ermöglichen moderate Spezialisierungsvorteile, wenngleich im Maßstab einer »De-Globalisierung« (Bello 2005).

Minderung von Wachstumszwängen durch verkürzte Wertschöpfungsketten und Entkommerzialisierung

Geld als Zahlungsmittel ermöglicht den Übergang von einer Subsistenzwirtschaft im Sinne der aristotelischen »Oikonomike« zu einer arbeitsteiligen Wirtschaft. Der Vorteil des Geldes besteht darin, dass nicht der Tauschpartner gefunden werden muss, der das Gut besitzt, das man begehrt und gleichzeitig das Gut begehrt, das man selber zum Tausch anbieten kann. Dies setzt voraus, dass zwischen der Einnahme von Geld und der Ausgabe von Geld Zeit vergeht. Ein Wesenszug des modernen Wirtschaftens, das die Effizienzvorteile der Spezialisierung abschöpft, besteht deshalb in der Notwendigkeit des Investierens. Benötigt wird ein Vorschuss an Geld, das zur Finanzierung der Inputfaktoren vor Aufnahme der Produktion dient. Kapital wird damit zum »Promotionsfaktor« (Binswanger 2006, S. 72) der Arbeitsteilung, wobei es sich um Fremd- oder Eigenkapital handeln kann. Für die Entleihung des Ersteren ist ein Zins zu entrichten; der Einsatz des Letzteren setzt die Ausschüttung einer Eigenkapitalrendite voraus. Investitionen, die heute getätigt werden, erhöhen sofort das Einkommen der Haushalte. Aber die aus der Investition resultierende Produktionsmenge kann erst später, also in der Folgeperiode abgesetzt werden. »Die Haushalte kaufen daher heute die Produktion von gestern. Auf diese Weise geht die Steigerung der Nachfrage der Steige-

⁵ vgl. Paech (2009b) zur Entwicklung einer zeitökonomischen Theorie der Suffizienz.

rung des Angebots voraus« (Binswanger 2006, S. 312). Der Einkommenseffekt setzt also vor dem Kapazitätseffekt ein. Wenn einerseits die Ausgaben den Einnahmen vorausseilen, aber andererseits sich beides in Form von Geldzahlungen äußert, kann deren Differenz – also der Gewinn – nur positiv sein, wenn die Zahlungslücke auf der Nachfrageseite durch zusätzliche Nettoinvestitionen ausgeglichen wird, die das entsprechende Einkommen schaffen. Es lässt sich zeigen, dass bereits aus diesem Sachverhalt ein linearer Wachstumsdruck resultiert. Wird realistischerweise angenommen, dass die periodisch zu steigenden zusätzlichen Investitionen durch Fremdkapital finanziert werden, für das Zinsen zu entrichten sind, ist sogar exponentielles Wachstum vonnöten, denn die steigenden Investitionen müssen nun neben dem Einkommen zur Finanzierung der erhöhten Produktion die sukzessive steigende Zinssumme abdecken. Um den hieraus resultierenden Wachstumsdruck zu mildern, sind verschiedene Ansatzpunkte denkbar, die sich ergänzen:

- Mit abnehmender Distanz zwischen Verbrauch und Produktion sinken auch die Anzahl spezialisierter Fertigungsstufen und damit das Ausmaß an notwendigen Investitionen entlang der Wertschöpfungskette. Eine möglichst regionale und auf Selbstversorgung basierende Wirtschaft ist weniger kapitalintensiv.
- Der Wachstumszwang sinkt mit der Höhe des erforderlichen Gewinns. Damit zeigt sich ein weiterer Nachhaltigkeitsvorteil tendenziell entkommerzialisierter Ökonomien.
- Eine Reform oder Ergänzung des herrschenden Geldsystems könnte den Wachstumszwang mildern, wenn anstelle des Zinses eine alternative Form der Umlaufsicherung gewählt wird. Dem letztgenannten Aspekt tragen regionale Komplementärwährungen Rechnung, die als »Schwundgeld« konzipiert sind.

Fazit: Urbane Subsistenz als Element einer Postwachstumsökonomie

Abschließend sollen die fünf sich ergänzenden Dimensionen einer Postwachstumsökonomie skizziert werden. In diesen Rahmen lassen sich urbane Versorgungssysteme im Nahrungsbereich als wichtiger konzeptioneller Bestandteil einordnen.

(1) Suffizienz: Pures Auswechseln bisheriger Konsumlösungen gegen vermeintlich nachhaltigere Varianten reicht nicht im Entferntesten. Nur eine Rückführung von Konsumansprüchen an die Möglichkeiten ihrer nachhaltigen Befriedigung bietet Lösungen. Die Suffizienzstrategie konfrontiert die verzweifelte Suche nach weiteren Steigerungen von Güterwohlstand und

Komfort mit einer Gegenfrage: Von welchen Energiesklaven, Konsum- und Komfortkrücken ließen sich übervolle Lebensstile und schließlich die Gesellschaft als Ganzes befreien? Es entspricht ökonomischer Logik in Reinform, sich klug jenes Ballasts zu entledigen, der Zeit, Geld, Raum und ökologische Ressourcen beansprucht, aber nur minimalen Nutzen stiftet.

(2) Subsistenz: Wo das globalisierte Konsummodell nicht mehr finanzierbar ist, beschwört es soziale Verwerfungen herauf. Wer sich von monetär basierter Fremdversorgung abhängig gemacht hat, lebt stets in der Furcht, »Globalisierungsoffer« zu werden, wenn die Geld speiende Wachstumsmaschine ins Stocken gerät, Preise steigen, Löhne sinken oder Firmen schließen. Sozial stabil sind nur Versorgungsstrukturen mit geringerer Distanz zwischen Verbrauch und Produktion. Dazu zählt die Reaktivierung von Kompetenzen, manuell und kraft eigener Fertigkeiten Bedürfnisse jenseits kommerzieller Märkte zu befriedigen. Durch eine Umverteilung der Erwerbsarbeit ließen sich Selbst- und Fremdversorgung so kombinieren, dass die Geld- und Wachstumsabhängigkeit sinkt. Eigenarbeit, (urbane) Subsistenz, Community Gärten, Tauschringe, Netzwerke der Nachbarschaftshilfe, Verschenkmärkte, Einrichtungen zur Gemeinschaftsnutzung von Geräten/Werkzeugen etc. würden zu einer graduellen De-Globalisierung verhelfen.

(3) Regionalökonomie: Viele Bedarfe ließen sich durch regionale Märkte, verkürzte Wertschöpfungsketten bis hin zu Konzepten wie Community Supported Agriculture (CSA) befriedigen. Regionalwährungen könnten Kaufkraft an die Region binden und damit von globalisierten Transaktionen abkoppeln. So würden die Effizienzvorteile einer geldbasierten Arbeitsteilung weiterhin genutzt, jedoch innerhalb eines ökologieverträglicheren und krisenresistenteren Rahmens.

(4) Stoffliche Nullsummenspiele (vgl. Paech 2005, S. 447 ff): Infolge der oben genannten Strategien bräuchte der auf Geldwirtschaft und industrieller Arbeitsteilung basierende Komplex nur noch halb so groß sein – zumindest wenn die durchschnittliche Erwerbsarbeit auf etwa 20 Stunden reduziert würde. Die restliche Industriekapazität wäre so umzugestalten, dass die Neuproduktion von Gütern, die viel langlebiger und reparaturfreundlicher sein müssten, eher eine untergeordnete Rolle spielt. Der Fokus läge auf dem Erhalt, der Um- und Aufwertung vorhandener Produktbestände und Infrastrukturen, etwa durch Renovation, Konversion (Rückbau von Industrieanlagen, Autobahnen, Flughäfen, Tiefseehäfen etc.), Optimierung, Nutzungsdauerverlängerung oder Nutzungsintensivierung.

(5) Institutionelle Innovationen: Schließlich sind Rahmenbedingungen nötig, nämlich erstens eine Boden- und Geldreform zur Milderung system-

immanenter Wachstumszwänge. Die bereits erwähnten Regionalwährungen könnten mit einer das Zinsniveau gegen Null senkenden Geldumlaufsicherung versehen werden. Weiterhin ließe sich die noch immer fehlende Abschätzung, Zurechnung und Deckelung von Umweltbeanspruchungen dadurch beheben, dass der dehnbare Nachhaltigkeitsbegriff durch individuelle CO₂-Bilanzen konkretisiert wird. Jede Person hätte ein Anrecht auf dasselbe jährliche Emissionskontingent (ca. zwei bis vier Tonnen), das allerdings handelbar wäre. Die Summe aller Kontingente dürfte höchstens der globalen Gesamtbelastung entsprechen, die mit der Einhaltung des Zwei-Grad-Klimaschutzziels vereinbar wäre.

Inmitten dieser fünf konzeptionellen Schritte nimmt die urbane Landwirtschaft einen besonderen Stellenwert ein. Sie bietet sich als ein – im doppelten Wortsinne – nahe liegendes Handlungsfeld an, das leichte Übergänge zur Postwachstumsökonomie ermöglicht. Urbane Nahrungsmittelerzeugung ist hochgradig kompatibel mit suffizienten und subsistenten Versorgungsmustern, senkt also die soziale Vulnerabilität. Zudem sind Haus-, Gemeinschafts- und Dachgärten sowie Guerilla Gardening Musterbeispiele für stoffliche Nullsummenspiele. Hier wird anstelle einer Flächen- und Ressourcenexpansion der unmittelbare und ohnehin vorhandene Raum ökonomisch, sozial und ökologisch aufgewertet. Mehr noch: Gärtnern bedeutet in diesem Kontext, urbane Areale, die andernfalls kommerzieller Verwertung, Versiegelung und restloser Eingliederung in den Fremdversorgungskorpus anheim zu fallen drohen, in Besitz zu nehmen und in erste Vorboten einer Postwachstumsökonomie zu verwandeln.

Literatur

- Baier, Andrea/Bennholdt-Thomsen, Veronika & Brigitte Holzer (2005). Ohne Menschen keine Wirtschaft, München: oekom.
- Baier, Andrea/Müller, Christa & Karin Werner (2007). Wovon Menschen leben. Arbeit, Engagement und Muße jenseits des Marktes. München: oekom.
- Bello, Walden (2005). De-Globalisierung. Widerstand gegen die neue Weltordnung. Hamburg: VSA.
- Binswanger, Hans Christoph (2006). Die Wachstumsspirale. Marburg: Metropolis.
- Binswanger, Hans Christoph (2009). Vorwärts zur Mäßigung. Hamburg: Murmann.

- Daly, Hermann** (1999). *Wirtschaft jenseits von Wachstum*. Salzburg/München: Pustet.
- Dahm, Daniel/Scherhorn, Gerhard** (2008). *Urbane Subsistenz. Die zweite Quelle des Wohlstands*. München: oekom.
- Erhard, Ludwig** (1957). *Wohlstand für alle*. Düsseldorf: Econ.
- Gronemeyer, Marianne** (1988). *Die Macht der Bedürfnisse*. Reinbek: rororo.
- Haesler, Aldo** (1994). Die Doppeldeutigkeit des Fortschritts in der »Philosophie des Geldes«. In: Binswanger, H. C., Flotow, P. von (Hg.). *Geld und Wachstum. Zur Philosophie und Praxis des Geldes*. Stuttgart/Wien, S. 61–78.
- Heinberg, Richard** (2007). *Peak Everything: Waking Up to the Century of Declines*. Gabriola Island: New Society Publishers.
- Jackson, Tim** (2009). *Prosperity without Growth: Economics for a Finite Planet*. London: Earthscan.
- Kennedy, Margrit/Lietaer, Bernard A.** (2004). *Regionalwährungen. Neue Wege zu nachhaltigem Wohlstand*. München : Riemann.
- Latouche, Serge** (2006). *Le pari de la décroissance*. Paris: Pluriel.
- Meyer-Renschhausen, Elisabeth** (2004). *Unter dem Müll der Acker: Community Gardens in New York City*. Frankfurt/M.: Ulrike Helmer Verlag.
- Miegel, Meinhard** (2010). *Exit – Wohlstand ohne Wachstum*. Berlin: Propyläen.
- Müller, Christa** (2002). *Wurzeln schlagen in der Fremde. Die Internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse*. München: oekom.
- Myers, Norman/Kent, Jennifer** (2005). Die neuen Konsumenten in Entwicklungs- und Transformationsländern und der Einfluss ihres Wohlstands auf die Umwelt. In: *Natur und Kultur* 6/1, S.3–22.
- Paech, Niko** (2005). *Nachhaltiges Wirtschaften jenseits von Innovationsorientierung und Wachstum*. Marburg: Metropolis.
- Paech, Niko** (2007). Woher kommt der Wachstumszwang? In: *Gaia* 16/4, S.299–300.
- Paech, Niko** (2007a). Angst essen (ökologische) Seele auf. In: Lang, Eva/ Busch-Lüty, Christiane & Jürgen Kopfmüller (Hg.). *Ansätze für eine Ökonomie der Nachhaltigkeit*. München, S.227-230.
- Paech, Niko** (2008). *Regionalwährungen als Bausteine einer Postwachstumsökonomie*. In: *Zeitschrift für Sozialökonomie (ZfSÖ)* 45/ 158–159, S.10–19.

- Paech, Niko** (2009). Die Postwachstumsökonomie – ein Vademecum.
In: Zeitschrift für Sozialökonomie (ZfSÖ) 46/ 160–161, S. 28–31.
- Paech, Niko** (2009a). Wachstum light? Qualitatives Wachstum ist eine Utopie. In: Wissenschaft & Umwelt Interdisziplinär 13/2009, S. 84–93.
- Paech, Niko** (2009b). Unternehmerische Nachhaltigkeit, Suffizienz und Zeitknappheit. In: Antoni-Komar, Irene et al. (Hg.). Neue Konzepte der Ökonomik. Unternehmen zwischen Nachhaltigkeit, Kultur und Ethik. Marburg, S. 61–83.
- Pallante, Maurizio** (2005). La decrescita felice. La qualità della vita non dipende dal PIL. Roma: Nuova edizione.
- Samuelson, Paul A.** (2004). Where Ricardo and Mill Rebut and Confirm Arguments of Mainstream Economists Supporting Globalization. In: The Journal of Economic Perspectives 18/3, S. 135–146.
- Seidl, Irmi/Zahrnt, Angelika** (2010). Postwachstumsgesellschaft. Marburg: Metropolis.
- Sen, Amartya** (1982). Poverty and Famines. An Essay on Entitlement and Deprivation. Oxford: Clarendon Press.
- Simmel, Georg** (1920). Philosophie des Geldes. 3. Auflage, Berlin und München: Duncker & Humblot.
- Sloterdijk, Peter** (2005). Im Weltinnenraum des Kapitals. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Stolper, Wolfgang F./Samuelson, Paul A.** (1941). Protection and Real Wages. In: Review of Economic Studies 9, S. 58–73.
- Zentrum für Transformation der Bundeswehr** (2010). Peak Oil – Sicherheitspolitische Implikationen knapper Ressourcen. Strausberg.

Bastian Lange

Koop Stadt? Was ist von der »kreativen Stadt« zukünftig zu erwarten?

Der Beitrag beschäftigt sich mit der Frage, wie sich im Kontext von komplexen sozialen, ökologischen und kulturellen Verunsicherungen die Stadt als gesellschaftlicher Kristallisationsort für zukunftsweisende Lösungen zu erkennen gibt. Präzisiert wird die Frage, indem insbesondere die sozialräumlichen Strategien der »Kreativarbeiter« betrachtet werden, die für die Formulierung und den Bedeutungsgewinn der »kreativen Stadt« mitverantwortlich sind. Die Vorstellung dessen, was als »kreative Stadt« jenseits der Instrumentalisierung als imagebezogene Marketing- oder räumliche Aufwertungsstrategien verstanden werden kann, bildet dabei den Ausgangspunkt sowie die Basis des Beitrags. Begleitend zu der Diskussion um »kreative Stadt« und Kreativwirtschaft wird erläutert, welche ursprünglichen organisatorischen und sozialen Maximen sich mit der durch Charles Landry formulierten »kreativen Stadt« verbunden und welche Ausdrucksgestalt diese heute aufweist. Die Formulierung einer » kreativen Stadt« durch Stadt- und Wirtschaftspolitik zeigt, dass mehrheitlich einkommensstarke und hochqualifizierte Bevölkerungsgruppen in den Genuss eines neuen urbanen Lebensstils kommen können.

Abseits der dominanten Verräumlichung dieses Lebensstils in der selektiven kreativen Stadt sowie der Kreativwirtschaft zeigt sich aber, dass sich eine junge Generation auf den Weg macht, eigenständig innovative aber zugleich pragmatische Lösungen auf komplexe soziale, ökologische und kulturelle Verunsicherungen zu entwickeln: Dies sind Kulturen des Selbermachens, es sind kollektive Ansätze, die pragmatisch und unideologisch die Jetztzeit sowie den Nahraum gestalten wollen. Dabei geben sich Mikropolitiken und mitunter eigenwillige Formen der Rauman eignung zu erkennen. Auch die neuen urbanen Gärten sind in diesem Kontext zu verorten, auch wenn sie hier nicht explizit Gegenstand der Betrachtung sind.

Im Vordergrund derartiger Aktivitäten steht dabei immer wieder, den faktischen städtischen Gestaltungsraum für Projekte neu auszuloten, gewissermaßen das soziale Übungsfeld, in dem sich diese Praktiken vollziehen, immer wieder neu zu vermessen, um eben auch ermessen zu können, welcher Spiel- und Freiraum eigentlich für neue Handlungsformen existiert, erkämpft und erstritten oder auch einfach betreten werden kann.

Somit stellt sich die Frage, welcher Typus von Stadt sich auf der Grundlage neuer »Macher« zu erkennen gibt, wenn klassische übergeordnete Steuerungspolitiken der städtischen Politik nicht mehr in der Lage sind, wirkungsvoll existierende Probleme zu lösen. Die Ausprägungen einer möglicherweise neuen kooperativen Stadt werden im Folgenden diskutiert.

Urbane Kreativwirtschaft = kreative Stadt?

Der Begriff Kreativwirtschaft skizziert nicht nur neue, als kreativ bewertete Ökonomien. Er steht auch für ein neues gesellschaftliches Verhältnis zwischen Kultur und Ökonomie. Arbeit und Markt organisieren sich in und durch soziale/n Netzwerke/n, etablierte Sicherheiten werden sukzessive entwertet und formieren sich entlang neuer Wissens- und Kompetenzformen. Neue Geographien geben sich zu erkennen, aus dem Blick gefallene und deindustrialisierte Orte greifen nach dem hoffnungsvollen Zauber der »kreativen Stadt«, um einen Neuanfang einzuleiten. Neue Macher und Schnittstellenakteure, sog. Culturepreneurs, bestimmen als eine Art Raumpioniere mit ihrer Improvisationskompetenz die brachliegenden Zwischenräume mit neuen Produkten und ungeplanten Vermarktungsweisen. Sie inszenieren sich selbst als Marke und repräsentieren einen neuen Unternehmertypus, der für die etablierten Institutionen ungewohnt ist.

Innerhalb der Kreativwirtschaft verläuft aber eine Bruchlinie: Auf der einen Seite stehen traditionelle Kompetenzzentren der Kreativwirtschaft, die mitunter seit mehreren Dekaden am Markt operieren. So stellt beispielsweise die Musikinstrumentenproduktion mit ihren kleinteiligen Manufakturstrukturen in Randlagen des Freistaats Sachsen ein wesentliches Schwergewicht der sächsischen Kreativwirtschaft dar. Auf der anderen Seite stehen neue, hochdynamische standortungebundene Märkte, vor allem der Software und Games Industrie.

Maßgebliche Triebfeder der Funktionalität dieser neuen Ökonomien sind die abnehmende Halbwertszeit der Gültigkeit von marktrelevantem Wissen, hoher Innovationsdruck und schnell wechselnde Projektkulturen. Diese meist gering technikaffinen Ökonomien ermöglichen, so eine positive Lesart, individuelle Selbstverwirklichung, sozialen Statusgewinn, aber auch, so die Kritik,

nur sehr selektive ökonomische Existenzsicherung (Manske 2008). Dadurch werden Berufe, Arbeitsstrukturen, Wohnformen und Kommunikationsbedarfe grundsätzlich neu justiert. Diese Märkte der Kreativwirtschaft werden von zahlreichen Befürwortern und Zukunftsforschern als eine Blaupause für die Neuformierung und Konstituierung eines als zukunftsträchtig bewerteten kreativen Zeitalters beschrieben. Die Bewältigung des Wandels hin zu einer durch Kreativität bestimmten Arbeits- und Lebenswelt geht aber mit einem zunehmenden Steuerungsbedarf der Städte einher, wobei die Steuerungswirkung gleichzeitig tendenziell abnimmt. Bei der Neuentwicklung von Infrastrukturen, Wohn- und Arbeitsformen stellt sich daher das Problem, dass die oft nach wie vor traditionellen Instrumente und Lenkungssysteme nur wenig auf die Arbeits- und Interaktionsbedingungen der Kreativwirtschaft eingerichtet sind. Vor diesem Hintergrund kann die nachhaltige Wirkung der urbanen Steuerungspraxis nur schwach sein, woraus sich ein Bedarf nach neuen Steuerungsformen zwischen Staat, Privatwirtschaft und intermediären Akteuren ableitet.

Die Räume der Kreativarbeiter

Schon Jahre vor Richard Floridas publizistischem Erfolg erkannten europäische Regionalpolitiker sowie Stadt- und Regionalplaner die Wichtigkeit von Kultur und Kreativität zur Revitalisierung sowie Image- und Standortaufwertung von strukturschwachen Gebieten. Sowohl in Großbritannien wie etwa in Sheffield als auch in Nordrhein-Westfalen wurden in den 1990er-Jahren umfassende Aktivitäten zur Umwidmung von altindustriellen Arealen in kulturelle Erlebnislandschaften in Gang gesetzt.

Eine der bekanntesten, nicht unbedingt auch erfolgreichsten Unternehmungen dieser Art ist die »Cool Britannia« Kampagne, die zu Tony Blairs Amtszeit nach der britischen Rinderwahn-Krise das Image des Königreiches wiederherstellen sollte. Mit Hilfe dieser Kampagne sollte die britische Nation von ihrem veralteten »five o'clock tea image« befreit und mit dem neuen Image einer energischen, spannenden und liberalen Nation versehen werden.

Mit Hilfe neuer Governance-Formen wird versucht, Nationen, Städte oder Kommunen im globalen Wettbewerb um Investitionen zu positionieren, wobei die Beteiligung an globalen Netzwerkbildungen im Blick behalten wird. Ökonomische Entwicklung in wissensbasierten und kreativen Branchen wird dabei aufgrund ihrer Komplexität als eine Aufgabe begriffen, die eine Vielzahl städtischer Akteure angeht. Urbane Steuerungsprozesse werden daher in zunehmendem Maße durch unterschiedliche Konstellationen von (lokal-)staatlichen, privatunternehmerischen und zivilgesellschaftlichen Akteuren getragen. Die Heterogenität der Akteure wird nachdrücklich als Merkmal partizipativer Steue-

rungsformen betont (Cars/Healey et al. 2002, Healey 2004). Als private Akteure kommen nicht nur Unternehmen, Quartiersbewohner, lokale Vereine, zivilgesellschaftliche Initiativgruppen usw., sondern vermehrt auch neue Intermediäre (z.B. Unternehmensberater, private Entwicklungsgesellschaften, professionelle Mediatoren) ins Spiel. Auch die Akteure der Kreativwirtschaft, die »Kreativen« selber, weisen – aufgrund ihrer Anbindung an unterschiedliche Netzwerke und Arbeit in unterschiedlichsten Projektkonstellationen – zunehmend sogenannte Schnittstellenkompetenzen auf. Die Komplexität neuer Ökonomien, die heute eben nicht mehr den gängigen betriebswirtschaftlichen Logiken folgt, sondern vielmehr auf immateriellem Kapital wie Anerkennung, Glaubwürdigkeit und multidisziplinären, sozialen Beziehungsnetzen beruht, machen diese Kompetenzen überlebensnotwendig. Auch die Möglichkeiten, die dem vernetzt arbeitenden Einzelnen durch neue Technologien, respektive Web 2.0, eröffnet werden, verändern die Strukturen der Einflussnahme auf Markt und Politik sowie die Wechselwirkung unterschiedlicher Disziplinen und Akteurskonstellationen. Dynamische Formen der Selbstorganisation treten an die Stelle organisierter Interessensvertretung, erreichen in der Regel jedoch nur selten die politischen Entscheidungsträger in der öffentlichen Administration.

Deutlich wird jedoch, dass die besonderen Interaktionskulturen der Kreativwirtschaft auf der städtischen Maßstabsebene für ein strukturelles Paradoxon der Stadtentwicklung sorgen (DeFillippi/Grabher et al. 2007, Grabher 2004, Lange/Kalandides 2008, Lange/Kalandides et al. 2008): Während sich die ökonomischen Akteure soziale Einbettungszusammenhänge im Nahbereich schaffen, nimmt ihre Orientierung an überlokalen Arbeitszusammenhängen und Marktgeschehnissen ebenfalls zu. Parallel dazu zeigt sich, dass sich in jüngster Zeit Kreativakteure unmissverständlich gegen eine Vereinnahmung zum Zweck der Standortaufwertung wehren: In Hamburg zum Beispiel besetzen Künstler und Kreativakteure das Gängeviertel und widersetzten sich den Verwertungsinteressen der Stadt sowie der von ihr beauftragten Investoren. Dabei hilft den Kreativakteuren ihr subversives Wissen sowie ihre Fähigkeit, als Raumpioniere auf Raum- und Flächenkonstellationen aber auch auf gesellschaftliche Bedingungen zu reagieren.

Raumpioniere repräsentieren einen neuen gesellschaftlichen Akteur, der gerade für urbane Prozesse der Zwischennutzung an Bedeutung gewinnt. Sie agieren als Kulturproduzenten, Ortsentwickler und zunehmend als Entrepreneur: Die Kreativwirtschaft wird daher seit den späten 1990er-Jahren in Berlin ganz wesentlich durch einen neuen Sozialraumtypus getragen, der aufgrund seiner Brückenfunktion auch als Culturepreneur bezeichnet wird. Dieser kulturelle Unternehmer leistet urbane und räumliche Erneuerungs-

prozesse und macht sie »nebenbei« für Flächenentwicklungsprozesse interessant. Ein Prototyp im Bereich der neuen urbanen Gärten ist ohne Zweifel der Prinzessinnengarten in Berlin-Kreuzberg, der sich von anderen Gemeinschaftsgärten dadurch unterscheidet, dass er kein Kollektivprojekt, sondern ein soziales Unternehmen ist.

Neue Nischenökonomien in der Kreativwirtschaft

Der Wandel der Arbeit in der Kreativwirtschaft ist komplex und artikuliert neue Erwartungshaltungen an Individuen: Diese oszillieren im Spannungsfeld glamouröser Berufsbilder und Hoffnungen auf gesellschaftlichen Statusgewinn. Viele neue Berufsfelder sind kaum etabliert, übergeordnete Regulationsinstrumente fehlen weitestgehend, sodass Technologien des Selbstmanagements dominieren, um eine professionelle Existenz in diesem Handlungsfeld einzunehmen. Die hitzige Diskussion um die prekäre Arbeitssituation (Ellmeier 2001, Lorey 2007) übersieht mitunter, dass sich neben den individuellen An- und Aufforderungen zur Selbstorganisation die Arbeit in der Kreativwirtschaft entlang temporär wirksamer Kollektive formiert: Während sich die Kreativszene als Digitale Bohème (Friebe/Lobo 2006) beschreibt und dabei – mal ironisch, mal distanzierend – als Avantgarde auftritt, antworteten die Sozial- und Raumwissenschaften mit nüchternen Begriffen wie Projektökologien (Grabher/Ibert 2004), Communities of Practice (Wenger 1999), Kreativszenen (Lange 2007) oder Wissensmilieus (Matthiesen/Bürkner 2004). Allen ist gemein, dass gewerkschaftlich erkämpfte Freiheits- und Sicherheitsgarantien, die durch übergeordnete Vertretungen aufrecht erhalten und kontrolliert werden, zunächst nur äußerst schwache Wirkung in kreativ- und wissensökonomischen Kontexten haben. Vielmehr zeigen sich unter dem Vorzeichen von Selbstbestimmung neue und bislang wenig erprobte Arbeitskonstellationen, die sich durch ein hohes Maß an Passgenauigkeit an die Bedingungen der Arbeitswelt und der Arbeitsauffassung der Kreativwirtschaft auszeichnen. Flexibilität und Transformationsbereitschaft werden zu Schlüsselkompetenzen.

Gerade junge Unternehmer in der Kreativwirtschaft müssen gegenüber traditionellen (Kultur-)Institutionen, Großunternehmen und finanzintensiven Kulturproduktionen, wie zum Beispiel in der Filmwirtschaft üblich, signifikant anders operieren. Sie müssen ihre Tätigkeiten und ihre Verfahrensweisen sowie gemeinschaftlich-integrierte Projektsteuerungen in einem instabilen Kontext sowie einem jungen und zugleich hochdynamischen Markt verorten. Markteintritt und Aufmerksamkeitsmaßnahmen auf dem Weg der Identitätsbildung sowie der Entwicklung seiner selbst als Marke müssen neu erfunden werden (Friebe/Ramge 2008, Lange 2008). Die dabei zu beobachtenden Ar-

beitsformationen und Arbeitsformate, also Netzwerke, temporäre Kollektive etc. lassen sich auch als Teil eines gesellschaftlichen Phänomens ansprechen.

Diese temporären Projektnetze der kulturellen Produzenten sind zwar mitunter durch instabile Finanzierungsgrundlagen bestimmt. Die international ausgerichteten Arbeitsnetze zielen neben der Einlösung eines Autonomiegewinns aber parallel auf den Aufbau eines zweiten Sicherheitsbodens: den der sozialen Netzwerke. Diesen Netzwerken kommt eine maßgebliche Rolle zu. Es sind ad-hoc-Gebilde, situative Arbeitsformationen, die einen geringen Formalisierungsgrad aufweisen und in denen Vertrauen eine zentrale Bedeutung spielt. Ein wesentliches Kennzeichen dieser Arbeitspraxis ist, dass die Akteure symbolische Güter produzieren, deren Bewertung nicht nur monetären Kriterien unterliegt. Zahlreiche erbrachte Leistungen vollziehen sich auf kollegialen und freundschaftlichen Ebenen, weisen also ein hohes Maß an sozialer Verbindlichkeit auf. Diese Netzwerke sind demnach reich an symbolischem und sozialem Kapital, wobei die Hoffnung allgegenwärtig sein mag, dieses Kapital der symbolischen und sozialen Art im Bourdieu'schen Sinne zu einem Zeitpunkt auch in ökonomisches Kapital umwandeln zu können. Die informellen Dimensionen des Handelns sind ein Kennzeichen für die Art und Weise, wie Markteintritt, Preisbildung und Entlohnung auf breiter Basis neu bewertet werden. Diese Praxis ist nicht neu, sie ist aus Kunstkollektiven ebenso bekannt wie aus schwach regulierten Wirtschaftszweigen sowie der informellen Wirtschaft.

Trotz schwieriger Arbeits- und Existenzbedingungen wirken die kulturellen Produzenten der Kreativwirtschaft zunehmend proaktiv an der Erzeugung und der Entwicklung einer eigenen gesellschaftlichen Position. Ihre vernetzten temporären lokal-globalen Arbeitswelten fordern die etablierten Institutionen durch ihre ungewöhnlichen und gewissermaßen ungeordneten Verfahrensweisen heraus. Sie geben dabei fragmentierte Ordnungen zu erkennen. Den etablierten Institutionen fehlt oft noch ein geschickter Umgang mit existierenden gesellschaftlichen Instabilitäten. Sie haben dafür zunächst kein Steuerungs- und Handlungswissen parat.

Soziale Innovationen in der urbanen Kreativwirtschaft

Soziale Innovationen sind an die Formierung von neuen Gemeinschaften gekoppelt. Innerhalb wissens- und ideenbasierter Ökonomien – und damit auch in der Kreativbranche – entstehen Kulturen neuer Arbeits- und Lebensformen, die – ob nun im Gewand vorindustrieller Organisationsstrukturen oder als informelle Netzwerke – als Kulturen sozialer Teilhabe beschrieben werden können. Sie bemessen sich an der Fähigkeit und Bereitschaft des Ein-

zeln, sich mit seinen kreativen und sozialen Ressourcen in eine Gemeinschaft einzubringen. Damit basiert die kreative Netzwerkgesellschaft in weiten Teilen auf einer Ökonomie der Kontribution (Beitrag) und Reputation (Anerkennung). Formen der Wertschöpfung, die aus der sozialen Sphäre resultieren, werden hervorgebracht und in komplexen, arbeitsteiligen Gemeinschaftsprozessen auch ökonomisch weiterentwickelt.

Open Source als Organisationsprinzip ermöglicht eine kollektive Intelligenz, in der Solidarität und Wettbewerb Hand in Hand gehen (vgl. Friebe/Ramge 2008). Schwarm und Multitude sind in diesem Kontext Begriffe einer Beschreibung neuer Vergemeinschaftungsformen bei gleichzeitigem Erhalt der individuellen Autonomie (diese Begriffe wurden ursprünglich durch verschiedene neo-marxistische Philosophen und Politikwissenschaftler wie Paolo Virno oder Antonio Negri geprägt, werden aber inzwischen selbstverständlich auch von vielen Akteuren im kreativwirtschaftlichen Kontext verwendet). Diese Vergemeinschaftungen funktionieren dabei sowohl virtuell als auch real-wirksam und lassen sich durch den Begriff der Schnittstelle genauer erfassen (vgl. Wellmann 2009). Denn Wachstum und Innovation im wissensorientierten Spätkapitalismus geschehen an den Schnittstellen der verschiedenen Funktionssysteme Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst und öffentlicher Sektor. Die Kultur der Schnittstelle markiert gleichsam das Selbstverständnis der Netzwerkgesellschaft. Die Art und Weise, wie produziert und konsumiert, kommuniziert und interagiert wird, hat sich durch die Massennutzung neuer Informationstechnologien und die dadurch sinkenden Transaktionskosten grundlegend verändert. Immer mehr große etablierte Unternehmen nutzen das Wissen und die Kreativität ihrer Kunden, um Produkte weiterzuentwickeln.

Unter dem Begriff des »Crowdsourcing« werden so intellektuelle Leistungen ausgelagert, bzw. Schwarmintelligenz in bestehende Strukturen eingebunden. Dies funktioniert auch abseits großer Unternehmen im Rahmen selbstorganisierter Netzwerke wie etwa der Open Source- und Creative Commons-Bewegung.

Produkte werden zu Gemeinschaftsleistungen, denn eine solche Form kooperativer Arbeitsteilung lebt von der Wechselwirkung und von komplexen Abstimmungsmechanismen mit anderen. Strategien der gegenseitigen Bewertung und des Peerings machen die Vielfalt navigierbar, erschließen kollektives Wissen und lassen neue Strukturen der Wertschöpfung erkennen. Kennzeichnend für die zugrunde liegenden hybriden Organisationsformen sind dabei ein hoher Grad an Informalität, Fragmentierung und ständiger Transformationsbereitschaft. Die Herausforderungen und damit Potenziale der Zukunft liegen darin, freie Kooperation und kommerzielle Ausrichtung,

Gemeinschaftsgedanke und korporative Strukturen in eine Balance zu bringen. Die Steuerung dieses Neben- und Miteinanders unterschiedlicher Kompetenzen und Geschwindigkeiten bedarf einer Governancepraxis, die der Kurzfristigkeit und Heterogenität, den instabilen finanziellen Verhältnissen und der immer demokratischeren Gestaltung des Marktgeschehens zu begegnen weiß. Wie in einem Ökosystem bedarf es dabei Mechanismen der Selbstregulierung und der Bereitstellung eines Raumes für die Emergenz verschiedener (Un-)Ordnungen.

Zwischenräume des Städtischen

Transformationsstädte wie Berlin, Leipzig aber auch das Ruhrgebiet, entpuppen sich seit mehreren Jahren aufgrund ihres kulturell offenen, ökonomisch und politisch uneinheitlichen Kontextes gerade für Symbolproduzenten als ein definierbarer Raum. Berlin wurde – ähnlich wie Leipzig – nach der politischen Vereinigung zum Schauplatz für junge, experimentierfreudige, aber zugleich realistische Macher. Eine neue »Generation Berlin«, so der Soziologe Heinz Bude, wollte nicht nur eine sogenannte »Bonner Generation« ablösen, sondern ganz entschieden Wirklichkeitsbehauptung betreiben. Derartige Städte und Regionen waren seit den 1990er-Jahren an ein Laboratorium für neue erlebnisbasierte Tanz-, Club- und Musikstile in einem gestaltbaren urbanen Raum. Diese Aktivitäten vollzogen sich in voller Breite und Intensität im Windschatten der wirtschaftlichen und demografischen Wachstumshoffnungen. An wechselnden Orten in der Stadt konnten sich bislang unbekannte Aktivitäten frei entfalten und eigene Kulturen mit eigenen Narrativen, Praktiken und Produkten sowie neuartigen und temporären Ortsbindungen ausbilden.

Gerade die unregelmäßigen Raumfragen von Industriebrachen sowie Wohnungsleerstände begründeten und eröffneten neue Verwertungsformen. Zahlreiche Akteure, urbane Pioniere erkannten und erspürten die Stadt als Experimentierräume für ihre eigenen Ziele. In die neuen kulturellen und erlebnisbasierten Vergemeinschaftungsprozesse waren aber frühzeitig ökonomische Prozesse eingewoben. Mit geringen finanziellen Mitteln konnten unter der Überschrift »Kunstgalerie« ein Gewerbe und ein Club geführt werden. Aus Partykulturen entwickelten sich Professionswege, die weniger auf expliziten Qualifikationen und sozialer Herkunft basierten, als vielmehr auf individuellem Geschick und Selbstbehauptungswillen.

Gerade die im Zuge von stadtökonomischen Transformationsprozessen brach gefallenen Industrieareale stellen für zahlreiche Neunutzungen einen idealen Verwirklichungskontext dar und können mit den konzeptionellen Verständnissen Whites adäquater erfasst werden: Informelle Brachflächennutzun-

gen in Altindustrieräumen entpuppen sich zum einen als Ideengeber für weitere Nutzungsmöglichkeiten des Stadtraums. Zum anderen ergibt sich für neue unternehmerische Akteure die Möglichkeit, ihrer eigenen Berufsbiographie eine markante Wendung zu geben. Die von findigen Akteuren initiierten Spon-tankulturen (Clubs, Bars, Happenings, Freizeitaktivitäten etc.) avancieren zu professionell betriebenen Raumausstattungen des Städtischen, indem sie neue Bedürfnisse für Stadtbewohner in Form von neuen Freizeit- und Erlebniskulturen anbieten. Auch die Betreiber des Prinzessinnengartens bieten mit dem Gärtnern in mobilen Bäckerkisten und dem Angebot von lokalem Essen aus Eigenanbau genau diese Art von Erlebniskultur. Dabei transformieren sie kulturelle Angebote in Verbindung mit den Potenzialen des Stadtraums, seinen Flächenangeboten und seinen noch unerschlossenen urbanen Optionen; sie füllen und besetzen »strukturelle Löcher« (Burt 2004, S. 276).

Diese kreativen Akteure reagieren proaktiv auf Raum- und Flächenkonstellationen, Raumüberschüsse und Ideenarmut, aber auch auf gesellschaftliche Rahmenbedingungen wie den Umbau des Sozialstaates. Sie repräsentieren einen neuen gesellschaftlichen Akteur, der gerade für die urbane Kreativwirtschaft zunehmend an Bedeutung gewinnt. Sie agieren als Kulturproduzenten, Ortsentwickler und zunehmend als Entrepreneure. Sie geben sich in Gestalt von Clubbetreibern, Webdesignern und Modemachern zu erkennen und haben ihre Fähigkeiten meistens durch trial-and-error-Verfahren frühzeitig »nebenher« oder »on other jobs« erworben. Nicht-kommerzielle Clubs, Sport- und Spielveranstaltungen auf Brachflächen oder leer stehenden Gewerberäumen funktionieren aufgrund der subkulturellen Kompetenz, der Lust am Experiment sowie einer nur dort möglichen Atmosphäre des Testens. Als Künstler des räumlichen Experiments gesellte sich aber frühzeitig eine unternehmerische Praxis hinzu, denn nur mit der konnte das Leben in Freizeit- und Clubszenen nachhaltig finanziert werden. Szene- und Ortskompetenzen sind informelle, aber zentrale Qualitäten für den Einstieg, aus denen (neue) Erwerbsbiografien entwickelt wurden. Clubsozialisierungen waren Dreh- und Angelpunkte, von denen aus der Zugang zu Arbeit neu verhandelt sowie die Realisierung von neuen Projekten sowie unternehmerischen Prozessen entwickelt werden konnte.

Die Struktur und Chemie der von den Culturepreneurs neu geschaffenen Orte zu betrachten, heißt, von einem Ortsverständnis auszugehen, bei dem systematisch unvollständige, definitionsbereite und strukturell offene Teilöffentlichkeiten sowie Teilzuständigkeiten vorherrschen: Orte (wie z. B. Galerien, Clubs, Showcases aber auch temporäre Bars, Freizeitanlagen etc.) erscheinen hier als temporäre kommunikative Arenen, die als Produkt exakt an der

Schnittstelle zwischen Öffentlichkeit und Privatraum, zwischen Arbeit und Freizeit/Familie, zwischen Kunst und Ökonomie, zwischen Hoch- und Subkultur positioniert werden, um als strukturelle Zwischenräume Freiheitsgrade und Optionsräume zu erschließen.

Die bewusste Unbestimmtheit zwischen »Kunst« und »Ökonomie« oder zwischen »Öffentlichkeit« und »Privatraum« nimmt in Kauf, dass zunächst gewohnte Handlungssicherheiten und -routinen außer Kraft gesetzt werden. Die Herstellung von »Micro-Geographies« verschafft den Teilnehmern kurzfristige Sicherheiten und Erfahrungswissen, wie ein Symbolprodukt platziert und kommuniziert werden kann.

Diese pionierhaften Akteure nehmen nichtsdestotrotz eine ambivalente gesellschaftliche Position ein: Sie weisen zum einen eine hohe Bindung an professionelle Szenen und Subkulturen auf. Zum anderen praktizieren sie eigenwillige räumliche Nutzungsmöglichkeiten. Gleichwohl sind sie als Unternehmer ihrer Selbst Dienstleister, die ihr Erfahrungs- und Symbolwissen anbieten. Ein Kulturproduzent erfüllt dadurch eine Brückenfunktion zwischen den vormals tendenziell eher getrennt voneinander operierenden Systemen Wirtschaft und Kultur. Der Akteur Culturepreneur gibt sich im Bereich innovativer Freiraumnutzung sowie als Location Scout für Clubkultur, Modedesign, Musikentwicklung sowie im Ausstellungsbereich zu erkennen. Als »urbaner Kreativer« versteht er es, räumliche Potenziale, die aus dem Blickfeld traditioneller Nutzungslogiken gefallen sind, wieder in Bezug zu sozialen Praktiken und ihren Ökonomien zu setzen. Wer sie als träumende Illusionisten, Romantiker oder gar »urbane Penner« (Bunz 2006) bezeichnet, verkennet, dass sie gleichsam an der Lösung urbaner (Flächennutzung) wie biografischer (Arbeitsmarkt) Probleme arbeiten.

Doch in dem Maße, wie die Orte dieser Akteure durch Instabilitäten, Provisorien und Flexibilitäten gekennzeichnet sind, so sind auch die Lebens- und Professionslagen dieser unternehmerischen Kulturproduzenten als prekär einzustufen. Industriebrachen, verlassene Freiflächen und leer stehende Gewerbeimmobilien sind attraktive Einstiegsoptionen für ihre kulturellen Primärnutzungen. Der faktisch offene Charakter zahlreicher innerstädtischer Environments und der relativ geringe Verwertungsdruck auf Flächen stellte in den 1990er-Jahren das Einstiegsticket dar, auf dem zahlreiche zunächst spontane Aktivitäten und subkulturelle Raumnutzungen ihren eigenwilligen Beginn praktizieren konnten: Technokulturen, Galerien und die Clubwirtschaft zehren noch heute vom Mythos des »freien« und »einnehmbaren« Raums Berlin. Aus ihnen avancierten später auch neue profitable Akteure und Institutionen. Es war daher ganz wesentlich die Kombination von Ort und Idee, wel-

che einen Neuanfang begründeten. Die Orte und Flächen waren zunächst aus der traditionellen Verwertungslogik gefallen und nicht mehr auf dem Radar des Alltags. Sie wurden dann neu als spannungsreich bewertet sowie kreativ einer neuen Nutzung unterzogen. An diesen Orten konnten sich neue Praktiken sowie körperbetonte Spaß- und Erlebniskulturen entfalten. Deren Organisatoren und Macher wandelten sich aber aufgrund ihrer raumgestaltenden Kompetenzen im Verlauf der Zeit über ihre ursprüngliche Aufgabe als Location Scouts zu unternehmerischen Akteuren.

Ihre Arbeitsform hat sich schon lange von den Erwartungen eines klassischen Arbeitsmarktes abgewendet. Subkulturelle Kompetenzen sowie selbst entdeckte Begabungen hoben frühzeitig die traditionelle Trennung zwischen Arbeit und Freizeit auf. Soziale und fast familiäre Netzwerke sowie Freizeitpraktiken stellten den Beginn von »Unternehmungen« dar, für die sich rückblickend oftmals kein eindeutiger Start-Punkt benennen lässt. Aus informellen (Spaß-)Kulturen entfalteten sich Optionen, die erst im Durchlaufen von Test- und Erprobungsphasen sukzessive formalisiert wurden. Gewährt man diesen eigenwilligen Start-Up-Kulturen einen Schutz- und Brutraum, so kann sich Idealismus mit Realismus sortieren und sie haben die Chance, im Verlaufe der Zeit eine passfähige Organisationsstruktur für sich zu finden, für die es oftmals keine belastbare Vorlage gibt. Aus diesen Kulturen des »unternehmens« erwachsen somit prozessuale Ökonomien, die sich gerade im Anfangsstadium durch ein hohes Maß an Eigenleistung, Ideenreichtum und Selbstbehauptungswillen auszeichnen.

Die dabei »on ground« frühzeitig erworbenen sozialen Organisations- und Teamfähigkeiten, mit denen zum Beispiel auch die Anfänge der Strandbars in Berlin bestritten wurden, ersetzen somit zunächst die fehlenden Gewinnmargen. Querfinanzierungen setzen sich aus Erspartem, Erbschaften, Leihgaben und nur in den seltensten Fällen einzig und alleine aus den klassischen Förderinstrumenten von Banken und staatlichen Transferleistungen zusammen. Raumpioniere leben gerade zu Beginn ihrer Tätigkeit mit gemischten Förderungen, sie überbrücken staatliche gekonnt mit privaten. Soziale Sicherheit ist in informelle Netzstrukturen eingeschrieben, auf den Staat will man sich zunehmend weniger verlassen.

Insbesondere immaterielle Produkte erfahren ihre faktische Inwertsetzung durch zahlreiche soziale und atmosphärische Codierpraktiken am Ort. Sie basieren im Wesentlichen auf Zeichen, Stilen, Ästhetiken und Mitteln der Kommunikation. Sie erfahren ihre Bewertung in der Anwendung in sozialen Arenen. Diese weisen immer eine räumliche Entsprechung auf. Da gerade immaterielle Produkte kurze Halbwertszeiten aufweisen, sind ihre Innova-

tionszyklen kurz und Geschwindigkeit zählt. Soziale Netzwerke sind daher die maßgeblichen Inkubatoren, in denen kurzfristig über bestimmte Stile, Trends, Orte und die Art und Weise ihrer Verwendung entschieden wird.

Doch weitaus vielschichtiger und komplexer ist der Prozess der Entwicklung, Bewertung und Verbreitung von immateriellen Produkten sowie ihrem Verkauf. Er basiert auf vielschichtigen Bewertungsprozessen in sozialen Gruppen, die auch die potenziellen Konsumenten sind. Ein Style, ein Layout, kurz: eine kulturelle Innovation erfährt ihre nachhaltige Kaufkraft und Attraktivität am Markt erst im Zuge eines kommunikativen Be- und Aufwertungsprozesses in sozialen Arenen. Dazu bedarf es professioneller Kräfte, die Locations aufgrund ihres Trendgefühls aufspüren, auswerten und gestalten.

Von Brutflächen und Keimzellen zu einer offenen kreativen Stadt?

Kreativszenen sind demzufolge die Keimzellen für neue wissensbasierte Kreativindustrien, die in vielen Städten ganz wesentlich durch lokale Narrative gespeist werden sowie auf lokalen Mythen gründen: Beispielsweise basiert das Berliner Narrativ ursprünglich auf der Idee einer Ortspolitik in Form von Hausbesetzung, der Übernahme von Industriebrachen, der Umprogrammierung von leer stehenden Gewerberäumen durch Technokulturen in den frühen 1990er-Jahren. Eine Kultur des Ausprobierens und Testens prägte die Stadt. Ausprobieren ist Praxis. Sie setzt sich mit Unbekanntem auseinander. Denn der Ausgang der Probe ist ungewiss. Sie kann zum erwarteten Ziel führen, sie kann scheitern, sie kann Irritationen auslösen und verstören oder Neues anstoßen. Städtische Orte stellen in diesem Spiel der Generierung von Erfahrungen eine wesentliche Determinante dar. Gerade Orte, die aus der klassischen funktionalen Verwertung gefallen sind, eröffnen den Zugang zu neuen und bislang unerprobten Praxisformen der Generierung neuer Ideen und Ökonomien.

Ausprobieren steht daher in einem starken Beziehungsfeld zur urbanen Krise. Denn in funktional wie kulturell weitestgehend gesicherten Raumeinheiten herrscht eine Stabilität, die kaum Spiel für gewollte Veränderung, für die Bereitschaft zum Testen bislang unbekannter Praxisformen bietet.

Prozesse des Testens sind an Zwischennutzungen gebunden. Eine neue Praxisform erobert die Aufmerksamkeit der städtischen Bühne, bündelt und verdichtet soziale Beziehungen an einem Ort und zu einem Thema, fällt aber auch wieder nach dieser Erprobungsphase auseinander oder erarbeitet sich andere Orte.

Ausprobieren ist an eine Kultur des Machens gebunden. Es bedarf immer wieder Akteure, die das Gespür für das passende Verhältnis von Ortsoptio-

nen und sozialen Netzen haben. Diese Kultur des Machens ist auch eine unternehmerische Kultur, die mit der Kultur der kreativ-künstlerischen Auseinandersetzung mit Orten und ihren Veränderungen zuweilen kollidiert: Symbolische Sinnerzeugung konkurriert mitunter mit ökonomischen Ertragsinteressen.

Ausprobieren ist an eine städtische Kultur der Toleranz gebunden. Orte, die eine Kultur des Ausprobierens erlauben und zulassen, ziehen – so die These des US-amerikanischen Regionalökonom Richard Florida – kreative Menschen an. Städtische Instabilität und Wandlungsbereitschaft sind demzufolge Gegenstand einer jungen Diskussion um Standortfaktoren und Wettbewerbsfähigkeit von Regionen.

Ausprobieren ist also auch unternehmerisch und künstlerisch immer ein Prozess des Austestens von Produktion, Stilen sowie der Distribution von Ideen: Dazu bedarf es erlebnis- und kommunikationsbasierter Orte, an denen ausprobiert werden kann, wie neue Ideen, neue Stile sowie neue Symbole in der Praxis funktionieren.

Literatur

- Bunz, Mercedes** (2006). Urbane Penner – Meine Armut kotzt mich an. In: Zitty Februar 2006, S. 6–8.
- Burt, Ronald S.** (2004). Structural Holes and Good Ideas. In: *The American Journal of Sociology* 110, Vol. 2, S. 349–399.
- Cars, Göran/Healey, Patsy/Madanipour, Ali & Claudio de Mahgalaes** (2002). Urban governance, institutional capacity and social milieux. Aldershot: Ashgate.
- DeFillippi, Robert/Grabher, Gernot & Candace Jones** (2007). Introduction to paradoxes of creativity: managerial and organizational challenges in the cultural economy. In: *Journal of Organizational Behavior* 28, Vol. 5, S. 511–521.
- Ellmeier, Andrea** (2001). Prekäre Arbeitsverhältnisse für alle? Kunst, Kultur, Wissenschaft als (negative) Avantgarde (alt-)neuer (Erwerbs-)Arbeitsverhältnisse oder «Selbständig waren wir ja schon immer». In: *Journal Volume*. S. Pages. www.igkultur.at. Retrieved: 27.10.2003.
- Friebe, Holm/Lobo, Sascha** (2006). Wir nennen es Arbeit: Die digitale Bohème oder: Intelligentes Leben jenseits der Festanstellung. München: Heyne.
- Friebe, Holm/Ramge, Thomas** (2008). Marke Eigenbau: der Aufstand der Massen gegen die Massenproduktion. Frankfurt/New York: Campus.

- Grabher, Gernot** (2004). Temporary Architectures of Learning: Knowledge Governance in Project Ecologies. In: *Organization studies* 25, Vol. 9, S. 1491–1514.
- Grabher, Gernot/Ibert, Oliver** (2004). Produktion in Projekten. Das Beispiel der Werbebranche in Hamburg und der Softwareproduktion in München (Abschlussbericht des DFG Projektes). Geographisches Institut Universität Bonn. Bonn.
- Healey, Patsy** (2004). Creativity and Urban Governance. In: *Policy studies* 25, Vol. 2, S. 87–102.
- Lange, Bastian** (2007). Die Räume der Kreativszenen. Culturepreneurs und ihre Orte in Berlin. Bielefeld: transcript.
- Lange, Bastian** (2008). Accessing markets in creative industries – professionalization and social-spatial strategies of culturepreneurs in Berlin. In: *Creative Industries Journal* 1, Vol. 2, S. 115–135.
- Lange, Bastian/Kalandides, Ares** (2008). Governance of Creative Industries in Berlin – Paradoxes, places, practices. In: Helen Wan, Yueng, Erin, Yueng, Theresa (Hg.), «When Creative Industries Crossover with Cities». Hong Kong: Hong Kong Institute of Planners (HKIP), S. 122–133.
- Lange, Bastian/Kalandides, Ares/Stöber, Birgit & Harald A. Mieg** (2008). Berlin's Creative Industries: Governing Creativity? In: *Industry and Innovation* 15 Vol. 5, S. 531–548.
- Lorey, Isabell** (2007). Vom immanenten Widerspruch zur hegemonialen Funktion. Biopolitische Gouvernementalität und Selbstprekarisierung von Kulturproduzenten. In: Rauning, Gerald/Ulf Wuggenig (Hg.), *Kritik der Kreativität*. Wien: Turia + Kant. S. 121–136.
- Manske, Alexandra** (2008). Kreative Superstars. Die soziale Platzierungsstrategie der Digitalen Bohème. In: *Polar. Zeitschrift für Politik. Theorie. Alltag*. Märzausgabe. Suhrkamp, S. 123–126.
- Matthiesen, Ulf/Bürkner, Hans-Joachim** (2004). Wissensmilieus – Zur sozialen Konstruktion und analytischen Rekonstruktion eines neuen Sozialraum-Typus. In: Ulf Matthiesen (Hg.). *Stadtregion und Wissen – Analysen und Plädoyers für eine wissensbasierte Stadtentwicklung*. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften, S. 65–89.
- Wellmann, Inga** (2009). Schnittstellenkulturen – Hybride Akteure, Patchworkökonomien, Intermediäre Institutionen. In: Lange, Bastian et al.: *Governance der Kreativwirtschaft*. Bielefeld: transcript, S. 183–198.
- Wenger, Etienne** (1999). *Communities of practice*. Cambridge: Cambridge Univ. Press.

Silke Borgstedt

Das Paradies vor der Haustür: Die Ursprünge einer Sehnsucht aus der Perspektive soziokultureller Trendforschung

Ja, das möchtest:

*Eine Villa im Grünen mit großer Terrasse,
vorn die Ostsee, hinten die Friedrichstraße;
mit schöner Aussicht, ländlich-mondän,
vom Badezimmer ist die Zugspitze zu sehn –
aber abends zum Kino hast du nicht weit.
Das Ganze schlicht, voller Bescheidenheit.*

Urbane Gärten vereinen, schon auf Begriffsebene, mutmaßlich Disparates: Das rastlose Unterwegssein in den Verkehrsadern der Stadt versus das Wurzelschlagen am konkreten Ort; den permanenten Beschleunigungsdruck der Handlungs- und Produktionsabläufe versus die Langsamkeit des Wachstums der Pflanzen; das engmaschige (Waren-)Netz der unmittelbaren Verfügbarkeit versus das Warten und Ausprobieren; die Kultur der Feeds – des permanenten »Gefüttertwerdens«, obwohl Sättigung längst erreicht ist – versus das Suchen und Gestalten, die großstädtische Anonymität versus die persönliche Begegnung.

Neue Kulturformen unterschiedlichster Art können sowohl als Ergebnisse wie auch als Treiber sozialen Wandels gelesen werden: Sie sind Ausdruck von Veränderung und geben Wünschen und Sehnsüchten ein Gesicht. Aber wie genau entstehen sie und woher kommt eigentlich der Wunsch nach urbanen Gärten?

Sozialer Wandel und die Entstehung von Trends basieren auf einem komplexen Bedingungssystem aus gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen und technologischen Strukturen und ihrer jeweiligen Dynamik. Diese Struk-

turen werden in verschiedenen kulturellen Sphären sehr unterschiedlich interpretiert und er- bzw. gelebt: Regionale Mentalitäten, religiöse Zugehörigkeiten oder soziale Milieus sind wichtige Einflussfaktoren, die die spezifische Ausformung eines Trends in einem bestimmten Land bzw. einer bestimmten Gesellschaft konkretisieren.

Um zu verstehen, welche Sehnsüchte die Entstehung von Innovationen und Trends jeweils befördern, identifiziert und beschreibt die empirische Trendforschung soziokulturelle Basisströmungen, die zentrale Veränderungen im Denken, Fühlen und Handeln auslösen, neue Bedürfnisse sichtbar machen bzw. ihre Umsetzung befördern. Soziokulturelle Strömungen haben erheblichen Einfluss darauf, nach welchen Gesichtspunkten Menschen Entscheidungen treffen, sich ihre Sicht auf die Dinge ermöglichen bzw. vereinfachen. Und nicht zuletzt sagen sie etwas darüber aus, wie Menschen ihre Ressourcen einsetzen – sowohl materielle wie auch mentale.

Soziokulturelle Strömungen bilden sozusagen die Wetterkarte einer Gesellschaft und bestimmen durch ihr Wechselspiel das jeweilige Klima. Dazu gehört auch, dass Strömungen manchmal die Richtung wechseln oder sich gegenseitig in die Quere kommen. Diese Spannung und Ambivalenz zeigt sich auch auf der Ebene der entstehenden konkreten Trends: Trends existieren nicht ohne Gegen-Trends bzw. entwickeln sich häufig erst aus der Verbindung von Widersprüchlichem und lassen so neue Wertesynthesen entstehen. Im Folgenden werden einige zentrale soziokulturelle Strömungen der letzten Jahre als Hintergrundfolie für die Erklärung der wachsenden Bedeutung urbaner Gärten herangezogen: Re-Grounding, Autonomie und Sinnlichkeit.

Basis-Treiber »Re-Grounding«

Die viel beschworene Individualisierungs- und Erlebnisgesellschaft zeigt Ermüdungserscheinungen: Seit einigen Jahren ist zu beobachten, dass sich die Menschen in Deutschland mehr Stabilität und Planbarkeit für ihr Leben wünschen und dies vor allem in ihrem sozialen Nahumfeld suchen und realisieren. Dies kann allerdings in unterschiedlichen sozialen Milieus völlig anders aussehen und die Form eines gegenwartsorientierten Pragmatismus, eines »Downsizings« oder neuer Formen von »Cocooning« annehmen. Gemeinsam ist allen Ausdrucksformen das zugrundeliegende Bewusstsein, dass die hohe Alltagskomplexität und die vielen – auch widersprüchlichen – Möglichkeiten, mit denen man sich konfrontiert sieht, nicht nur neue Freiheitsgrade bieten, sondern dass *Wahlfreiheit* auch zum *Wahlzwang* werden kann: Wenn ständig neue Wege offenstehen, erhalten die verschiedenen Optionen

gleichzeitig einen Aufforderungscharakter zum permanenten Aufbruch. Die Ankunft kann dabei aus dem Blick geraten.

Auch Aspekte wie die schnelle Halbwertszeit von Wissen und die Entstandardisierung von Lebensläufen – die sich auch an der Erosion von Familienstrukturen erkennen lässt – verstärken den Wunsch nach (biografischer) Beständigkeit. Es zeigt sich eine Sehnsucht nach organisch-kontinuierlichen Verläufen und Prozessen, nach einem Verständnis und Erleben dessen, was gerade passiert. Man möchte nicht mehr die Familienplanung am nächst verfügbaren Job ausrichten, sondern seinem Lebensverlauf Struktur geben; man möchte wissen, wohin man gehört und wie man das eigene Leben gestalten kann. Diese Entwicklungen führen zu einer Fokussierung, einer Konzentration auf diejenigen Bereiche, die man persönlich direkt beeinflussen und gestalten kann: Räume jenseits des Zugriffs von außen, und spezifische Rituale, die mit ihnen verbunden sind. Gärten in der Stadt sind solche Orte, sie ermöglichen ein Auftanken wie auch Rituale gemeinsamen Handelns.

Die Trendforschung bezeichnet diese Strömung als »Re-Grounding«, als Wunsch nach neuer Erdung, nach einer Wiederverwurzelung im sozialen Umfeld. Betrachten wir die Ursachen und Ausprägungen dieser Strömung etwas genauer: Re-Grounding findet seinen Ursprung in den umfassenden gesellschaftlichen Wandlungsprozessen der letzten Jahre. Die Prekarisierung und Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen löst insbesondere in der Mitte der Gesellschaft ein verstärktes Unsicherheitsempfinden aus. Die wachsende Wohlstandspolarisierung ist zwar realiter messbar; alarmierender als die »nackten« Zahlen ist jedoch das gefühlte Auseinanderdriften von »oben« und »unten«: Denn es korrespondiert direkt mit der Wahrnehmung von Entsolidarisierung, einem Gefühl von einer geringeren sozialen Durchlässigkeit – und wenn, dann nur nach unten. Dieser Eindruck wird zusätzlich genährt durch die zunehmende Tendenz hin zu einer Privatisierung von Lebensrisiken: Ob im Bereich Bildung (PISA-Schock und allgemeines Edukationswettrennen), im Bereich Gesundheit und Rente (Stichwort: private Vorsorge) oder hinsichtlich der persönlichen beruflichen Entwicklung – man ist letztlich für sein Wohlergehen selbst verantwortlich; immer mehr Menschen haben den Eindruck, dass das Solidarprinzip zum Selbstverschuldungsprinzip mutiert. Vermisst wird häufig das Gefühl, gemeinsam etwas zu erreichen, gemeinsam Verantwortung zu übernehmen jenseits des betriebsinternen, gleichsam extern eingeforderten »Teamplays«.

Gleichzeitig hat das Zutrauen in »das System« – sozusagen das große Ganze – in weiten Teilen der Bevölkerung abgenommen. Man ist nicht mehr überzeugt, dass die vorhandenen Probleme und anstehenden Herausforde-

rungen von den Entscheidern »sachgerecht« und zukunftsfähig gelöst werden. Dies liegt zum Großteil aber an der Vielschichtigkeit der Herausforderungen selbst. Daher überwiegt auch die Einschätzung, dass einfache, populistische Lösungen gegenüber den komplexen Problemstellungen nicht ernst zu nehmen sind (»Wachstumsbeschleunigungspakete«, Gesundheitsreform etc.): Genau diese Kombination aus schwindendem Systemvertrauen und Abneigung gegenüber opportunistischen Scheinlösungen führt zur Rückbesinnung auf die eigenen Ressourcen und Netzwerke. Auch die Frage der Glaubwürdigkeit von Marken- und Produktkommunikation spielt hier eine große Rolle: Von zu vielen Botschaften, Produkten und Diensten nehmen die Verbraucher an, dass sie ihnen nur etwas vorgaukeln, und reagieren mit äußerster Empfindsamkeit und Misstrauen auf diese Formen lästiger Fremdbestimmung und Bevormundung.

Selbst vor ökologischen Lebensmitteln macht die Komplexität der Moderne nicht halt. Man weiß nicht, was richtig und was falsch ist, was tatsächlich hilft. Man ist skeptisch gegenüber Selbstzuschreibungen von Anbietern auf dem Markt in Sachen »öko«, »bio«, »biobio«. Den meisten Konsumenten erscheint es nur noch schwer möglich, die Komplexität einer Sache mit ihren verschiedenen Folgen und Nebenfolgen zu erfassen, die »Guten« von den Scharlatanen zu unterscheiden. Zur mentalen Reserviertheit der Bevölkerung und zu Irritationen selbst bei der ökologischen Avantgarde tragen (scheinbare) Paradoxien innerhalb der Ökologie bei. Das »Greening« von Unternehmen hat eine Kulisse aufgebaut, die viele schnell resignieren lässt, alles durchschauen zu wollen bzw. zu müssen. Was fehlt, ist Transparenz und Vertrauen in den Hersteller – was liegt da näher, als gleich selbst zum Hersteller, zum Gärtner zu werden.

Die Konzentration auf das Nahumfeld ist somit kein Rückzug, sondern eine konsequente, selbstbestimmte Reduktion von (fremdbestimmter) Komplexität, um sich auf das Wesentliche besinnen zu können. Re-Grounding ist eine Strategie, sich in den dauerhaft unsicheren Verhältnissen einzurichten.

Autonomie – oder: etwas selbst in die Hand nehmen

In dem beschriebenen Verhältnis von öffentlichen Anforderungen und der Suche nach persönlichen Schutzzonen zeigt sich eine weitere bedeutsame Differenz – die zwischen Fremd- und Selbstbestimmung. Die Trendforschung beobachtet keinen Rückzug in Mikro-Communities um der sozialen Abschottung willen, sondern – im Gegenteil – eine Suchbewegung hin zu größeren und häufigeren Freiräumen, hin zu mehr Autonomie. Was die Außenorientierung betrifft, so suchen die Menschen Nähe und Zugehörigkeit in ihrem

persönlichen Umfeld. Neben dieser unverkennbaren Rückzugsmentalität gibt es aber eine andere, zweite Ebene, die sich allmählich herauskristallisiert: Zwar vorsichtig, manchmal defensiv, aber doch mental offen und mit der Bereitschaft zum Ausprobieren suchen sie nach neuen, eigenen Wegen.

Immer mehr Menschen versuchen, sich institutionellen Sphären und unerwünschten Zugriffen zu entziehen. Dies zeigt sich beispielsweise an aufkommenden Verweigerungshaltungen gegenüber multifunktionalen Kommunikationstechnologien oder der Errichtung noch so kleiner Schonbereiche (»ich rufe meine Mails nur noch einmal pro Tag ab«). Es mag in Anbetracht der rasanten technologischen Entwicklungen absurd erscheinen, von gegensätzlichen Handlungstendenzen zu sprechen. Vielleicht sind sie de facto tatsächlich marginal – »Facebook-Austritte« und das »Glück der Unerreichbarkeit« werden aber zumindest rhetorisch parallel kultiviert. Diese Utopien im Kleinen sind Ausdruck eines selektiven Idealismus, der eben nicht mehr einen alternativen Gesellschaftsentwurf zum Ziel hat, sondern pragmatisch das Machbare sondiert und umsetzt.

Auch urbane Gärten sind eine »Unabhängigkeitsbewegung« im Kleinen, um lebenswerte Aspekte, die im Alltag häufig verschüttet sind, zu entdecken. Basis hierfür ist ein grundlegendes Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und Kompetenzen, eine ausgeprägte Selbstsicherheit und damit das Ich als letzte Instanz: Wissen, Qualifikation und Erfahrung werden als Ressourcen genutzt, um das eigene Leben zu meistern, selbstbestimmt zu gestalten, eigene Wege zu gehen. Für den Wunsch nach Unabhängigkeit wird ein hohes Maß an Selbstmanagement mobilisiert, um sich den Herausforderungen zu stellen.

Statt also den Anforderungen von außen hinterher zu hecheln, möchte man selbst Dinge vorantreiben und gestalten, selber definieren. Anstatt die Welt, das Universum und den ganzen Rest durchschauen zu wollen, konzentriert man sich auf das Mögliche vor der eigenen Haustür – um sich dort Handlungsmöglichkeiten zu erhalten, neue zu erschließen oder besondere Kompetenzen anzueignen. So geht man auf die Suche nach Nischen, in denen man frei entscheiden kann, wie weit die eigene Kontrolle und Gestaltungskraft gehen soll oder darf und mit wem man sie teilt.

Dies entspricht auch dem Wunsch nach einem Mindestmaß an klaren Rahmenbedingungen, um selbstbestimmtes, souveränes Handeln zu ermöglichen. Deregulierung hat ihre Grenzen dort, wo ihre Funktionalität und Effizienz endet; die Komplexität des Alltagslebens verlangt nach Vereinbarungen: Hierzu gehören Commitments, also Verbindlichkeiten auf der Basis von Transparenz und Verlässlichkeit – werden sie innerhalb der systemischen Strukturen rar, sucht man sie im eigenen Umfeld.

Diese Tendenz ist in einem Wertefeld angesiedelt, das sich als »Responsiveness« bezeichnen lässt. »Responsiveness« bezeichnet im Englischen eine Eigenschaft, für die es im Deutschen keine genaue Entsprechung gibt: eine gesteigerte Empfindsamkeit für Ansprüche und Veränderungen. Sie zielt auf eine stärkere Beachtung des Gemeinwohls ab. Dabei ist wichtig, dass die Motivation für diesen Wertefokus in Erlebnissen und Erfahrungen innerhalb des unmittelbaren sozialen Umfelds liegt. Basis für Autonomie ist nicht nur, »die Dinge richtig zu tun« – also auf Basis von außen gesetzter Regeln, Kriterien – sondern vor allem, »die richtigen Dinge zu tun«. Urbane Gärten stellen eine solche, eigens kreierte Kultur dar, die weder »politisch angeordnet« oder extern erfunden und gefördert wurde, sondern aus ureigenen Wünschen der Bürgerinnen und Bürger entstanden ist.

Sinnlichkeit und Vielfalt – die Suche nach dem Lebendigen

Die Fokussierung auf das Wesentliche und das Gefühl, selbst etwas gestalten zu können, bilden die Basis, Komplexität und Vielfalt neu aufbauen und erleben zu können. Als soziokulturelle Strömung stellt Sinnlichkeit einen Gegenpol zu einer im Alltag erlebten Rationalisierung und Entfremdung dar. Entsprechend geht es darum, alltägliche Routinen zu sinnlich-genussvollen Ritualen zu machen, sich (wieder) etwas zu gönnen, wenn man schon insgesamt permanent angehalten ist, »den Gürtel enger zu schnallen«.

Wichtig dabei ist ganzheitliches Erfahren, das bewusste Einbeziehen aller Sinne. Auch der Trend zum Regionalen offenbart diese Suche: Man fährt zum Bauern um die Ecke, um dort zu sehen, zu hören, zu riechen und zu schmecken und nicht nur, um sich mit Produkten zu versorgen. Dies zeigen auch die entsprechenden Angebotsstrukturen, die sich rundherum entwickeln (Hofcafé, Streichelzoo etc.). Die Nähe zum Produkt wird zunehmend gesucht, was auch Ausdruck eines Wunsches nach Ursprünglichkeit ist. Man möchte wissen, wo etwas herkommt, wie es entstand, warum es so ist, wie es ist.

Der Genuss und Nachvollzug des Entstehungsprozesses verweist auch auf den erlebten Mangel, im Alltag »wirklichen« Prozessen beizuwohnen. Zumeist ist alles schon fertig (prepared) und das angestrebte Ergebnis als Ziel gesetzt. Ergebnisoffenheit hingegen gilt eher als Makel. Gerade Prozesse mit offenem Ausgang – wie beispielsweise auch das Gärtnern – zeigen eine Lust auf organische, nicht immer perfekte Abläufe, bei denen es häufig Überraschungen gibt, da sinnlich wahrnehmbare Qualitäten variabel sind und sich von Saison zu Saison verändern.

Auch im klassischen Produktmarketing schlägt sich dieses Moment nieder. Der Herstellungs- oder Vertriebsprozess rückt zunehmend in den Vor-

dergrund, es gilt nicht mehr nur die Qualität des Produkts selbst, sondern auch sein Weg aus der Natur bis ins Regal. Dies resultiert dann beispielsweise in Gütesiegeln für Fairen Handel oder regionale Produktion.

Als Konsumierende erwarten die Menschen von einem Produkt häufiger einen Bezug zu ihrem Leben, eine emotionale Aufladung, die ihrer persönlichen Einstellung entspricht («der Hersteller soll zeigen, dass er das Leben zu schätzen weiß – in all seinen Facetten»). Verstand man früher unter Qualität Dinge wie Funktionalität, Langlebigkeit oder Materialbeschaffenheit, so zählen heute Aspekte, die eine Marke oder ein Produkt unmittelbar auf eine Person beziehen: Qualitativ gut ist etwas, wenn es den eigenen Überzeugungen entspricht. Es werden andere Eigenschaften wichtig – eben mehr als »gut gemacht«, »schön« oder »seinen Preis wert«. Das *Produktumfeld*, die sozialen Folgen des Kaufs und, nach wie vor, die soziale Signalwirkung (Status) sind im Konsumentenbewusstsein mittlerweile fest verankert.

Qualität hängt folglich nicht mehr nur mit Premium oder Luxus, mit monetären und materiellen Werten zusammen – sondern mehr und mehr mit kultureller Relevanz. Die Menschen suchen Ursprünge, Traditionen, Geschichten und werden deshalb beim Thema Produktqualität äußerst kreativ: Sie möchten entdecken – und zwar sich selbst.

Dies impliziert auch die Entstehung neuer Wertigkeiten und Wohlstandsindikatoren. Es geht nicht um ein »höher, schneller, weiter«, denn gelernte Steigerungslogiken haben ihre Grenze erreicht. So lösen auch Beschleunigungsmaximen keine Euphorie mehr aus, wird eine Fahrzeitverkürzung von 20 Minuten nicht als Mehrwert erlebt, wenn dafür andere Aspekte der Lebensqualität leiden (z. B. durch Baustellenlärm). Auch im Umweltkontext zeigt sich eine deutliche Tendenz hin zu Gestaltungsdiskursen, die der erlebten Rationalisierung der Umweltbewegung mit neuen Dimensionen von Sinnlichkeit und Sinnhaftigkeit begegnen, und zwar vorwiegend in konkret erfahrbaren Alltagskontexten (z. B. ökologisch ausgerichtete Stadtplanung). Im städtischen Dschungel der Freizeitmöglichkeiten und Eventangebote ermöglichen Begegnungen mit Natur das prozesshafte Nachspüren von Ursprünglichkeit und organischem Werden: Erleben statt Erlebnis.

Ausblick

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Menschen wieder mehr Motivation für gesellschaftliche Mitbestimmung zeigen, allerdings auf eigenen Wegen, die häufig den offiziellen entgegenstehen und damit Alternativmodelle des Denkens und Erlebens etablieren. Die Deutschen haben den öffentlich diskreditierten Reformbegriff für sich entdeckt, abgewandelt und rea-

gieren nun mit ihrer eigenen Interpretation von Eigenverantwortung, Respekt bzw. Anerkennung und Selbstsorge. Sie meiden Situationen, in denen die Missachtung ihrer Vorstellung von Lebensqualität offensichtlich ist und suchen stattdessen Räume des Für-sich-Seins: Orte, in denen sie sich ihrer Selbstkompetenz versichern können. Häufig sind dies meditativ anmutende Orte und Räume. Die Nachfrage danach wird nicht hervorgerufen durch eine atemlose Suche nach immer neuen spirituellen Erlebnissen, sondern durch den Wunsch nach Ruhe, Schönheit und Sinnhaftigkeit.

Die Ungewissheiten und Widersprüchlichkeiten einer hyper-komplexen Weltgesellschaft, in der alles mit allem zusammenhängt, erhöht die Sensibilität für Beschädigungen des sozialen Ganzen, für Respektlosigkeit und falsche Versprechen. Die Suche nach Verbundenheit und Vertrauen, die neue Bereitschaft zum Ausprobieren, die Begeisterung für magische Momente ist daher nicht (mehr) postmoderne Risikofreude oder das Zelebrieren von »Anything goes«, vielmehr stehen dahinter der Überdruß an Scheinlösungen und an populistischer Augenwischerei. Die hohe Komplexität des Alltags führt zur Weiterentwicklung neuer individualistischer Lebensstile, Rituale und Gemeinschaftsformen. Da im öffentlichen System, von Politik, Wirtschaft, den traditionellen kirchlichen Institutionen usw. glaubwürdige und brauchbare Lösungsansätze derzeit kaum geboten werden, nehmen die Menschen ihr Schicksal wieder selbst in die Hand und erproben eigene Lösungswege. Eine wirkliche, spürbare Entlastung erwarten sie dennoch nicht. Sie sind sich bewusst, dass das Terrain der Möglichkeiten immer unübersichtlicher wird. Gerade das ist der Boden für ihre Sehnsucht nach vereinfachenden Ritualen, Erlebnissen und Sinnstiftungen.

Der Modernisierungspfad in Deutschland verläuft derzeit jenseits des Institutionengefüges – das ist nicht die schlechteste Nachricht, auch nicht für Institutionen. Es ist vielmehr eine Keimzelle für mehr Engagement, für ein Vorwärtsdenken, auch wenn die Reise bisweilen beschwerlich und jedes Ziel nur ein weiterer kleiner Schritt ist – das ist die Krux des Pragmatismus, aber auch seine Chance.

Frieder Thomas

Urbane Gärten und bäuerliche Landwirtschaft: Welche Städter braucht das Land?

Das zentrale Thema dieses Buches ist die Wieder-Aneignung der bewirtschafteten Natur durch Menschen, die in Städten leben. Sie beschäftigen sich selbst wieder mehr und teils auf eine ganz neue Art und Weise mit der Erzeugung von Nahrungsmitteln. Aus der Sicht der bäuerlichen Landwirtschaft stellt sich nun die Frage: Welche Rolle spielen bei all diesen Aktivitäten diejenigen, die dieses Handwerk – nämlich Nahrungsmittel erzeugen – schon immer betrieben haben: Bauern, Gärtner, Winzer? Gibt es gemeinsame Interessen oder Möglichkeiten der Kooperation? Oder entstehen gar neue Konkurrenzen um die knappe Ressource Boden?

Der folgende Beitrag kann darauf keine endgültige Antwort geben. Vielmehr soll deutlich werden, dass es neben der neuen urbanen Gartenbewegung schon immer Landwirtschaft auch im städtischen Raum gegeben hat. Dass sich einige Städter Boden, Tierhaltung und Nahrungsmittelerzeugung wieder selbst aneignen, ist eine Seite der Medaille. Sie zu stärken, ist notwendig. Die andere Seite wäre, für diejenigen, die in einer weitgehend arbeitsteiligen Gesellschaft für die Nahrungsmittelerzeugung »zuständig« sind, auch am Stadtrand geeignete Rahmenbedingungen zu schaffen.

Dabei ist klar: Es geht nicht darum, der industriellen Massentierhaltung den Weg in die Gewerbegebiete zu ebnen. Aber auch der Biobauer hält Tiere, und das geht nicht geruchlos. Und obwohl wir uns doch alle artgerecht gehaltene Kühe auf der Weide so sehr wünschen, ist es ein Ding der Unmöglichkeit geworden, Kühe vom Stall durchs Dorf, geschweige denn durch die Stadt genau dorthin zu treiben, wo sie hingehören: auf die Weide. Was also tun, wenn der Bauernhof, so wie wir ihn gerne hätten, eben nicht nur im Kinderbuch, sondern auch in der Realität überleben soll?

Tatsächlich geht es darum, einer umweltschonend und tiergerecht wirtschaftenden, regional verankerten und ökonomisch fairen Land- und Nahrungsmittelwirtschaft die Spielräume zu geben, die sie braucht: Dafür ist nicht allein die Agrarpolitik im fernen Brüssel zuständig. Es bestehen Gestaltungsmöglichkeiten und Handlungsbedarf in jeder Stadt und jeder Gemeinde.

Gemeinsamkeiten zwischen urbanen Initiativen und Bauern

Gemeinsamkeiten zwischen den urbanen Initiativen und einer öko-regional-fairen Landwirtschaft dürfte es viele geben. Nur beispielhaft seien hier einige Themen benannt.

Saatgut

Arbeitsteilung und Spezialisierung sind in der Land- und Nahrungsmittelwirtschaft so üblich wie in anderen Wirtschaftsbranchen auch. Die Pflanzenzüchtung – und damit auch die Verfügungsgewalt über das Saatgut – liegt schon lange nicht mehr in der Hand der Bauern. Mittelständische Züchter gehen zunehmend pleite oder werden von multinationalen Konzernen übernommen. Als Konsequenz aus dieser Entwicklung hat der ökologische Landbau ein erhebliches Problem. Bekanntlich verzichten Öko-Bauern auf mineralischen Stickstoff und regeln die Versorgung ihrer Pflanzen mit Hilfe von Leguminosen (Klee, Erbsen, Bohnen etc.). Diese Pflanzen können in einer Symbiose mit Bodenbakterien Stickstoff aus der Luft binden und für die Pflanzen verfügbar machen. In Deutschland gibt es aber nur noch ein einziges Unternehmen, welches diese Pflanzen züchterisch bearbeitet. Und dies noch nicht einmal mit Zuchtzielen, die für Öko-Bauern besonders interessant sind. Denn das Züchten ist so teuer geworden und die Nachfrage nach diesem Saatgut ist so stark zurückgegangen, dass sich die Arbeit für die großen Züchtungsunternehmen nicht mehr rentiert. Ein gangbarer Weg ist es, traditionelles Saatgut selbst zu erhalten und wenn nicht zu züchten, dann doch weiterzuentwickeln.

Hier gibt es viele gemeinsame Interessen und auch Kooperationsmöglichkeiten mit städtischen Garten-Initiativen; sei es bei der Interessenvertretung in Bezug auf die rechtlichen Regelungen des Umgangs mit Saatgut (z.B. Saatgutverkehrsgesetz) oder sei es bei der Arbeit in Organisationen, die sich für den Erhalt und die Verbreitung von Saatgut engagieren.

Tierhaltung

Die urbane Aneignung des Ländlichen legt ihren Schwerpunkt auf den Pflanzenbau. Aber wenn sich die Entwicklung fortsetzt und womöglich auch

wieder mehr Tiere gehalten werden, könnte sich herausstellen, dass dies nicht so einfach ist. Für tierische Erzeugnisse (Fleisch, Fleisch- und Milchprodukte etc.) hat sich europaweit eine Hygienegesetzgebung durchgesetzt, die sich fast ausschließlich an der industriellen Lebensmittelherstellung orientiert. Vorschriften und Auflagen sind immens und ihre Einhaltung teuer. Für kleinere handwerklich arbeitende Betriebe, geschweige denn für Hauschlachtungen, sind sie unter ökonomischen Gesichtspunkten nicht zu erfüllen. Konsequenzen sind das massive Sterben kleinerer Schlachthöfe oder der Rückzug vieler Landwirte aus Verarbeitung und Direktvermarktung. Auch hier wären Koalitionen sinnvoll, die deutlich machen, dass die Erzeugung und Verarbeitung von Nahrungsmitteln nicht nur eine Wirtschaftsbranche wie jede andere ist, sondern Teil des Alltagslebens vieler Bürger und dass daher ein ganz anderer, nämlich sehr differenzierter Regelungsbedarf besteht.

Gemeinschaft

Viele Bauern sind und fühlen sich als Getriebene und Machtlose in einer Kette zwischen Erzeugung, Verarbeitung und Handel. In Frankreich sind Bauern um den bekannten Aktivisten José Bové mit dem Slogan »Nachbarn statt Hektare« auf die Straße gegangen. Sie wollten nicht die Letzten im Dorf sein, die allein Hunderte von Hektaren bewirtschaften. Sie wollen mit anderen zusammen leben, in einer Dorfgemeinschaft. Der Zwang zum Wachsen oder Weichen wird als alltägliche Bedrohung erlebt. Willkommen sind daher gesellschaftliche Gruppen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben und nach neuen Wegen suchen.

Die neue urbane Gartenbewegung stößt auch bei vielen Pionieren des Ökologischen Landbaus auf Interesse, denn alte Koalitionen – wie beispielsweise Erzeuger-Verbraucher-Gemeinschaften – sind heute bereits Geschichte. In den Anfangsjahren waren sie dringend notwendig, um die Verfügbarkeit von Ökoprodukten überhaupt zu gewährleisten. Von diesen Gemeinschaften haben nur wenige überlebt. Beim Wandel von einer Bewegung zu einer boomenden Branche und mit dem Einzug von Biolebensmitteln in die Supermärkte ist das Engagement vieler Verbraucher zurückgegangen. Das mag man bedauern, aber die Entwicklung war und ist auch eine Erfolgsgeschichte. Aber auch hier gilt: der soziale Zusammenhang zwischen Konsumenten und Erzeugern – auf dem Dorf bis vor kurzem noch alltäglich und in den Städten stark durch die Öko-Bewegung geprägt – ist in den letzten Jahren drastisch zurückgegangen. Vielleicht gibt es ja hier – initiiert durch die Bewegung der neuen urbanen Gärten – eine Renaissance.

Historische Verflechtungen von Stadt und Landwirtschaft

Stadt und Landwirtschaft sind kein Gegensatzpaar. Sie sind historisch weit- aus enger verknüpft, als es sich die meisten heute vorstellen. Die Zeit, in der es nicht selbstverständlich war, dass der Strom aus der Steckdose und die Nahrungsmittel aus dem Supermarkt kamen, liegt erst wenige Jahrzehnte zurück. So gehörte es zu den wichtigsten Aufgaben der Kommunalpolitik, die Nahrungsmittelversorgung zu sichern. Das Marktrecht zu haben, war im Mittelalter ein Privileg und meist eine Garantie für wirtschaftliches Wohlergehen einer Gemeinde. Der Bau von kommunalen Schlachthöfen Ende des 19. Jahrhunderts war eine Maßnahme der Städte, um die Bauern mit ihrem Vieh an die Städte zu binden. Und auch der Aufschwung der Molke- reien, mit dem die städtische Nachfrage nach Milch gesichert werden konnte, erfolgte erst nach einer entsprechenden Hygieneverordnung, die die Bau- ern dazu zwang, ihre Milch abzuliefern.

Aber es ging nicht nur darum, Nahrungsmittel in die Städte zu holen. In einer Zeit, in der Kinder angeblich häufiger lila als schwarzbunte Kühe malen, muss man darauf hinweisen, dass Landwirtschaft bis in die 1960er-Jahre hin- ein auch innerhalb von Städten etwas Normales war. Ein Beispiel aus der größten deutschen Stadt Berlin möge dies verdeutlichen. Das Magazin der Süddeutschen Zeitung berichtete Mitte der 1990er-Jahre über das Leben von Regine Hildebrandt, damals Ministerin für Soziales in Brandenburg. Am Tag des Mauerbaus wohnte sie in Berlin-Mitte. Wie es der Zufall wollte, stand ihr Haus genau auf der Grenze. Das Haus stand im Osten, aber wenn sie den Kopf aus ihrem Fenster streckte, war er im Westen – ideale Bedingungen für eine Flucht. Die Vorbereitung und die Durchführung der Flucht einer Nach- barfamilie beschrieb sie sehr detailliert: »Am schönsten war es später in der Bernauer 11. Die hatten hinten übern Hof so niedrige Gebäude mit Vieh- zeugs.... Als die von der Bernauer 11 abhauen wollten, haben die erst mal diese Tür zum Osten ... zugemauert. Dann haben sie alles auf die Straße getrieben, die Kühe, die Schweine, die Karnickel, alles. Ehe die Vopos die Türe wieder aufgebrochen hatten, waren die weg, da könnte ich mich heute noch kaputt lachen.« (Roll und Hildebrandt 1994, S. 38). Bernauer Straße 11: Vorne ein mehrstöckiges Mietshaus, hinten Viehhaltung. Mitten in Berlin, Anfang der 60er-Jahre! Und tatsächlich: Erst 1982 ist die letzte Kuh aus einem Berliner Hinterhaus in Berlin-Schöneberg verschwunden. Die Kühe im Hin- terhof, die sogenannten Abmelkwirtschaften, hatten eine lange Tradition. Es waren keine Bauernhöfe, sondern hochspezialisierte Intensivtierhaltungen, die sich in den Gründerjahren etablierten. Die Kühe wurden hochträchtig oder kurz nach dem Abkalben auf dem Land gekauft, in den Abmelkstell

eingestellt und dann so lange gemolken, bis die Milchleistung sank. Nach etwa eineinhalb Jahren waren die Tiere »abgemolken«. Dann wurden sie geschlachtet und neue Tiere gekauft. Es gab auch zahlreiche sogenannte »Milchkuranstalten«, die besonderen Wert auf die Frische der Milch legten. Dort wurde mit großem Aufwand an Hygiene und Technik »keimfreie« Milch für Kinder und Kranke produziert. In der »Milchkuranstalt am Viktoriapark« gab es sogar einen Stall im Obergeschoss, zu dem die Kühe eine flache »Kuhtrappe« hinaufgetrieben wurden (vgl. Klenke 1991).

Modernes städtisches Selbstverständnis

Tierhaltung mitten in einer Stadt ist natürlich eine komplizierte Angelegenheit. Allein die Entsorgung von Mist und Gülle wäre eine logistische Herausforderung. Aber die Landwirtschaft ist nicht nur aus organisatorisch-pragmatischen Gründen aus den Städten verschwunden. Sie ist auch bewusst »herausgeplant« worden. Der Wandel unserer Gesellschaft von einer Agrar- über eine Industrie- zu einer Dienstleistungsgesellschaft wird gemeinhin als Fortschritt verstanden. In diesem Sinne ist Landwirtschaft daher ein Symbol des Verharrens im Gestrigen – ganz unabhängig davon, wie modern die Technik der Nahrungsmittelerzeugung ist. Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, dass Landwirtschaft in der Regel innerhalb der Stadtplanung keinen besonderen Stellenwert besitzt und landwirtschaftliche Flächen nur als »Restflächen« angesehen werden. Um die Marginalisierung der Nahrungsmittelerzeugung in den Städten deutlich zu machen, folgen hier zwei Beispiele aus den hessischen Städten Kassel und Fulda:

In den 1960er-Jahren wurde das Dorf Oberzwehren, in dem die Gebrüder Grimm lebten, als sie die weltberühmten Märchen sammelten, in die Stadt Kassel eingemeindet. Bald danach wurden am Dorfrand Hochhäuser errichtet. Es galt als nicht angemessen, die Stadt Kassel durch ein Dorf zu betreten. Und auch 40 Jahre später wundert sich der Oberbürgermeister darüber, dass sich in der Initiative »Lokale Agenda 21« der »Arbeitskreis Stadtrand« mit der Landwirtschaft beschäftigt. Er gehe davon aus, dass die Stadt Kassel langfristig bis an die gegenwärtigen Stadtgrenzen besiedelt sei. Obwohl Kassel in den Zeiten der Gemeindereformen kaum umliegende Dörfer eingemeindet hatte, wurden Ende der 1990er-Jahre immerhin noch rund 16 Prozent der gesamten Fläche der Stadt Kassel landwirtschaftlich genutzt.

In den Jahren 2002 und 2003 leitete ich eine Agrarstrukturelle Entwicklungsplanung in der Stadt Fulda mit mehr als 20 eingemeindeten Dörfern, die heute Ortsteile heißen. Dabei führten wir Gespräche mit allen Betriebsleitern der rund 120 wirtschaftenden Betriebe, vom kleinen Nebenerwerbs-

betrieb bis hin zur mehrere hundert Hektar großen Domäne. Es ging unter anderem darum, zu erfahren, welche Zukunft die Bauern für ihre eigenen Betriebe planten, damit die Stadtverwaltung diese möglicherweise unterstützen und sich abzeichnende Konflikte mit anderen Interessen ausräumen könnte. Eine gängige Frage der Bauern an mich zu Beginn der Gespräche war: Sie kommen wirklich von der Stadtverwaltung und wollen nicht nur wissen, wie die Stadt oder andere am besten an unser Land herankommen? Die Landwirte hatten nicht das Gefühl, von Kommunalpolitik und -verwaltung mit ihren Interessen wahrgenommen oder geschätzt zu werden: Die Hälfte war der Meinung, dass das Ansehen der Landwirtschaft bei Stadtverwaltung und Kommunalpolitik negativ sei.

Die Realität: Landwirtschaft in der Stadt

Typisch innerstädtische Betriebsformen wie die Abmelkwirtschaften in Berlin gibt es heute in westlichen Industrie- und Dienstleistungsstaaten nicht mehr. Wenn man unter Stadt aber nicht nur ihr Zentrum versteht, sondern auf die politischen Grenzen schaut, ergibt sich oft ein ganz anderes Bild. Landwirtschaft ist ein relevanter Faktor der Flächennutzung – auch in Großstädten. Denn Stadt und Land halten sich nicht an kommunale politische Grenzen. Eine Untersuchung zum Umfang landwirtschaftlicher Flächen in deutschen Großstädten (mehr als 100.000 Einwohner) ergab Mitte der 1990er-Jahre einen Mittelwert von rund 30 Prozent. Die meisten sehr großen Städte (Hamburg, München, Köln, Mannheim, Essen, Hannover, Nürnberg, Stuttgart) lagen allerdings bei nur 15 bis 25 Prozent. Einige Städte mit besonders geringem Landwirtschaftsanteil hatten dafür höhere Waldanteile (Kaiserslautern z. B. mehr als 50 Prozent Wald) (Thomas 2001).

Daher gibt es auch in Städten viele Höfe. Und vor allem: Es gibt sie überall im Übergang zwischen Stadt und Land. Es geht daher nicht darum, wo die Stadt endet und wo das Land – und damit die Landwirtschaft – beginnt. Es geht vielmehr darum, wie und in welcher Form die Existenz der Landwirtschaft in Ballungsräumen gesichert werden kann, weil sie einen wesentlichen Beitrag zu einer lebenswerten Stadt leistet.

Vor- und Nachteile der Stadtnähe für Landwirte

Stadtnähe kann für Bauern ein Vorteil sein, wenn sie sich entsprechend ausrichten. So sind hier häufiger Gartenbaubetriebe oder Betriebe mit Direktvermarktung zu finden. Auch Betriebe, die auf die zunehmende Freizeitkultur der Städter reagieren – insbesondere Pferdehalter – finden sich häufiger in Stadtnähe.

Die Direktvermarktung eignet sich aber nur für ganz bestimmte Betriebe (Gemüse, Obst, Betriebe mit Verarbeitung), und der Anteil der Produkte, die in Deutschland durch Direktvermarktung abgesetzt werden, stagniert, denn die Supermärkte haben sich auf die Ansprüche der Konsumenten eingestellt. Zumindest die Etiketten stimmen: frisch, regional, ökologisch, fair. Für die große Mehrheit der Höfe in Stadtnähe wird es schwierig sein, aus der Nähe einen Vorteil zu ziehen.

Die Stadtnähe birgt auch erhebliche Probleme. Es gab sogar schon Bestrebungen, diese Gebiete zu benachteiligten Regionen zu erklären und sie ähnlich wie die steilen Hanglagen in den Alpen und Mittelgebirgen besonders zu unterstützen. Zwar nicht hier in Deutschland, aber beispielsweise in Spanien, wo Bodenspekulanten noch rücksichtsloser mit der Landwirtschaft umgehen als in Deutschland.

Stadt frisst Land

Der Boden ist im wahren Sinne des Wortes die Grundlage für die Landwirtschaft: Ohne Boden keine landwirtschaftliche Produktion. Die enorme Bedeutung des Bodens für unsere Ernährung lässt sich auch an der unterschiedlichen Nutzung der Flächen erkennen. Die Landwirtschaft hat in Deutschland zwar nur einen Anteil an der gesamten Wirtschaftskraft von weniger als einem Prozent. Sie bewirtschaftet aber fast 53 Prozent der gesamten Fläche. Weitere wichtige Nutzungsformen sind Wald (30 Prozent), Gebäude- und Freiflächen (sowohl Siedlungs- als auch Gewerbeflächen sieben Prozent) sowie Verkehrsflächen (fünf Prozent) (Statistisches Bundesamt Deutschland 2010). Die landwirtschaftlich nutzbare Fläche nimmt jedoch zugunsten von Siedlungs-, Gewerbe- und Verkehrsflächen, aber auch zugunsten von Wald, kontinuierlich ab (ebd.). Bei den bereits erwähnten deutschen Großstädten betrug der Flächenverlust der Landwirtschaft etwa ein Prozent pro Jahr (Thomas 2001).

Insgesamt wurden Ende der 1990er-Jahre in Deutschland täglich über 120 Hektar »verbraucht«. Das entspricht etwa 170 Fußballfeldern. 2008 waren es immer noch 95 Hektar pro Tag. Dieser etwas rückläufige Trend bei der Flächeninanspruchnahme ging unter anderem auf das gebremste Wachstum bei Gewerbeflächen und den Rückgang beim Wohnungsbau wegen der schlechten Wirtschaftslage zurück. Ein anderer Grund ist aber auch die demografische Entwicklung. In manchen Regionen sinkt die Bevölkerung. Abhängig ist der Verbrauch für Siedlungsflächen im übrigen auch davon, wie viele Quadratmeter jeder Mensch durchschnittlich zum Wohnen in Anspruch nimmt. Und dieser Wert steigt kontinuierlich.

Das Bundesland Hessen verdeutlichte zumindest ansatzweise, dass es diese Entwicklung nicht weiter unterstützen will. So können Dörfer nur noch dann am Förderprogramm Dorferneuerung teilnehmen, wenn sie keine neuen Siedlungsflächen mehr ausweisen.

Die Bedeutung des Bodenverbrauchs für die Landwirte

Wenn Boden »verbraucht« wird, dann ist das für die Bauern natürlich von besonderer Bedeutung. Zunächst können einige finanziell davon profitieren, wenn sie Land verkaufen. Aber dieser Vorteil betrifft immer weniger Landwirte. Bei größeren Betrieben liegt der Anteil gepachteter Flächen oft bei 70 Prozent und mehr. Denn das Wachsen oder Weichen erfolgt nicht durch Kauf, sondern fast ausschließlich über die Pacht von Äckern und Wiesen. Daher profitieren diese Betriebe wirtschaftlich meist nicht mehr vom Flächenverbrauch. Ihnen gehen sogar dringend benötigte Flächen verloren.

Etwas anders sieht die Situation bei den zahlreichen Nebenerwerbsbetrieben aus. In solchen Betrieben erwirtschaftet die Betriebsleiterfamilie weniger als 50 Prozent ihres Einkommens in der Landwirtschaft. Das sind meist recht kleine Betriebe. Aber in Deutschland zählt eine Mehrheit von 55 Prozent aller Höfe zu dieser Gruppe! Rund ein Viertel der gesamten landwirtschaftlich genutzten Fläche in Deutschland wird von Nebenerwerbslandwirten bewirtschaftet! Diese Bauern wirtschaften überwiegend auf eigenen Flächen. Fallen diese der Siedlungserweiterung oder dem Straßenbau zum Opfer, wird der Betrieb in der Regel ganz stillgelegt.

In Deutschland haben wir zusätzlich das Problem, dass die Landwirte nicht nur unter dem Entzug von Flächen für Siedlung, Gewerbe und Verkehr zu leiden haben, sondern auch unter den begleitenden Kompensationsmaßnahmen. Sehr vereinfacht kann man dies folgendermaßen beschreiben: Werden Flächen in einen Zustand verwandelt, der aus der Sicht des Naturschutzes geringwertiger ist – wenn also Äcker und Wiesen zu Straßen oder Bauland werden –, muss auf anderen Flächen eine Aufwertung erfolgen. Für jeden neuen Quadratmeter Straße muss es einen oder auch mehr neue Quadratmeter Naturschutzfläche geben. Aber auch für diese Naturschutzflächen werden den Landwirten Flächen entzogen, die dann ökologisch aufgewertet werden: Pflanzung von Hecken, Vernässung in Bach- und Flussauen etc. Eine wirtschaftliche Nutzung ist hier für die Landwirte oft ebenfalls nicht mehr möglich.

Komplizierte Verhältnisse: Beeinträchtigungen und Konflikte

»Agrarpolitik wird in Brüssel gemacht, und es geht vor allem um die undurchschaubare Verteilung von viel Geld.« Auf die Richtigkeit dieser etwas vereinfachten landläufigen Meinung und auf die Qualität der EU-Agrarpolitik möchte ich hier nicht eingehen. Was oft vergessen wird: Es ist in vielen Fällen die Kommunalpolitik, die das Umfeld des Hofes und damit zumindest die Qualität des Arbeitsplatzes der Landwirte bestimmt. Die Zunahme von Siedlungsgebieten und Straßen hat auch Auswirkungen auf die Entwicklungsmöglichkeiten der Höfe. So hatten sie früher meist ungehinderten und direkten Zugang zu Äckern und Wiesen. Nun wachsen die Siedlungsgebiete an den ehemaligen Dorf- und Stadträndern.

Die Zunahme an Verkehrswegen beeinträchtigt die Weidehaltung von Nutztieren (Kühe, Schafe). Die Tiere können nicht mehr auf die Weide getrieben werden. Da die Möglichkeit des Auslaufs für Betriebe des Ökologischen Landbaus zwingend vorgeschrieben ist, kann es für diese Betriebe erhebliche Probleme geben. In der Nähe größerer oder viel befahrener Straßen ist die Weidehaltung aber auch ein grundsätzliches Problem. Brechen die Tiere aus, entstehen erhebliche Gefahren; sowohl für die Tiere als auch für die Verkehrsteilnehmer.

Oft werden die Höfe vom direkten Zugang zu Feldwegen abgeschnitten und müssen öffentliche Straßen benutzen. Das führt nicht selten zu Konflikten. Denn landwirtschaftliche Maschinen werden immer größer und sind schwer über schmale Straßen an parkenden Autos vorbei zu manövrieren. Konfliktträchtig ist auch die Tatsache, dass die Arbeitsgeräte der Bauern – sei es der Miststreuer oder der Trecker, an dessen Reifen noch Erde vom feuchten Acker klebt – auch mal stinken oder Dreck hinterlassen. Feldwege werden insbesondere in der Nähe von Städten häufig so angelegt, dass sie auch von Spaziergängern und Radfahrern benutzt werden können. Das reduziert zwar den Flächenverbrauch, führt aber ebenfalls häufig zu Konflikten.

Wesentlich gravierender ist jedoch die Situation bei der baulichen Weiterentwicklung. Landwirte erleben regelmäßig Widerstand der nicht landwirtschaftlichen Bevölkerung gegen Stallneubauten. Solche Widerstände beziehen sich nicht allein auf die ungeliebte Massentierhaltung. Selbst Bio-bauern kennen die Skepsis gegen Stallneubauten zur Genüge. Bei der erwähnten Befragung von 120 Landwirten in der Stadt Fulda berichteten 60 Prozent aller Betriebsleiter von Einschränkungen bei der Bewirtschaftung, wenn die Hofstelle mitten in einem Ort liegt. Selbst bei Höfen, die direkt am Ortsrand liegen, haben 40 Prozent Probleme. Nur die Aussiedlerhöfe haben keinen Grund zur Klage.

Mehr als ein Drittel aller Bauern berichteten außerdem, dass ihre Nutzflächen häufiger oder sogar sehr häufig von Mitbürgern beeinträchtigt werden. Insbesondere Hundekot ist ein großes Ärgernis; nicht aus ästhetischen Gründen, sondern weil mit ihm gefährliche Krankheiten auf Kühe übertragen werden können. Aber auch achtlos weggeworfene Metallteile oder Holzknüppel können die Mechanik eines Mähdreschers leicht außer Gefecht setzen und hohe Reparaturkosten verursachen. Und es kommt durchaus auch vor, dass Kühe sich an Plastiktüten verschlucken.

Mit dem Ende der landwirtschaftlichen Aktivitäten sind die Probleme jedoch nicht zwangsläufig zu Ende. Der Leerstand ehemaliger landwirtschaftlicher Gebäude ist ein Problem: sowohl für die Eigentümer als auch für die Stadtplanung. Oft prägen solche Gebäude die Ortskerne. Eine Umnutzung ist nicht einfach und meist nicht billig – insbesondere wenn Denkmalschutz besteht. Viele ehemalige Bauern sind mit dem Unterhalt ihrer ehemaligen Hofgebäude überfordert.

Die Stadt und ihre Ansprüche an das Land

In Städten mit ihrer relativ großen Naturferne ist das wenige noch vorhandene Land viel intensiver mit Ansprüchen belegt als anderswo. Das »Grün« muss vielen Ansprüchen genügen: der Naherholung, dem Naturschutz, als Frischluftschneise dem Stadtklima oder auch der verbrauchernahen Lebensmittelerzeugung. Und dies alles am besten noch pädagogisch gut aufbereitet für die Kinder, die so fern jeglicher Natur aufwachsen müssen.

Landwirte können die Verantwortung für eine solche »multifunktionale Landwirtschaft« nur dann übernehmen, wenn sie die entsprechenden Mittel dazu haben. Der Markt für Agrarprodukte stellt ihnen diese Mittel nicht oder nur begrenzt zur Verfügung. Zwar kann eine gezielte Spezialisierung auch positive Einkommenseffekte haben: Öko-Tourismus, Gastwirtschaften für Spaziergänger, Pferdehaltung, Direktvermarktung, Schulbauernhöfe etc. Bei all diesen »zweiten Standbeinen« ist es jedoch wichtig, dass das erste – nämlich eine funktionierende produktive Landwirtschaft – ebenfalls erhalten bleibt. Ohne bewirtschaftete Wiesen und Felder und ohne Tierhaltung gibt es keinen Öko-Tourismus und keine Erholungslandschaft; Pferde brauchen Weiden und bei der Direktvermarktung verkaufen die Landwirte Produkte, die sie auf ihren Feldern erzeugt haben.

Daher gehört es zu den wesentlichen Aufgaben einer kommunalen Planung und einer kommunalen Agrarpolitik, nicht nur die Entwicklung von »zweiten Standbeinen« zu unterstützen, sondern die stadtnahe Landwirtschaft zu sichern.

Die Landwirtschaft wieder in Wert setzen

Um der Landwirtschaft in der Stadt eine Zukunft zu verschaffen, muss sie als Teil der Stadt in Wert gesetzt werden. Oft ist es zunächst erst mal nötig, wieder besser miteinander ins Gespräch zu kommen. Das betrifft viele Abteilungen kommunaler Politik. Stadtwerke kümmern sich um die Energie- und Wasserversorgung; Biogasanlagen, aber auch grundwasserschonende Landwirtschaft sind hier wichtige Themen. Das Liegenschaftsamt sollte nicht nur die Grundstücke verwalten, sondern auch die Interessen der Bewirtschafter kennen, und wenn die Naturschützer vom Planungsamt mit den Landwirten eine gemeinsame Feldbegehung machen, hilft das dem gegenseitigen Verständnis. Vorreiter können aber auch Schulen und Kindergärten sein. Denn aus dieser Perspektive ist die Landwirtschaft ja nicht überflüssiges Relikt, sondern dient der Vermittlung der Grundvoraussetzung unseres Seins: der Erzeugung von Nahrungsmitteln.

Auch die Nahrungsmittel, die die Landwirte erzeugen, müssen wieder in Wert gesetzt werden. Denn mit ihren Produkten, dem Ergebnis ihrer Arbeit, identifizieren sich Landwirte in besonderem Maße. Manche Regionen schaffen es, sich durch typische Produkte im wahren Sinne des Wortes einen Namen zu machen. So ist das Rhönschaf ein Symbol für die aktive Region Rhön geworden und hat zur Aufwertung der Landwirtschaft in dieser kargen Gegend beigetragen. Für Städte scheint das nicht ganz so einfach zu sein. Doch auch hier gelingt es: In den Landkreisen um die Stadt München herum ist es mit dem Projekt »Unser Land« (www.unserland.info) gelungen, die Wertschätzung der lokalen Landwirtschaft wieder zu steigern. Manche Städte versuchen auch gezielt, den Ökologischen Landbau durch viele kleine Projekte zu unterstützen (vgl. z. B. www.muenchen.de/biostadt).

Gemessen an den Umsätzen der Aldis und Lidl's mag die reale wirtschaftliche Dimension einer solchen Inwertsetzung begrenzt sein. Wichtig ist jedoch, dass sich die Stadt selbst wandelt: Von einer passiven Konsumentin von Nahrungsmitteln, die den Kontakt zum Land verloren hat, zu einer aktiven Gestalterin, die selbst die Wieder-Aneignung der Nahrungsmittelerzeugung gestaltet. Und dazu gehören viele Bausteine: Nachbarschaftsgärten und Guerilla Gardening genauso wie die Schaffung von Rahmenbedingungen für Bauern, damit sie regional, fair und ökologisch wirtschaften können.

Literatur

- Kasseler Institut für ländliche Entwicklung** (2003). Agrarstrukturelle Entwicklungsplanung für das Stadtgebiet Fulda. Im Auftrag der Stadt Fulda.
- Klenke, Mathias** (1991). Milch für die Metropole. Zum fünfundsiebzigsten Gründungsjahr der Meierei-Zentrale GmbH. Herausgegeben von der Meierei-Zentrale, Berlin.
- Roll, Evelyn/Hildebrandt, Regine** (1994). Mit dem Kopf im Westen und mit dem Hintern im Osten. In: Süddeutsche Zeitung Magazin vom 9.12.1994, S. 34–41.
- Statistisches Bundesamt Deutschland** (2010). Flächenerhebung nach Art der tatsächlichen Nutzung. URL: www-genesis.destatis.de (Stand 10.05.2010)
- Thomas, Frieder** (2001). Kommunale Agrarpolitik heute. Kassel: Kassel University Press. Dissertation.
- Thomas, Frieder** (1995). Rückbesinnung aufs Land? Hintergründe und Ziele einer neuen Agrarpolitik der Kommunen. In: Thomas, Frieder/Schneider, Manuel & Jobst Kraus (Hg.) (1995). Kommunen entdecken die Landwirtschaft – Perspektiven und Beispiele einer zukunftsfähigen Agrarpolitik in Dorf und Stadt. Alternative Konzepte Band 94. Heidelberg: F. Müller Verlag.

An abstract graphic consisting of two vertical gray bars of equal height and a gray circle positioned to the right of the bars, partially overlapping the text.

VERORTUNGEN: GÄRTEN UND URBANITÄT

Frank Lohrberg

Agrarfluren und Stadtentwicklung

Urbane Landwirtschaft hat den Weg in die Medien gefunden. Das Interesse eines breiteren Publikums gilt allerdings überwiegend Ansätzen wie Guerilla Gardening oder Skyfarming, die zwar spektakulär sind, jedoch bislang ohne größere Raumwirksamkeit für die Stadt als Ganzes bleiben. Eine nächtlich bepflanzte Verkehrsinsel, aber auch Kräutergärten auf Dächern oder Gemüsecontainer an Fassaden befruchten zwar die Diskussion über das, was Landwirtschaft in der Stadt leisten kann, noch fehlt diesen Projekten jedoch das strategische Moment um über punktuelle Interventionen hinaus die städtischen Räume zu verändern.

Umso wichtiger ist daher die Auseinandersetzung mit den originären landwirtschaftlichen Flächen, den Agrarfluren der Stadt. Die Statistik weist immerhin durchschnittlich ein Viertel der Stadtfläche deutscher Großstädte als Agrarland aus. Bei manchen Großstädten wie Magdeburg wird fast die Hälfte der Stadtfläche landwirtschaftlich genutzt. Welche Rolle können diese Agrarfluren, die sich ins Weichbild der Städte einschreiben und in dispersen Stadtregionen nicht selten auch in die Mitte der Ballungsräume gelangen, für eine nachhaltige Entwicklung spielen?

Landwirtschaft nur ländlich?

Die Beantwortung dieser Frage ist nicht ganz einfach, da es in Deutschland, aber auch in anderen Industrieländern, derzeit kaum eine gezielte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dieser Form der Landwirtschaft gibt. Man muss bis weit in die 1970er-Jahre zurückgehen, um eine systematische Forschung zu finden, damals im Rahmen einer Länderstudie der OECD (1978). Auch die Begriffe werden unterschiedlich gehandhabt, wobei in diesem Aufsatz die Zuschreibung »stadtnah« oder »städtisch« die räumliche Lage der Landwirtschaft anspricht. Der Terminus »urban« wird hingegen

als Verweis auf ein spezifisches, unter städtischem Einfluss entstandenes Programm der Landwirtschaft verwendet. Im stadtnahen Raum können sich dieser Definition nach mehrere Formen von Landwirtschaft überlagern. Neben eine urbane, explizit stadtangepasste Landwirtschaft kann hier auch eine »rurale« Landwirtschaft treten, die wir sonst aus dem ländlichen Raum kennen.

Der Landwirtschaft als Profession sind derlei Differenzierungen noch weitgehend unbekannt. Aus Agrarsicht steht nicht die Stadt, sondern traditionell der ländliche Raum mit seinem weit größeren Produktionsvolumen im Mittelpunkt des Interesses. Kein Lehrstuhl einer deutschen Universität bereitet angehende Agraringenieure vertieft auf die Besonderheiten stadtnaher Landwirtschaft vor, kaum eine Landwirtschaftskammer hat Personal, das gezielt über das Agrarwesen in der Stadt beraten kann. Auch das Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz (BMELV) weist kein Referat, geschweige denn eine Unterabteilung auf, die sich mit urbaner Landwirtschaft befasst, wohl aber mit »ländlicher Entwicklung«. Kein Wunder, dass auch die Agrarpolitik der Europäischen Union keine eigene Förderkulisse für urbane Landwirtschaft kennt. So fließen die Strukturfördermittel aus dem Agrarhaushalt der EU an den städtischen Räumen vorbei – ein großes Manko, denn mit einer zunehmenden Verstädterung kommt der urbanen Landwirtschaft eine entscheidende Rolle im Verhältnis von EU-Bürger und Landwirtschaft zu.

Stadtplanung mit neuem Interesse an urbaner Landwirtschaft

Die Landwirtschaft wird noch längere Zeit brauchen, um ihre urbane Seite zu erkennen. Wo aber steht diesbezüglich die Stadt- und Regionalplanung? Hier kann erfreulicherweise ein wachsendes Interesse an der Thematik konstatiert werden, das sich zum Beispiel in mehreren Tagungen in jüngerer Zeit dokumentiert hat (z.B. BDLA Planerforum 2009 oder gemeinsame Tagung von ALR und DASL Bayern zur stadtnahen Landwirtschaft, ebenfalls 2009). Dabei hat sich gezeigt, dass die Landwirtschaft heute ganz anders als noch in den 1990er-Jahren betrachtet wird. Damals wurde die Agrarnutzung von Seiten der Stadtplanung eher als Problem und Auslaufmodell betrachtet. Man kritisierte die Umweltbelastung durch die agrarische Produktion und forderte nicht selten, Äcker und Wiesen in Parks, Grünzüge oder neue Baugebiete umzuwandeln. Ohnehin – so damals eine gängige Argumentation – würden Höfesterben und Subventionierung beweisen, dass die Landwirtschaft in der Stadt keine Zukunft habe. Die »Boller Erklärung« (1995, in: Preisler-Holl & Scholz-Berg 1998), eine Deklaration kommunaler

Umweltplaner zur stadtnahen Landwirtschaft, sprach beispielsweise von einer »Rückzugs- und Ausverkaufsmentalität« der Landwirtschaft. Einzelne Autoren (Vercelloni 1994) gingen sogar davon aus, dass »... ein Großteil des landwirtschaftlichen Territoriums rund um die Metropolen in ökonomischer und sozialer Hinsicht nichts mehr hergibt« und daher großflächig zu einem »endlosen Garten« umgestaltet werden könne.

Der zurückgehende Suburbanisierungsprozess zum einen, Schrumpfungstendenzen zum anderen haben dem Stadtwachstum aber seither Grenzen aufgezeigt. Die Stadtplanung denkt heute weit weniger an eine kontinuierliche Entwicklung neuer intensiv genutzter Stadträume, seien es Wohngebiete, neue Zentren oder auch Parks und Gärten. Die Innenentwicklung steht immer häufiger vor der Außenentwicklung. Die Erhaltung und Qualifizierung des Bestandes wird wichtiger als das Wachstum in der Fläche. Kein Wunder, dass die Stadtplanung im Zuge dieses Paradigmenwechsels nicht länger nach Alternativen zur landwirtschaftlichen Nutzung sucht, sondern nach deren Potenzialen für eine Konsolidierung von Stadt.

Hinzu kommt, dass der »Freiraum« generell in der stadtplanerischen Methodik an Bedeutung gewonnen hat. Ging es früher nicht selten einfach nur darum, den nicht bebauten »Restraum« zu begrünen, so wird eben diesen Räumen heute auch eine stadtstrukturierende Kraft zugesprochen. Der Freiraum macht als »öffentlicher Raum« stadtplanerische Karriere und interessanter Weise beschränkt sich der Begriff des öffentlichen Raumes nicht allein auf die klassischen, gründerzeitlichen Freiräume wie Parks, Plätze oder Promenaden. Seit innovative Regionalparkkonzepte wie etwa der Emscher Landschaftspark im Ruhrgebiet aufzeigen, wie man »mit Landschaft Stadt machen« kann, werden auch die Äcker, Wiesen und Wälder der Ballungsräume als öffentlicher Raum betrachtet.

Vom umweltzerstörenden Subventionsempfänger zum innovativen Bespieler von Stadtraum

Schließlich hat sich auch der Blick auf die Landwirtschaft selbst gewandelt. Standen früher kritisierende Begriffe wie Überproduktion und Übernutzung im Vordergrund, so steht heute angesichts wachsender globaler Nachfrage nach Nahrungsmitteln – aber auch nach Energie und Rohstoffen – die landwirtschaftliche Nutzung in einem anderen Lichte. Die früher dominierende Forderung nach einer »Extensivierung« landwirtschaftlicher Nutzung verliert immer mehr an Kraft, seit Bioenergien neue Wertschöpfung auf dem Acker erlauben. Selbst für Stadt- und Industriebrachen, dereinst für extensive Nutzungen und eine Rückeroberung durch die Natur bestimmt, werden

Strategien der agrarischen Intensivierung erprobt, nicht zuletzt um durch neue Nutzung städtische Räume zu beleben, die angesichts von Schrumpfung zu veröden drohen (BMVBS/BBSR 2009).

Parallel zu diesen Umwälzungen in Stadtplanung und Landwirtschaft haben einzelne Autoren die stadtnahe Landwirtschaft näher beleuchtet und stadtplanerischen Ansätzen zugänglich gemacht (Kanada: Beauchesne, Bryant (1999), Frankreich: Fleury, Moustier (1999), Deutschland: Lohrberg (2001), Japan: Yokohari (o.J.). Erstaunliches kam zutage, allem voran, dass die Landwirtschaft in der Stadt nicht als Relikt ländlicher Vornutzung zu begreifen ist. Seit es Städte gibt, hat sich auch eine spezifische städtische Landwirtschaft entwickelt, die auf die Chancen des nahen, großen Marktes reagiert. Es zeigt sich, dass die Stadtnähe zwar durch Flächenverbrauch, Emissionen und Erholungsdruck starke negative Auswirkungen auf die Landwirtschaft hat, dass sie andererseits aber einen großen, gut erreichbaren Absatzmarkt bietet. Schon früh hat zudem der Nährstoffüberschuss der Stadt der der Landwirtschaft durch billigen Dünger erlaubt, sich von komplexen, auf Autarkie ausgerichteten Bewirtschaftungsmodellen zu lösen und sich so im Unterschied zum ländlichen Raum zu spezialisieren. Die Stadtnähe provoziert dabei einen hohen Anteil an Sonderkulturen, Erwerbsgarten- und Feldgemüsebau. Während die durchschnittliche Betriebsfläche unter städtischem Einfluss abnimmt, werden Arbeitskraftdichte, Flächenproduktivität und letztlich auch das Einkommen erhöht. Der urbane Landwirt erzeugt marktnah, absatzorientiert und damit auf einem geringen Subventionsniveau. Lohrberg (2001) hat folgende Charakteristika zusammengetragen:

- verstärkter Strukturwandel gegenüber ländlichen Regionen,
- Zuwachs »sicherer« Betriebe,
- Zuwachs an Produktivität,
- Intensivierung und Spezialisierung der Produktion,
- Abnahme der tierischen Produktion (Milch und Fleisch),
- Abnahme des Grünlandanteils,
- hoher Pachtanteil.

Untersuchungen aus Nordamerika betonen zudem die Innovationsbereitschaft gerade der stadtnahen Landwirtschaft. So haben Beauchesne & Bryant (1999) einen überproportionalen Anteil an ökologisch wirtschaftenden Betrieben im Umland von Montreal feststellen können, sie halten den Stadtrand daher für ein »favourable environment« für agrarstrukturelle Erneuerungen. Als Beispiele innovativer Landwirtschaft führen die Autoren neben

dem ökologischen Landbau »part-time farming, pick-your-own operations, direct sales and agri-tourism« an. Lohrberg (2000) konnte eine vergleichbare Innovationsbereitschaft auch für die deutsche stadtnahe Landwirtschaft am Beispiel von Maislabyrinth nachweisen.

Nicht zuletzt durch diese Herausarbeitung einer innovativen, eng mit dem städtischen Gefüge verflochtenen und daher »urbanen« Landwirtschaft stehen die Vorzeichen heute günstig, um Stadt und Landwirtschaft in ein neues Verhältnis zu setzen. Niemand denkt mehr ernsthaft an eine Substitution der landwirtschaftlichen Nutzung in Ballungsräumen. Im Gegenteil: Man versucht die Landwirtschaft als Partner zu gewinnen, um die Freiflächen in der Stadtregion zu unterhalten und als öffentlichen Raum zu bespielen. Die Stadt- und Regionalplanung braucht die Landwirtschaft als Infrastruktur einer nachhaltigen Stadt.

Exkurs: Ideengeschichte urbaner Landwirtschaft als Inspirationsquelle

Sie kann dabei auch ihre eigene Geschichte nach Ansätzen und Methoden durchleuchten, angefangen beim vielleicht wichtigsten Städtebau-Modell des letzten Jahrhunderts, der »Gartenstadt« von Ebenezer Howard. Howard (1898) entwarf das Ideal eines regionalen Kleinstadtnetzes, das späteren Generationen von Stadtplanern als Vorbild diente, um den »Moloch Großstadt« durch dezentrale Siedlungen zu ersetzen. Anders als viele seiner Nachahmer argumentierte Howard auch aus agrarökonomischer Sicht. Seine Gartenstädte sind von »landwirtschaftlichen Gürteln« umschlossen, die ökonomisch eng mit der Stadt verflochten sind. Für den Warenverkauf – nach heutiger Lesart eine Form der »Direktvermarktung« – steht in Howards Modell der »Crystal Palace« zur Verfügung: eine das Stadtzentrum umschließende ringförmige Glashalle, die mit dem Ambiente eines Wintergartens Einkaufsmöglichkeit und öffentlichen Raum zugleich darstellt.

Howards Gartenstadt wird von der späteren Stadtplanung immer wieder als Vorbild zitiert, seine Vorstellungen zur Agrarnutzung finden jedoch kaum Eingang in planerische Leitvorstellungen seiner Zeit. Im Kaiserreich forderte eine sich etablierende Freiraumplanung, große Stadtflächen unbebaut zu lassen – diese sollten aber nicht als Acker und Wiese, sondern als Park genutzt werden. Man orientierte sich dabei an nordamerikanischen Städten wie Boston, in denen Grünzüge vom Stadtinneren ins Umland reichten. Diese Grünzüge waren nach dem bürgerlichen Ideal des Landschaftsgartens gestaltet, sie sollten neben Sport und Spiel gepflegte »Natur« in die Stadt bringen.

Bezeichnenderweise sind es die Krisenerfahrungen des Ersten Weltkriegs, die die Idee agrarisch geprägter Freiräume wieder ins Blickfeld der Planung

rücken. Für die 1920er-Jahre kann ein regelrechter Paradigmenwechsel konstatiert werden. Neben Städtebauern wie May, Taut oder Schumacher (vgl. Lohrberg 2001) war es der Landschaftsarchitekt Leberecht Migge (1929), der sich leidenschaftlich dafür einsetzte, das »dekorative Grün der lieben, alten Dame« durch »produktive Freiräume« zu ersetzen. Kleingärten, Gartenbau und landwirtschaftliche Flächen stiegen in seiner Wertung auf zu »kommunalen Grünflächen erster Klasse«. Ernst May (1922/23) erdachte Trabantenstädte, die von »Kulturbändern« umgeben waren, »auf denen in intensiver Wirtschaft Gärtner und Kleinbauern den erforderlichen Bedarf an Gemüse und Kleinvieh... für die bebauten Zellen fördern«. Dieser Ansatz floss ein in den Städtebau der 1920er-Jahre und stärkte vor allem das Kleingartenwesen. Galt es bis dahin als wilde ungeordnete Landnahme, so entdeckten die Planer nun dessen soziale Qualitäten, und manche sahen gar in der privaten Gartenarbeit »auf der Scholle« das deutsche Gemüt am besten aufgehoben: »Der Deutsche will graben, harken, er will säen und ernten.« (Maaß 1913).

Die Wende zum produktiven Freiraum hatte viele Ursachen, unmittelbar wirkten die ökonomischen Krisen, die Erfahrungen von Hunger und Entbehrung. Der Freiraum sollte wieder krisensicherer Nahrung liefern, sollte als »Sicherheitsventil« (Migge 1929) dienen. Die Selbstversorgung der Bürger wurde zum erklärten Ziel der Stadtplaner, auch im Ausland. Der amerikanische Stadtplaner Frank Lloyd Wright entwickelt im Jahr der Weltwirtschaftskrise sein Stadtmodell der »Broadacre City«. Auch darin ist der Farmer »höchstwillkommen«, sein Anwesen soll das »...anziehendste unter all den Bauten der neuen freien Stadt der Zukunft sein...« (Wright 1929).

Auch das wichtigste Stadtmodell der 1950er-Jahre, die »Stadtlandschaft«, basiert auf einer Dezentralisierung der Stadt und deren Gliederung durch landwirtschaftlich genutzte Freiräume – der »Fruchtlandschaft«. Wieder strebten die Planer agrar-produktive Freiräume an. Was heute amüsiert, lag in Nachkriegszeiten nahe. So forderte man die Haltung von Milchkühen in Parks oder empfahl Lärmschutzpflanzungen aus Fruchthecken auszubilden, um die Marmeladenherstellung zu fördern.

Der Exkurs in die Stadtplanungsgeschichte zeigt, dass Landwirtschaft immer wieder thematisiert wurde, insbesondere als »Sicherheitsventil«, also in Reaktion auf wirtschaftliche Misere und Hunger. Auf die planerische Wirklichkeit hat sich – sieht man einmal vom Kleingartenwesen ab – dieser Diskurs aber nur vereinzelt ausgewirkt. Gerade in prosperierenden Zeiten wurde Ackerland in der Perspektive der Planer vor allem als potenzielles Bauland betrachtet, nicht als Stadtbaustein. Umso wichtiger ist es daher, die bereits angedeutete heutige stadtplanerische Wertschätzung der urbanen

Landwirtschaft zu nutzen und in nachhaltige Strategien umzusetzen. Dabei gilt es, Folgendes zu beachten:

Regionale, verbrauchernahe Versorgung stärken

Keine Stadt wird sich mit Nahrungsmitteln, Energie und pflanzlichen Rohstoffen selbst versorgen können. Städte entstanden per se nur dort, wo ein fruchtbarer ländlicher Raum Überschüsse in die Stadt liefern konnte oder wo über Straßen und Schifffahrtswege die Stoffe aus entfernten Regionen beschafft werden konnten. New York ist auf Fels gebaut. Wie wollte man hier eine Millionenstadt ernähren? Die tendenzielle Abwesenheit von Landwirtschaft ist daher immer schon Teil des städtischen Selbstverständnisses gewesen. Parks und Gärten mit scheinbar unnützen Schmuckpflanzungen und gestalterischen Rückgriffen auf Kunst und Geschichte bringen dieses Selbstverständnis zum Ausdruck. Sie gehören zur urbanen Kultur und machen den Unterschied zum ländlichen Raum deutlich und für den Einzelnen erlebbar – eine Tradition, die auch weiterhin ihre Berechtigung hat.

Milchkühe in Parks zu halten, um noch einmal eine Forderung aus den 1950er-Jahren aufzugreifen, hätte damit heute eher einen edukativen Zweck und symbolischen Wert, statt einen wirksamen Beitrag zur Versorgung zu leisten. Hierfür sollte der Blick besser auf die Agrarfluren im Umfeld der Städte fallen, denn diese können durchaus mehr als eine symbolische Rolle in der Selbstversorgung der Stadt spielen. Bei bestimmten Gütern wie Trinkwasser oder Frischluft stellt dieses Agrarland schon heute vielerorts die wesentliche Produktionsgrundlage dar. Und auch bei Nahrungsmitteln steigt der Anteil regionaler Produkte. Gleichwohl hat der angedeutete Spezialisierungsprozess der stadtnahen Landwirtschaft auch dazu geführt, dass viele Betriebe, insbesondere aus dem Gartenbau oder Baumschulwesen, für den nationalen und internationalen Markt produzieren – eine Umstellung auf lokale oder regionale Absatzmärkte ist diesen Betrieben nur schwer möglich. Es wird daher wohl auch in Zukunft von einem Mix auszugehen sein, bei dem die einen Betriebe ihre Spezialisierung in der Direktvermarktung und andere in der Weltmarktorientierung suchen.

Urbane Landwirtschaft und Resilienz der Stadt

Aus Vorsorgegesichtspunkten sollten die Kommunen gleichwohl die regionale Produktion im Besonderen unterstützen. Warum? Zum einen ist davon auszugehen, dass in der Post-Peak-Oil-Periode, in die wir eingetreten sind, Transporte teurer werden und Städte wieder verstärkt auf eigene Ressourcen zurückgreifen müssen. Zum anderen haben sich viele Kommunen dazu ver-

pflichtet, ihren ökologischen Fußabdruck, also die von ihr beanspruchte globale Versorgungsfläche, zu verringern. Dies ist nur über eine verstärkte regionale Produktion zu erreichen, zumal »vor der Haustür« die Standards der Produktion besser überprüft und eingehalten werden können.

Voraussetzung für eine stärkere regionale Produktion ist es, die Städte im Innern und nicht länger nach außen zu entwickeln. Zum einen wird der Boden als Produktionsgrundlage geschont, aber mindestens ebenso wichtig ist es, die Spekulation auf Bauland zu verringern. Sie führt nämlich zu einem enorm hohen Pachtanteil stadtnaher Landwirtschaft und blockiert langfristige Investitionen, wie sie für eine Umstellung auf regional orientierte Produktion notwendig sind. Des Weiteren sollten die Kommunen in einen aktiven Dialog mit den Landwirten und ihren Interessensvertretungen eintreten, um neue regionale Produkte und Dienstleistungen auf den Weg zu bringen. Dabei kann durchaus auf die Innovationskraft der Landwirtschaft selbst vertraut werden, wie oben gezeigt wurde. Aufgabe der Stadtplanung ist es eher, den Innovationsprozess zu befördern und zu flankieren. So wissen die Landwirte selbst am besten, welche Produkte und Dienstleistungen direkt vermarktet werden können. Die Kommunen können aber diesen Prozess unterstützen, etwa durch Werbebroschüren, Internet-Portale oder die Einrichtung von Bauernmärkten – aber auch durch mehr Offenheit gegenüber modernen Produktionsmethoden wie Unterfolienanbau oder Gewächshäusern.

Die Stärkung regionaler Produktion und Vermarktung ist im Hinblick auf knappere Ressourcen ein Gebot der Resilienz der Stadt, also deren Vermögen, sich an anstehende Veränderungen anzupassen. Hierzu gehört auch, Agrarflächen vorzuhalten, die nahe an sozial benachteiligten Quartieren liegen. Es ist nicht auszuschließen, dass eine Informalisierung der Wirtschaft, wie wir sie aus den Nachkriegszeiten des 20. Jahrhunderts kennen, erneut zu einem Anstieg prekärer Lebensverhältnisse führt. Dann wird man siedlungsnahe Agrarflächen brauchen, auf denen die Menschen Gelegenheit zu Selbstversorgung und Selbstorganisation von Nachbarschaften finden.

Landwirtschaft neu denken

In der postfossilen Stadt kommen auf das städtische Agrarland also neue Herausforderungen zu. Aber auch andere unbebaute Räume sind von Interesse. So kann das Schnittgut aus der Pflege des Straßenbegleitgrüns als Brennstoff genutzt werden. Alte Industriebrachen können, so zeigt ein Beispiel aus Gelenkirchen (BMVBS/BBSR 2009), durch die Anlage von Kurzumtriebsplantagen aus schnell wachsenden Gehölzen zu neuen produktiven Grünflächen werden, die gleichzeitig als öffentlicher Park dienen. Wo neuer Energiewald

aufwächst, wird nicht nur CO₂ gebunden, es wird auch eine Wertschöpfung in Gang gesetzt, und es können neue ästhetische und soziale Angebote entwickelt werden.

Die urbane Landwirtschaft muss sich also nicht darauf beschränken, Reparaturbetrieb für die kriselnde Stadt zu sein. Sie sollte vielmehr als Baustein einer nachhaltigen Stadtentwicklung verstanden werden. Die Stadtplanung darf auf diesem Weg nicht nur als verwaltendes Ordnungsinstrument agieren, sondern muss in Zukunft selber vorausschauend entwerfen und gestalten. Dazu braucht es mehr Modellprojekte und Versuchsflächen. Nur durch den Mut zum Experiment erlangt die Stadtgesellschaft das nötige Handlungswissen und die Flexibilität, um auf die kommenden, schwer vorhersagbaren Veränderungen angemessen reagieren zu können. Die urbane Landwirtschaft kann dazu einen wichtigen Beitrag leisten.

Literatur

- Beauchesne, Audric/Bryant, Christopher** (1999). Agriculture and innovation in the urban fringe: the case of organic farming in Quebec, Canada. *Tijdschrift voor economische en sociale geografie*. Band 90, Heft 3, S. 320–328.
- BMVBS/BBSR (Hg.)** (2009). Renaturierung als Strategie nachhaltiger Stadtentwicklung. Dokumentation von Fallstudien. Werkstatt: Praxis Heft 62, S. 104–107.
- Fleury, André/Moustier, Paule** (1999). L'agriculture périurbaine, infrastructure de la ville durable. *Chiers Agricultures*. Heft 8, S. 281–287.
- Howard, Ebenezer** (1898). Gartenstädte von morgen: das Buch und seine Geschichte. *Bauwelt-Fundamente* 21 (1968). Berlin.
- Lohrberg, Frank** (2000). Urbane Landwirtschaft als Erlebnisraum. *Garten und Landschaft*. Heft 3, S. 9–12.
- Lohrberg, Frank** (2001). Stadtnahe Landwirtschaft in der Stadt- und Freiraumplanung. Stuttgart.
- Maaß, Harry** (1913). Der deutsche Volkspark der Zukunft. Frankfurt/O.
- May, Ernst** (1922/23). Stadterweiterung mittels Trabanten. *Der Städtebau*. 19. Jg., S. 51–55.
- Migge, Leberecht** (1929). Grünpolitik der Stadt Frankfurt am Main. *Der Städtebau*. Heft 2, S. 37–46.
- OECD (Hg.)** (1978). Die Landwirtschaft in Planung und Management peri-urbaner Gebiete. Band 2: Länderstudien Dänemark, Deutschland,

Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Österreich und Vereinigte Staaten.

Preisler-Holl, Luise/Scholz-Berg, Regine (Hg.) (1998). Freiräume und Landwirtschaft im Ballungsraum. Deutsches Institut für Urbanistik. Materialien. Jg. 98. Heft 1.

Wright, Frank Lloyd (1929). Usonien. When Democracy Builds. Deutsche Übersetzung von Georg Jäger und Georg Kamitsch. Berlin 1995.

Vercelloni, Virgilio (1994). Historischer Gartenatlas. Eine europäische Ideengeschichte. Stuttgart.

Yokohari, Makoto (o. J.). Agro-activities in the Fringe of Asian Mega-Cities. www.nef.nenv.k.u-tokyo.ac.jp/articles/Yokohari.pdf, 6.8.2009

Katrin Bohn & André Viljoen

Produktive Stadtlandschaft. Über ungewöhnliche Verbindungen von Stadt und Ernährung

»Continuous Productive Urban Landscape« (CPUL), zu Deutsch »Zusammenhängende Produktive Stadtlandschaft«, ist ein stadtplanerisches und architektonisches Entwurfskonzept für die geplante Integration untereinander vernetzter produktiver Landschaften in europäischen Städten. Wir entwickelten dieses Konzept aus dem Wunsch und der Notwendigkeit heraus, die gegenwärtigen städtischen Nahrungssysteme ökologischer zu gestalten. Ziel des Konzepts ist es, eine nachhaltige urbane Infrastruktur zu schaffen, die wiederum eine Neudefinierung von Nutzungen und Nutzern des öffentlichen Raums ermöglicht und sogar erfordert.

Urbane Landwirtschaft ist grundlegender Bestandteil und Ausgangspunkt der CPUL. Unser Artikel verwendet zum einen die CPUL als Beispiel, um Aspekte der räumlichen und sozialen Nachhaltigkeit von urbaner Landwirtschaft deutlich zu machen. Zum anderen diskutieren wir Strategien, die Produktive Stadtlandschaften als Infrastruktur zukunftsfähiger Städte verankern könnten.

Was ist Produktive Stadtlandschaft?

Der Begriff »Produktive Stadtlandschaft« ist im Moment genauso in der Diskussion wie der Begriff urbane Landwirtschaft. Das ist bemerkenswert, denn noch vor zehn Jahren benutzte, zumindest in Europa, kaum jemand solche Konzepte. Wir befinden uns also mitten im Entstehungsprozess einer neuen Weise, Stadt zu denken, zu bauen, zu nutzen und wahrzunehmen.

Es ist in jedem Fall ein gutes Zeichen, wenn heute so verschiedene Stadtbewohner wie Bürgerrechtler und Bürgeramtsvertreter, Gesundheitsdienstleister und Lehrer, Gemeinschaftsgärtner, Kleingärtner und Gemüsehändler, Rentner, Väter, Mütter und Kinder darüber debattieren, ob es sich beim

gemeinsamen Gärtnern um urbane Landwirtschaft, städtische Nahrungsmittelerzeugung oder Gemeinschaftsgärtnern, um Selbstversorgung oder um ein Geschäftsmodell, um ein Stadtplanungskonzept, eine Bürgerbewegung oder um alles gleichzeitig handelt.

Für einen offenen und öffentlichen Diskurs ist es weiterhin ein gutes Zeichen, wenn die Produktive Stadtlandschaft für die einen hochartragreiche Gemüsefelder, für die anderen soziale Vernetzung oder kulturelles Angebot und für die dritten wiederum beides gemeinsam bedeutet. Es bewegt sich etwas in der noch jungen oder zumindest neu definierten Produktiven Stadtlandschaft, sowohl in der Vielfalt von Bewirtschaftungskonzepten und Nutzergruppen, als auch in den ganz unterschiedlichen produktiven und ästhetischen Ansätzen bei der Freiflächengestaltung.

Wie gehen wir, Architekten und Stadtplaner, mit den Begriffen um?

Wir selbst sprechen der Einfachheit halber meistens von urbaner Landwirtschaft und von Stadtbauern und benutzen diese Worte zur Beschreibung aller Arten von Nahrung produzierenden Aktivitäten und aller Arten von Produzenten. Das CPUL City Konzept, das wir um das Jahr 2000 herum entwickelten, verstehen wir als ein »Conceptual Tool« – ein strategisches und assoziatives Gerüst, das es uns ermöglicht, die vielfältigen Aspekte der Integration landwirtschaftlich genutzter Flächen in die Städte zu betrachten.

CPUL City ist die Vision einer nachhaltigen urbanen Zukunft, die auf der räumlichen und gesellschaftlichen Integration einer Zusammenhängenden Produktiven Stadtlandschaft in bestehende und neue Städte und Stadtteile beruht. Die Zusammenhängende Produktive Stadtlandschaft sehen wir als unverzichtbaren Bestandteil einer nachhaltigen städtischen Infrastruktur. Im Mittelpunkt des Konzepts steht die geplante Erschaffung multifunktionaler städtischer Freiräume, die unsere gebaute Umwelt ergänzen und unterstützen.

Hauptmerkmale einer CPUL sind Freiräume für urbane Landwirtschaft, Freizeit- und kommerzielle Aktivitäten, aber auch natürliche Lebensräume, ökologische Korridore und Fuß- und Radwegenetze.

Im CPUL Konzept verstehen wir unter urbaner Landwirtschaft vor allem Obst- und Gemüseproduktion, weil sie die höchsten Erträge pro Quadratmeter städtischen Bodens erzielt, was auch aus ökologischer Sicht wichtig ist. Typische urbane Landwirtschaftsformen reichen von räumlich kleinen, oft individuellen Parzellen für den Eigenbedarf bis hin zu ertragreichen, großflächigen und gemeinschaftlichen Anbauaktivitäten.

Warum denken wir, dass Produktive Stadtlandschaft wichtig ist?

Das CPUL Konzept entwickelte sich aus dem Design Research, das die Rolle urbaner Landwirtschaft innerhalb zeitgenössischer Stadtplanung untersuchte (Viljoen/Tardiveau 1998, S. 49–52; Viljoen 2005). Zu Beginn unserer Arbeit verknüpften wir drei voneinander unabhängige Debatten, die während der 1990er-Jahre international aufkamen: Eine war die Designdebatte um das Thema städtische Infrastruktur, beispielhaft veranschaulicht am Begriff »Infrastruktureller Urbanismus« (Allen S. 1996, S. 71–9). Die andere war die um die Reduzierung des Energiebedarfs der gebauten Umwelt, die nun von der Formulierung des »ökologischen Fußabdrucks« beeinflusst wurde (Wackernagel/Rees 1996). Die dritte uns interessierende Dimension war die wieder aufgelebte Debatte um den öffentlichen Raum, die die städtische Landschaft als bedeutendes Element für die Entwicklung von Kontext und Lebensqualität einer nachhaltigen zeitgenössischen Stadt bestätigte (Yokohari et al. 1995).

Wir verbrachten die folgenden Jahre damit, Fakten und Informationen aus den verschiedensten Bereichen städtischen Lebens zusammenzutragen und an Entwurfsstudien zu testen. Unsere Schlussfolgerung war, dass urbane Landwirtschaft sowohl einen bedeutenden Beitrag zur Versorgung der Städter mit Obst und Gemüse leisten als auch ein unverzichtbarer Bestandteil urbaner Infrastruktur sein könnte. Diese Grundlagenarbeit bedeutete, dass das CPUL City Konzept von vielfältigen, untereinander vernetzten und robusten Argumenten gestützt wird. Soziale, ökologische, ökonomische sowie Design- und Planungsparameter halfen uns, ein Konzept zu beschreiben, das nun auf Grundlage quantifizierbarer Fakten – und nicht nur aus dem Wunsch nach nachhaltigeren Lebensstilen – einen radikalen Wandel der Struktur und Bepflanzung städtischen Freiraums vorschlägt (Chisholm 1972, S. 20–32; Viljoen/Bohn 2000; DEFRA 2005).

Produktive Stadtlandschaft aus ökologischer Sicht

Biologische urbane Landwirtschaft hat drei große Vorteile im städtischen Nahrungssystem: den Schutz der Biodiversität, die Schließung von Material- (Abfall) Kreisläufen und die Reduzierung von Primärenergie bei der Produktion und Verteilung von Nahrungsmitteln.

Eine der besten Methoden zur Beurteilung der ökologischen Bedeutung eines Produkts (oder Prozesses) ist die Frage, wie viel Energie zu seiner Herstellung gebraucht wurde. Man könnte den Primärenergieverbrauch auch als eine Kurzform des Klimawandelpotenzials eines Prozesses oder Produktes betrachten. Die Energie – hauptsächlich nicht erneuerbare – die gegenwärtig in Europa zur konventionellen industriellen Nahrungsproduktion ver-

wendet wird, übersteigt bei weitem die Energie, die man der Nahrung beim Essen entzieht. Dieser unbegrenzte tägliche Energieaufwand trägt ganz erheblich zum weltweiten Ressourcenverbrauch und Treibhauseffekt bei.

Neben ihrer konventionellen industriellen Produktion wird Nahrung auch von immer weiter weg importiert, oft über den Luftweg aus entgegengesetzten Teilen der Welt. Diese noch immer anwachsenden »Foodmiles« und ihre Nebenprodukte verursachen Luftverschmutzung, Treibhausgase, Lärmverschmutzung, Staus und Stress.

Man könnte argumentieren, dass unsere Fixierung auf den Energieverbrauch die Entwicklung neuer Technologien verhindert, die die Produktion und den Transport von Nahrung sauberer machen würden. Aber ein solches Argument würde ignorieren, dass die ungleichmäßige Verteilung von Ressourcen über die Energiefrage weit hinausgeht und auch Dimensionen wie Land, Wasser und Nahrungsmittelsicherheit beinhaltet. Die Reduzierung des Energieverbrauchs von Produkten (und Prozessen) wird immer auch die Kluft zwischen denen verkleinern, die Zugang zu üppiger Energieversorgung haben, und denen, die sie nicht haben, ohne dabei das Produkt einzuschränken.

CPUL und andere Produktive Stadtlandschaften, die urbane Landwirtschaft enthalten und damit lokale Märkte versorgen, können eine wirkliche Alternative zu einer ökologisch bedenklichen und gefährlichen Situation sein. Aber obwohl Architekten, Planer, Forscher und Aktivisten das Thema seit Jahren bearbeiten und öffentlich verbreiten, ist bisher im stadtplanerischen Sinne noch nicht viel passiert. Fragen, die sich mit Nahrungssicherheit und Nahrungsversorgung beschäftigen, wie auch mit Wegen zu möglichen Verbesserungen des gegenwärtigen Modus Operandi, haben es erst seit ganz kurzer Zeit in das internationale und öffentliche Bewusstsein geschafft:

»Food is a sustaining and enduring necessity. Yet among the basic essentials for life – air, water, shelter, and food – only food has been absent over the years as a focus of serious professional planning interest.« (American Planning Association 2007, S. 1).

Was tun Stadtbauern?

Sie ernten, es ist August. Sie verwenden das Geerntete selbst oder tauschen es, oder sie verkaufen es auf einem Markt oder lagern und konservieren es, um später daran Freude zu haben und sich davon zu ernähren. Die Samen sortieren sie aus und behalten sie fürs nächste Jahr. Dann bereiten die Stadtbauern das Land für den Winter vor. Sie haben nun etwas mehr Zeit, um sich um die Grundstücksränder, Wege, Schuppen und Unterkünfte zu kümmern. Manche betreiben ein Café auf ihrem Land, das boomt jetzt.

Oft ist dies die schönste Zeit des Jahres, wenn die Arbeit der letzten Monate Früchte trägt, die man selber bei Sonnenschein im Freien ernten kann, die gut riechen, schmecken und aussehen, und über die sich jeder, wo immer man hinkommt, freut.

Wenn sie nicht ernten, werden die Stadtbauern vielleicht in den Sog hineingezogen, der sich gerade um das Thema urbane Landwirtschaft bildet.

Wo tun es die Stadtbauern?

Produktive Stadtlandschaften benötigen innerstädtisches Land. Brauchbares Land muss zugewiesen, gewonnen oder recycelt werden oder dort gefunden, wo man es gar nicht erwartet. Denn öffentlicher Freiraum ist wertvoll: Er ist knapp und man kann ihn in etwas anderes verwandeln. Meistens wird er in Baugrundstücke verwandelt und somit in Geld. Produktive Landschaften befinden sich in genau demselben Kampf um Grund und Boden, wie kommerzielle landnutzende Aktivitäten, aber auch wie alle anderen Arten der städtischen Freiraumgestaltung und -nutzung vom Freizeitpark zum Parkplatz. Wir sind überzeugt, dass urbane Landwirtschaft unsere Städte in einer Weise bereichern wird, die andere Landnutzungen nicht oder viel weniger mit sich bringen: sie reduziert den negativen Umwelteinfluss der Städte und erzeugt gleichzeitig räumliche und Nutzer-Qualitäten, die man bis dahin nur in naturnahen und ländlichen Gegenden erfahren konnte.

Wir können uns ein solches Netzwerk von CPUL vielleicht wie eine zeitgenössische Stadt vorstellen, in der jetzt jede zweite Straße für Landwirtschaft, Freizeit sowie Fuß- und Radwegeverbindungen genutzt wird (plus Notfahrzeuge, hin und wieder) und gleichzeitig größere Freiflächen untereinander und zum Stadtrand hin verbindet. Oder wir können uns CPUL City wie ein Venedig vorstellen, in dem die Kanäle Felder sind...

Die Realisierung von CPUL wird ein langsamer Prozess sein, der in Art, Ausmaß und Ambition je nach Stadt und dort gewünschter und/oder möglicher Infrastruktur variiert. Eine Stadt wie London bietet weniger Gelegenheit, CPUL in Zentrumsnähe anzusiedeln als in ihren village-artigen Außenbezirken.

Die landwirtschaftlich genutzten Flächen der CPUL können in immer anderer ortsspezifischer Form und Größe auftreten und so gut wie jeden Raum und Maßstab in der Stadt belegen: groß, klein, horizontal, geneigt, vertikal, rechteckig, dreieckig oder unregelmäßig; großflächige Ebenen, senkrechte Fassaden oder winzige Ecken...

Man sollte mit dem Anlegen von Produktiven Stadtlandschaften am besten in den Stadträumen beginnen, die derzeit von Mono- oder gar keinem Nut-

zen gekennzeichnet sind: wenig genutzte Straßen, Restflächen an Straßen, Großparkplätze, Straßenparkplätze, Parkhäuser, Einkaufszentren, Warenlager (zumindest deren Flachdächer und Fassaden), Bahndämme, wenig genutzte Flächen in Industriegebieten, alte Industriegebiete, Brachflächen usw. Diese innerstädtischen Räume gibt es in Hülle und Fülle, mit Benutzern und Besuchern, die einer optischen, sozialen und ökologischen Aufwertung meistens positiv gegenüberstehen. Darüber hinaus sind diese Flächen und Freiräume durch ihre unterschiedlichen Lagen im urbanen Raum ideale Bestandteile für unser Entwurfskonzept der untereinander vernetzten Produktiven Stadtlandschaft.

Das Wiedergewinnen oder Recyceln städtischer Freiräume kann allerdings auch problematisch sein, zum Beispiel wenn die ausgewählten Standorte kontaminiert sind, gegenwärtige (Unter-) Nutzungen anderswo untergebracht werden müssen oder Flächen nur als Zwischennutzung zur Verfügung stehen. Wir wissen aus vielen Ländern, dass es erfolgreiche Strategien zur Bewältigung solcher Probleme gibt, vor allem durch Reparaturen am urbanen Gefüge, das durch Einführung der landwirtschaftlichen Aktivität für kurze Zeit aus den gewohnten Angeln gehoben wird. Aber selbst wenn solche Lösungen Zeit, Geld, konzentrierte Planung und gemeinschaftliches Engagement brauchen, haben sie am Ende immer den Vorteil, nicht nur ökologisch sinnvoll zu sein, sondern gleichzeitig auch sozialkulturellen Nutzen zu bringen.

Die Betonung von Vernetzung, Bewegung und nicht unterbrochenen Wegen zwischen lokalen urbanen Zentren wird Form und Lage der CPUL erheblich beeinflussen. Sie werden also sowohl aus »produktiven« Bereichen gemacht sein, als auch aus solchen, die direkte und zusammenhängende Wegeverbindungen bieten, wobei beide Typen sowohl bestehende als auch neu gefundene Freiräume beinhalten. Sogar etablierte Freiräume wie Parks könnten Bereiche für produktive Nutzung bereitstellen und würden im Gegenzug Zugang zu einem zusammenhängenden Netzwerk städtischer Landschaft gewinnen. Die gesamte Stadtlandschaft könnte weiter, wilder und gesünder werden.

Warum tun es die Stadtbauern?

Nahrung dort herzustellen, wo man sie essen will oder Nahrung dort zu essen, wo man sie gerade geerntet hat, stellt eine gesunde und nachhaltige Balance von Produktion und Konsum her. Es ist eine effektive und praktische, aber gleichzeitig auch persönlich befriedigende Art, die Primärenergie unserer westlichen Nahrungsmittelproduktion zu reduzieren. Urbane Landwirtschaft baut eine visuelle und emotionale Verbindung wieder auf, die für den Stadtbewohner in den letzten Jahrzehnten verloren gegangen ist: die Stadtlandschaft wird saisonaler, direkter, lebendiger; Säen, Pflegen und Ernten verknüpfen sich wie-

der mit Geschmack, Geruch, Farbe und Form und mit der Expertentätigkeit der am Endprodukt Beteiligten. Außerdem führt die eigene Nahrungsmittelproduktion zu Veränderungen im Ess- und Konsumverhalten; in Großbritannien gelten die Kleingärten sogar als Katalysatoren für eine gesunde Lebensweise. Untersuchungen in Cambridge und Middlesbrough haben den anhaltenden Einfluss des Kleingärtnerns auf alle sozialen Schichten aufgezeigt. Besonders hervorzuheben sind der erhebliche Anstieg an Menge und Qualität von Frischware, die von den Kleingärtnern in der Erntesaison verbraucht wird, und die damit einhergehende größere Unabhängigkeit von Lebensmittelgeschäften: 70 Prozent des verbrauchten Obstes und Gemüses stammt in der Erntesaison aus eigener Herstellung und immerhin noch 24 Prozent außerhalb der Erntesaison (vgl. Denny 2008). Die veränderten Foodmiles führten zu einer jährlichen Senkung von ungefähr 950 kg CO₂ pro Person, selbst unter Beibehaltung des früheren Lebensstils in allen anderen Bereichen.

Britische Kleingärtner übertreffen auch die empfohlenen 30 Minuten Bewegung pro Tag, sowohl durch die Gartenarbeit als auch durch logistische Aktivitäten, die mit der eigenen Nahrungsversorgung zu tun haben. Außerdem konnte nachgewiesen werden, dass Kleingärtner, die vor Besitz eines Gartens weniger als die empfohlene Menge Obst und Gemüse aßen, nun ihre Ess- und Einkaufsgewohnheiten über das ganze Jahr umstellten (vgl. Denny 2008).

Sollten sich diese Trends in weiteren Forschungen bestätigen, kann man mit Recht davon ausgehen, dass selbst bescheidene landwirtschaftliche Interventionen in den Städten zu signifikanten Veränderungen im Verhalten der Städter führen können (Denny 2008).

Hand in Hand mit diesen Vorteilen, die sich aus den »Gartenprodukten« selbst ergeben, gehen soziale Qualitäten, die eine produktive Bewirtschaftung von städtischen Freiflächen mit sich bringt. Während kleingartenähnliche Formen der Nahrungsmittelproduktion seit langer Zeit in den meisten europäischen Städten existieren, haben jüngere Formen wie Gemeinschaftsgärten, Stadtbauernhöfe oder vertikale Farmen zu einer neuen Art der Nutzung von und der Identifizierung mit öffentlichem Freiraum geführt. Die sozialen und edukativen Beziehungen zwischen den Stadtbauern, aus deren Initiativen diese Landschaften meist hervorgehen, sowie zwischen den Stadtbauern und den Städtern, sind selbst eine so große Bereicherung, dass man sie in der heutigen Stadt nicht missen wollte.

Es ist wissenschaftlich belegt, dass man die städtischen Nahrungsgewohnheiten radikal ändern müsste, wollte man eine (europäische) Stadt aus sich selbst heraus ernähren. Das betrifft in erster Linie den Fleischkonsum. Trotzdem werden Städte, die sich ökologischer urbaner Landwirtschaft, lokalem

Handel und saisonalem Konsum verschreiben, nie völlig nahrungsautark sein. Aber das wollen sie vielleicht auch gar nicht: Sie werden weiter Obst und Gemüse aus dem Umland brauchen, bestimmt sogar mehr und auch speziellere Sorten. Auch der Anbau von Getreide ist wegen des hohen Flächenbedarfs innerhalb der Stadtgrenzen kaum zu realisieren. Exotisches Obst und Gemüse würden weiterhin importiert werden, aber es würde wieder exotisch: weniger davon, teurer und reifer, denn die landwirtschaftlich gebildete Bevölkerung kann das Produkt nun viel besser würdigen.

Trotzdem, eine Vielzahl von Projekten urbaner Landwirtschaft könnte deutlich zur Versorgung der Städter beitragen: Würde man zum Beispiel in London untergenutzten öffentlichen Stadtraum in produktive Landflächen umwandeln, könnte man ungefähr 30 Prozent des Obst- und Gemüsebedarfes der Stadtbewohner abdecken – und das, ohne auch nur einen Park in ein Kohlfeld zu verwandeln.

Was hat das alles mit Stadtplanung und Architektur zu tun?

In jeder Stadt würden Produktive Stadtlandschaften Umweltbelastungen verringern, während gleichzeitig der Wohlstand der Stadt steigt. Die Attraktivität der Stadt als Lebens- und Arbeitsort erhöht sich, vor allem durch eine Vielzahl an unterschiedlichen städtischen Lebensstilen. Wie können wir also erreichen, solche Produktiven Stadtlandschaften nachhaltig in unseren Städten zu verankern?

Hier möchten wir daran erinnern, wie unglaublich schnell sich urbane Landwirtschaft von einem nur Insidern bekannten Thema ins Zentrum öffentlichen Interesses bewegt hat. Während urbane Landwirtschaft in den Entwicklungsländern von der Fachpresse seit längerem ausführlich verfolgt, dokumentiert und unterstützt wird, ist heute das mediale Interesse auch in Nordamerika, Europa und Zentralasien bemerkenswert.

Heute suchen weltweit nicht nur Bürgerinitiativen, sondern auch Stadtregierungen nach Handlungsempfehlungen, guten praktischen Beispielen und den neuesten theoretischen Fakten über die Wirkung urbaner Landwirtschaft auf die Stadt und das Gemeingut öffentlicher Raum.

Der Wille, unsere Städte wirtlicher zu gestalten, ist so groß wie nie zuvor, und die Produktive Stadtlandschaft steht dabei als Lösungsbeitrag an vorderer Stelle. Wir sprechen deshalb heute weniger über die Nutzungs- und Nutzervorteile solcher Landschaften, diese sind mittlerweile bekannt und allgemein akzeptiert. Stattdessen sprechen wir über Strategien, Stadtplanung und Infrastrukturen. Die Frage ist jetzt, wie man größere Mengen urbaner Landwirtschaft nachhaltig in die Städte integrieren oder reintegrieren kann. Rein-

tegrieren ist dabei wichtig, denn Städte verfügten jahrhundertlang über produktive Flächen; die ökonomische und landwirtschaftliche Logik lokaler Obst- und Gemüseproduktion wurde schon häufig bestätigt, beispielsweise im frühen 19. Jahrhundert. Ohne solche Modelle romantisieren zu wollen, repräsentieren sie doch weitgehend geschlossene, abfallfreie und energieeffiziente Systeme. Unsere Aufgabe heute ist es, städtische Nahrungssysteme so zu denken und zu entwerfen, dass besser nutzbare öffentliche Räume für die Zukunft entstehen. Konzepte wie CPUL City bieten räumliche und organisatorische Entwurfsstrategien, mit denen die qualitativen und infrastrukturellen Aspekte Produktiver Stadtlandschaft zusammenhängend betrachtet werden können. Um solche Konzepte nachhaltig umzusetzen, bedarf es allerdings einer fachübergreifenden Zusammenarbeit, die im Bereich Stadtentwicklung bislang noch nicht genügend praktiziert wurde.

Architekten und Landwirte, Landschaftsplaner und Köche, Stadtbauern und Wasseringenieure, Soziologen und Händler müssen in Zukunft zusammenarbeiten, alte Fähigkeiten neu erwerben und weiterentwickeln, um die Praxis der urbanen Landwirtschaft unterstützen zu können.

Das ist eine große und aufregende Chance für eine aktive und integrative Art, Stadt zu gestalten und zu erleben. Und es ist einer der wunderbarsten Fakten des Städtebaus im 21. Jahrhundert, dass dieses Wiedererlernen der Teilnahme am Nahrungsmittelkreislauf einer Stadt nur gemeinsam mit den Bewohnerinnen und Bewohnern dieser Stadt geschehen kann – den Stadtbauern, den Konsumenten, den lokalen Händlern und allen denen, die sich an einem grünen, offenen und schönen Freiraum erfreuen können und wollen.

Literatur

- Allen, Stan** (1996). *Infrastructural Urbanism. Performance Notations*: Barcelona ZAL, Scroope 9, University of Cambridge.
- American Planning Association** (2007). *Policy Guide on Community and Regional Food Planning*. www.planning.org/policyguides/food.html.
- Chisholm, Michael** (1972). *Rural Settlement and Land Use*. London: Hutchinson & Co.
- Department for the Environment, Farming and Rural Affairs (DEFRA)** (2005). *The Validity of Food Miles as an Indicator of Sustainable Development*. Final Report for DEFRA. ED 56254, Issue 7, AEA Technology, Oxford.

- Denny, Gillian** (2008). Allotments: Generating a Sustainable Lifestyle. University of Cambridge MPhil thesis.
- Viljoen, André/Bohn, Katrin** (2000). Urban Intensification and the Integration of Productive Landscape. Proceedings of the World Renewable Energy Congress VI, Part 1. Oxford: Pergamon Press.
- Viljoen, André/Tardiveau, Armelle** (1998). Sustainable Cities and Landscape Patterns. Proceedings PLEA 98. Lisbon.
- Viljoen, André (ed.)** (2005). Continuous Productive Urban Landscapes CPULs: designing urban agriculture for sustainable cities. Oxford: Architectural Press.
- Wackernagel, Mathis/Rees, William** (1996). Our ecological footprint: reducing human impact on the earth. Gabriola Island: New Society Publishers.
- Yokohari, Makoto/Yujobo, Susumu & Kenta Shinozawa (eds.)** (1995). Process Architecture 127: ecological landscape planning. Tokyo: Process Architecture Co.

Carmen Dams

Gärten gehören zur Stadt! Zur städtebaulichen Relevanz der urbanen Landwirtschaft

Passen Gärten oder Kleinlandwirtschaft in die moderne Stadt? Manche Kollegen und Kolleginnen aus Stadtplanung, Hochbau und sogar Landschaftsplanung rümpfen bei diesem Gedanken die Nase und betrachten die Flächen stadtnaher Kleinlandwirtschaft und Gartenwirtschaft bestenfalls als Reserve- und Erweiterungsflächen. Ein eigenständiger Wert, eine städtebauliche Daseinsberechtigung wird ihnen in der Regel nicht mehr zugebilligt.

Das war einmal ganz anders, etwa zu Zeiten der Schrebergartenbewegung, die vor rund 150 Jahren in Leipzig ihren Ausgangspunkt nahm und zunächst dem Bewegungsmangel und der ungesunden Lebensweise armer Stadtkinder entgegenwirken sollte. Der Orthopäde Schreber legte gemeinsam mit einem Schuldirektor eine Turnwiese an. Die »Kinder-Gärten« kamen später hinzu und wurden bald von den Erwachsenen für die Nahrungsmittelproduktion genutzt. Der Zusammenschluss in Vereinen machte die Gartenbewegung stark, insbesondere in den Kriegsjahren 1914 bis 1918. Sie nahm schnell an Einfluss und Größe zu, so dass seit der Weimarer Republik Gärten ganz offiziell in städtebaulichen Planungen berücksichtigt werden. Mehr noch, sie hatten damals einen hohen Stellenwert.

Ein intellektueller Vertreter der damaligen Gartenbewegung war Leberecht Migge, sozial engagierter Gartenarchitekt, der den Selbstversorgungsgarten bewusst in städtebauliche Konzepte integrierte. Er propagierte die intensive Nutzgärtnerei in Garten- und Siedlungskonzepten, um Arbeitern und Erwerbslosen durch Selbstversorgung einen auskömmlichen Lebensstandard zu ermöglichen. Anders als viele seiner Fachkollegen entwickelte Migge seine Ideen nicht aus einer ästhetischen, sondern einer volkswirtschaftlich-sozialen Betrachtung. In sogenannten Kolonialparks kombinierte Migge die Ideen des Volksparks und des Jugendparks mit der des Kleingartenparks. Er

entwickelte ein Raumangebot für viele Nutzungen unter Verzicht auf die sonst üblichen Schmuckflächen.

Im Nationalsozialismus traten viele Vereinsvorstände der Kleingartenvereine der NSDAP bei oder sie wurden durch gesinnungstreue Funktionsträger ersetzt. Die Vereine sollten weitgehend »von Juden, Kommunisten und Sozialdemokraten befreit« werden, was allerdings nur unvollständig gelang. Auch wenn formal die Blut- und Bodenideologie Einzug in die Kleingartenvereine hielt, waren viele Kleingärten Rückzugsräume genau für diese verfolgten Menschen. Sie konnten in den unübersichtlichen Gartenanlagen überleben.

Aber auch Selbstversorgungssiedlungen an den Stadträndern in denen zu jedem Haus (das konnte auch ein Reihnhaus sein) ein Garten gehörte, waren bis kurz nach dem Zweiten Weltkrieg beliebt und begehrt. Im Saarland gab es beispielsweise eine ausgeprägte Prämienhausstruktur. Der Bergfiskus verhalf den Arbeitern über Prämien zu einem eigenen Haus, das sie einerseits eng an den Arbeitgeber band und andererseits die Familien vom Arbeitseinkommen ein wenig unabhängiger machte. Über die Bewirtschaftung des Gartens mit Kleintierhaltung war der Lebensunterhalt weitgehend gesichert. In den Hungerjahren nach dem Zweiten Weltkrieg war die Primärproduktion in den Städten für die Bevölkerung überlebenswichtig. Sogar Stadtparks wurden umgegraben und zu Kartoffeläckern umfunktioniert.

Die städtebauliche Bedeutung von Gärten schwindet im gleichen Maße wie ihre Bewirtschaftung

Allerdings änderte sich das Verhältnis der Westdeutschen zum Garten allmählich mit dem aufkommenden Wirtschaftswunder. In den Neubausiedlungen der »Neuen Heimat« wurde die Produktion vollkommen ausgegrenzt. Grüne Abstandsflächen zwischen den Gebäuden mit Halskrausen aus Coto-neaster und zufällig eingestreuten Gehölzgruppen suggerierten den westdeutschen Bewohnern ein Gefühl von »erlesenem Füße-hoch-legen« (Hülbusch 1978, S. 8). Aber auch die Einfamilienhaussiedlungen mit ihren grünen Wohnzimmern trugen diese Haltung zur Schau. Die Bevölkerung hatte es nicht mehr nötig zu gärtnern. Eine zunehmend industrialisierte Landwirtschaft lieferte und liefert bis heute verhältnismäßig billige Nahrungsmittel als Waren.

Die räumliche Planung von Großstädten ist ein Spiegelbild dieser Haltung. Während in der Nachkriegszeit in Westdeutschland die stadtnahe Land- und Gartenwirtschaft zur Versorgung der Bevölkerung in der räumlichen Planung noch berücksichtigt wurde, änderte sich diese Haltung allmählich. In den 1980er-Jahren traten eher Erholungsaspekte, Gliederungsaspekte und

zunehmend die ökologische Bedeutung von Freiräumen in den Vordergrund. Primärproduktion im klassischen Sinn hatte nur noch einen geringen Stellenwert, es sei denn als Flächenreservoir für die Stadterweiterung.

Etwas anders verlief die Entwicklung in der DDR. Auf dem Land wurden die bis dahin freien Bauern und Bäuerinnen nach und nach in landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften kollektiviert. In den Städten setzte die Nachkriegsmoderne Maßstäbe im Städtebau. Doch zu jeder Plattenbausiedlung gehörte eine Kleingartenkolonie. Der private Anbau von Obst und Gemüse, aber auch Produkte aus der Kleintierhaltung trugen bis zur Wende nennenswert zur Ernährung der Bevölkerung bei. Danach glichen sich die Verhältnisse in Ost und West rasch einander an.

Ungleiche Entwicklung in boomenden und schrumpfenden Städten

Gärtnern in der Stadt haftet heute trotz der neuen Gartenbewegung vielerorts immer noch ein ärmliches und rückständiges Image an. In der modernen von Waren und Dienstleistungen dominierten Großstadt erscheint es fast absurd, sich Landwirtschaft und Gärten als »normale« städtische Nutzungen vorzustellen. Nutzungen in der Stadt, die mit Grund und Boden verbunden sind, müssen – sollen sie ernst genommen werden – eine möglichst hohe Rendite abwerfen, um bestehen zu können. Es sei denn, die Nutzungen dienen dieser Rendite auf eine andere Art und Weise, über sogenannte weiche Standortfaktoren wie Kultur- und Bildungseinrichtungen oder Erholungs- und Sporteinrichtungen, zu denen auch Parks und Gartenanlagen zählen (vgl. Gruhn/Hoffmann 2010).

Dabei verläuft die Entwicklung in boomenden und schrumpfenden Städten durchaus unterschiedlich. Während in den Städten der Metropolregionen die Fläche knapp ist und alle unbebauten Grundstücke verteidigt werden müssen, gibt es in schrumpfenden Städten Freiraum im Überfluss.

In den wachsenden Regionen stellen die wenigen verbliebenen Flächen der Kleinlandwirtschaft und Gartenwirtschaft neben der Flächenkonversion das einzige Wachstumsreservoir der Stadterweiterung dar. Weil aber Kleinlandwirtschaft und privater Gartenbau formal nicht dem Erwerb dienen, sind sie – mit Ausnahme der Dauerkleingärten – gesetzlich nicht geschützt. Das Gesetz sichert nur die Erwerbslandwirtschaft. Erschwerend kommt in Wachstumsregionen hinzu, dass der Trend zur sogenannten Innenentwicklung (vgl. Baugesetzbuch § 13a) die wenigen grünen Produktionsflächen in relativer Innenstadt Nähe verschwinden lässt. Sobald diese bebaut sind, gibt es im steinernen Häusermeer gar keine Möglichkeit mehr zu gärtnern oder einer landwirtschaftsähnlichen Produktion nachzugehen.

Schrumpfende Regionen, in denen teilweise weitreichende Abrissmaßnahmen im Gebäudebestand vorgenommen werden, könnten theoretisch primärproduktive Flächen generieren, doch das scheitert in der Regel nicht nur am fehlenden Bewusstsein, sondern auch an formalen bzw. finanziellen Kriterien. Eine Fläche, für die bauplanungsrechtlich einmal Bauland festgesetzt wurde, kann nicht so ohne Weiteres wieder in eine grüne Fläche umgewandelt werden. Die Kommune ist verpflichtet, dem Grundstückseigentümer den »Planungsschaden« zu ersetzen, das heißt einen Wertausgleich für die Wertminderung zu zahlen, die mit der planerischen Umwandlung von Bauland in beispielsweise landwirtschaftliche Fläche oder Gartenfläche verbunden ist. Auch muss die ehemals bebaute Fläche mit relativ hohem Aufwand wieder rekultiviert werden. Aus diesem Grund ist es für Kommunen vielfach zu teuer, dauerhaft planerisch und dann auch faktisch aus Bauland wieder Kulturland zu schaffen. Vielmehr behelfen sie sich mit der Möglichkeit notdürftiger Begrünungen oder Zwischennutzungen in der Hoffnung, dass die Flächen irgendwann einmal wieder neu bebaut werden können und damit ihren Wert behalten.

Auch der Naturschutz, bei uns mit einem Positivimage besetzt, trägt zum Verbrauch primärproduktiver Flächen in Stadtnähe bei, denn der sogenannte ökologische Wert einer Brachfläche wird aufgrund der gängigen naturschutzfachlichen Bewertungskriterien in der Regel immer positiver eingeschätzt als der Wert einer landwirtschaftlichen Fläche oder Gartenfläche. Das heißt der Flächenverlust durch Baumaßnahmen ist vielfach doppelt zu beklagen, einerseits durch das zu bauende Objekt selbst, andererseits durch die dafür benötigte Ausgleichs- oder Ersatzmaßnahme, die ebenfalls auf Kosten der primärproduktiven Nutzung vorgenommen wird. In jüngster Zeit haben allerdings Kartierungen in den Innenstädten gezeigt, dass Gartengebiete und Kleinlandwirtschaftsflächen zu Habitaten bedrohter Tier- und Pflanzenarten geworden sind. Im Jahr der Biodiversität 2010 wurde klar, dass kleinteilige Landnutzungen ganz unbeabsichtigt jede Menge ökologischer Nischen entstehen lassen.

Die neuen Gartenprojekte als Türöffner für die Anerkennung städtischer Garten- und Kleinlandwirtschaft

60 Jahre Rückentwicklung von Garten- und Landeskultur (in der DDR die Kollektivierung der ehemals selbstständig wirtschaftenden landwirtschaftlichen Betriebe zu Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften) hinterlassen in der Gesellschaft Spuren: Wissen und Techniken, sich selbst zu ernähren und damit verbunden die Nahrungsmittel auch (schmackhaft) zubereiten zu können, fehlen zunehmend. Auch schwindet die Wertschätzung für

diese Kulturtechniken und damit ihre Lobby bei den Politikern und in den Rathäusern. Das äußert sich sogar in einem »Machtgefälle« zwischen den Fachbereichen und Ämtern, die fürs Bauen und denjenigen, die fürs Gärtnern zuständig sind. Bauen wird gerade in armen Kommunen immer mit Renditeerwartungen verbunden und damit viel höher wertgeschätzt.

Ganz langsam beginnt sich jedoch die Haltung in den Planungs- und Bauverwaltungen zu verändern. Die neuen Garteninitiativen und hier insbesondere die spektakulären Projekte tragen zu einem allmählichen Imagewandel bei. Das hat auch sicher etwas damit zu tun, dass beispielsweise die Protagonisten der beiden bekanntesten Projekte jüngere, gebildete Menschen sind, die nicht am Rand der Gesellschaft, sondern mitten im Leben stehen.

Doch machen wir uns nichts vor! Der Prinzessinnengarten in Berlin ist auch eine gute Geschäftsidee. In mobilen Kisten und Säcken werden Nutzpflanzen auf einer kontaminierten Stadtbrache angebaut. Die geschäftstüchtigen jungen Männer betreiben mittlerweile auch eine Gastronomie, verkaufen Gemüse an Berliner Spitzenrestaurants und bieten Beratungsleistungen an. Die transportablen Container sollen das flexible Prinzip dieses Gartens unterstreichen und bieten eine spektakuläre Symbolik.

Die Agropolis in München ist bisher nur eine Idee im Rahmen des interdisziplinären Ideenwettbewerbs Open Scale München. Auch hier entwarfen junge Architekten, Landschaftsarchitekten und Stadtplaner ein Zwischennutzungskonzept, also ein flexibles Konzept, für ein sich über mindestens 30 Jahre hinziehendes Bauprojekt am Stadtrand. Ähnlich wie in den Prinzessinnengärten sollen bis zur Bebauung die Flächen temporär intensiv gärtnerisch und landwirtschaftlich genutzt werden. Darüber hinaus soll die Zwischennutzung selbst wieder Impulse für die Art der Bebauung setzen, die dann auf kleinstem Raum die Primärproduktion mit beinhalten soll: auf Dächern und Balkonen. Von der neuen Siedlung aus soll sich die Idee der urbanen Landwirtschaft in die ganze Stadt ausbreiten.

Wie nachhaltig ist die neue Gartenbewegung?

Diese Frage lässt sich vermutlich erst in einigen Jahren beantworten. Ist es grundsätzlich richtig, die Renditeerwartungen des städtischen Immobilienmarktes wachsender Städte über primärproduktive Zwischennutzungen noch weiter anzuheizen, quasi die Bodenrente weiter zu erhöhen und damit den echten und dauerhaften Erwerb eines Stückchens Grund und Boden im Ballungsraum ganz unmöglich zu machen? Wie sieht es mit der Kreislaufwirtschaft tatsächlich aus, wenn das Substrat der mobilen Beete zugekauft wird, der Aufbau einer dünnen Humusschicht aber viele Generationen dauert, weil

er im Zusammenspiel von Mikroorganismen und Kleinlebewesen mit dem mineralischen verwitternden Untergrund entsteht? Das kann in Kisten oder auf Balkonen nicht annähernd gelingen. Ist die gewollte Flexibilität nicht etwas zur Gartenidee Antagonistisches? Garten und Kleinlandwirtschaft sind Nutzungen, die wegen der Entwicklungszeiträume von Böden und Erfahrungen langfristig angelegt sind. Natur braucht Zeit. Ist nicht vielleicht die hier als Errungenschaft deklarierte Flexibilität die Krankheit, an der die immer weiter beschleunigte Gesellschaft leidet?

Auch wenn die »mobile urbane Landwirtschaft« des Prinzessinnengartens oder ähnliche Gartenideen eher utopisch anmuten und stark an die Publikationen des Farallones Institute Ende der 1970er-Jahre, Anfang der 1980er-Jahre erinnern (vgl. Olkowski et al. 1979), kommt ihnen als Türöffner in Bau- und Planungsämtern eine große Bedeutung zu. Andere Garteninitiativen und auch traditionelle Gartenformen wie Kleingärten, Grabeländer, Mietergärten, stadtnahe Landwirtschaft oder Gartenstadtideen profitieren jedenfalls von dem Imagewandel, der mit den neuen Projekten eingeleitet wurde.

Urbane Landwirtschaft braucht Raum

Es stellt sich die Frage, welche Flächen in hoch verdichteten Ballungsräumen für stadtnahe Landwirtschaft und unterschiedliche Gartenformen noch zur Verfügung stehen und welche Strategien angewandt werden müssen, um nutzungsoffene Räume für primärproduktive Nutzungen vorzuhalten. Ein Beispiel hierfür ist der Bebauungsplan GrünGürtel-Park Seckbach-Nord in Frankfurt. Auch wenn hier immer noch Naturschutzgründe überwiegen, wird das Prinzip deutlich, eine kleinteilige Kulturlandschaft mit ihren Nutzungen – hier Wiesen, Streuobstwiesen und Äcker – über einen Bebauungsplan vor drohender Bebauung zu sichern. Interessant ist die Kommunikationsstrategie der Verwaltung. Das gesicherte Stück Landschaft wird als »Park« im GrünGürtel Frankfurt »verkauft«, der von einem Wegenetz durchzogen, mit Parkelementen wie Bänken, Parkwiesen und Gehölzgruppen ausgestattet und durch Blumenfelder ergänzt wird. Die Argumentation ist simpel: Wenn die Bevölkerung die Gegend nordwestlich von Seckbach erst einmal als »Park« liebgewonnen hat, wird es sehr schwer, ihr diese Landschaft wieder wegzunehmen.

Das Beispiel könnte mit leicht verändertem Inhalt auch auf Gärten übertragen werden. Sobald die Gärten Bestandteil eines »Parks« oder Grünzugs sind, der womöglich auch noch über einen Bebauungsplan abgesichert ist, haben sie deutlich bessere Bestandschancen als auf einer Stadtbrache. Was letztlich unter »Park« zu verstehen ist, bleibt der Phantasie der Planer und Planerinnen und der Akzeptanz der Menschen überlassen.

Das Weyerbachtal in Saarbrücken, eine aufgeschüttete kontaminierte Alt-industriebrache, wurde Ende der 1990er-Jahre über ein Bundesprogramm nach bestem Migge'schen Prinzip entwickelt. Der Clou bestand darin, die eine Hälfte der Fläche von sämtlichen Spuren der Industrie zu befreien und auf der anderen Hälfte ein geordnetes Gewerbegebiet anzulegen. Finanziert wurden die Maßnahmen über das EU-Programm URBAN, über Städtebaufördermittel und teilweise den Verkaufserlös der Gewerbeflächen. Das Ergebnis ist ein wunderschöner langgestreckter Grünzug zwischen Gewerbegebiet und Weyerbach, dessen Herzstück eine Kleingartenanlage ist. Die Kleingärtner sind zu über 70 Prozent Migranten und Migrantinnen und gärtnern dort seit 2004. Die Kleingartenanlage hatte im Jahr 2006 die Silbermedaille im Bundeswettbewerb »Gärten im Städtebau« erhalten und zudem den Sonderpreis für Integration.

Das Beispiel Saarbrücken zeigt natürlich auch, dass das Kleingartenwesen nicht zwangsläufig spießig, unbeweglich und introvertiert sein muss. Gerade bei Anhängern der neuen Gartenbewegung klingt öfter ein gering-schätziger Unterton mit, der die neuen Gärten von den Kleingärten scheidet. Gemeinschaftlichkeit, soziales Lernen und Integration sind jedoch in vielen Gartenformen zu Hause, so auch in der Kleingartenanlage Weyerbachtal in Saarbrücken.

Raum für neue Gartenformen

Die seit Mitte der 1990er-Jahre entstandene Vielfalt der Gartenformen bereichert die städtische Kultur, weil sie die unterschiedlichen Alltagswelten der Menschen abbildet und miteinander verbindet. Insbesondere der Gemeinschaftsgarten, in dem Menschen aus vielen Kulturen, unterschiedlichen sozialen Milieus und unterschiedlichen Alters zusammen gärtnern, ist viel mehr als nur ein Ort zum Anbau von Obst und Gemüse. In den Gemeinschaftsgärten oder Interkulturellen Gärten wird gekocht, gebacken und gefeiert. Man trifft sich auch zu Fortbildungskursen, zum Handwerken, zum Imkern und zur Handarbeit. Auch Schwimm- und Fahrradkurse stehen auf der Tagesordnung. Gemeinschaftsgärten erlauben insbesondere Frauen und Kindern aus beengten Wohn- und restriktiven Familienverhältnissen einen größeren Handlungsspielraum, das heißt mehr Autonomie. Der Garten ist quasi eine Art Katalysator für selbstbestimmtes gesellschaftliches Leben.

Derzeit befinden sich viele der rund 165 Gemeinschaftsgärten Deutschlands auf unsicherem Terrain, also auf planerisch nicht abgesicherter Fläche. Sie sind angesiedelt auf Stadtbrachen und landwirtschaftlichen Brachen am Stadtrand, am Rand von Gewerbegebieten oder auf »freien« kommunalen

oder privaten Grundstücken. Bei Stadterweiterungs- oder Verdichtungsabsichten müssen sie »hochwertigeren« Nutzungen weichen.

Wenn daher neue Garteninitiativen nach einem geeigneten Stückchen Land suchen, ist es sinnvoll, mit der lokalen Kommunalverwaltung Kontakt aufzunehmen. Für in Planungsfragen Unerfahrene ist es immer hilfreich, Kontaktpersonen in der Verwaltung zu haben oder diese Kontakte langsam aufzubauen. Erste Anlaufstellen könnten diejenigen Ämter oder Fachbereiche sein, die über Flächen verfügen: Grünflächenämter, Liegenschaftsämter, Immobilienverwaltungen oder Landwirtschaftsämter, die Kontakte zu Land besitzenden Bauern haben. Diese erste Anlaufstelle kann, muss aber nicht, Lotse innerhalb der Kommunalverwaltung sein. Denn in der Regel müssen Planungsämter, Bauaufsichtsbehörden und gegebenenfalls diverse andere Behörden wie Wasserbehörde oder Naturschutzbehörde mit eingebunden werden, weil in den wenigsten Fällen ein Stück Land einfach so bereit liegt. Häufig sind planungsrechtliche und/oder genehmigungsrechtliche Hürden zu überwinden.

Grünflächenämter sind häufig auch die Verantwortlichen für das Kleingartenwesen oder für Schulgärten in einer Kommune. Deshalb gibt es dort bereits Erfahrung in der Anlage neuer Gärten und insbesondere hinsichtlich des Verfahrensablaufs. Trotzdem könnte zunächst eine gewisse Distanz vorhanden sein, weil die Sachwalter des Kleingartenwesens, wie auch die Kleingärtner selbst, die Gemeinschaftsgärten zunächst als Konkurrenz empfinden. Doch diese Abwehrhaltung ist unnötig, im Gegenteil, in vielen Städten gibt es aufgrund der demografischen Veränderung in der Gesellschaft mehr oder weniger große Leerstände in Kleingartenanlagen.

Die Gründung eines Gemeinschaftsgartens innerhalb einer Kleingartenanlage hat für beide Seiten Vorteile: Für die Garteninitiative bietet sich ein abgesichertes in der Regel fruchtbares Stück Land und es gibt einen funktionierenden Verein entweder als Ansprechpartner oder als »Mantel«, unter den die Initiative schlüpfen kann. Für den Kleingartenverein könnte ein Gemeinschaftsgarten wie ein Jungbrunnen wirken, der dem Gemeinschaftsleben in der ganzen Anlage noch einmal neuen Schwung bringt. Alternde Vereine mit Nachwuchssorgen könnten gegebenenfalls engagierte, gartenbegeisterte Funktionsträger finden, die bereit sind, in einem Verein Verantwortung zu übernehmen. Vielleicht möchten mit der Zeit einige Gemeinschaftsgärtner auch einen eigenen Garten in der Kleingartenanlage haben. Jedenfalls gibt es viele Synergien, und die vermeintliche Abgrenzung der beiden Gartentypen voneinander ist der Gartenbewegung eher abträglich.

In Wachstumsregionen, in denen jeder Quadratmeter Gartenland begehrt ist, müssen unterschiedliche Strategien zur Gewinnung von Gartenland ange-

wendet werden. Vorhandene extensiv genutzte Parkanlagen in Grünzügen eignen sich für die Anlage von Gemeinschaftsgärten ebenso wie der zuvor beschriebene Weg, einen Gemeinschaftsgarten in einer bestehenden Kleingartenanlage anzulegen. Ein neuer Weg wäre, die Anlage von Gärten aller Art (Gemeinschaftsgärten, Mietergärten, Grabeland, Kleingärten) als naturschutzrechtliche Ersatzmaßnahme für einen Eingriff in Natur und Landschaft heranzuziehen. Vielleicht sogar direkt im Zuge des Neubaus von Wohnungen. Bisher wurde diese Möglichkeit von Seiten des Naturschutzes stets abgelehnt. Aber nachdem sich gezeigt hat, welch hohen Beitrag Gärten für die Biodiversität leisten, wäre es einen Versuch wert. Hier müsste in den Naturschutzverwaltungen ein Umdenken erfolgen.

§9 Baugesetzbuch regelt die Inhalte des Bebauungsplans. Bereits heute schon können öffentliche und private Grünflächen – zu denen auch die Gärten gehören – ohne Weiteres in Bebauungsplänen festgesetzt werden. Darüber hinaus erlaubt das Gesetz Anlagen für Kleintierhaltung, Flächen zum Schutz, zur Pflege und zur Entwicklung von Boden, Natur und Landschaft, Flächen für Gemeinschaftsanlagen, Flächen für die Landwirtschaft und für Wald sowie grundsätzlich Flächen, die von Bebauung freizuhalten sind. Um diesen Kanon noch zu erweitern, könnte unter Punkt 15 zusätzlich noch der Begriff »Urbane Landwirtschaft« eingeführt werden. Die bisherige Erfahrung hat aber gezeigt, dass die Instrumente weitgehend vorhanden sind. Es kommt auf das Bewusstsein der Menschen in den Planungsämtern an, auf das Bewusstsein derjenigen, die Stadtplanung betreiben.

Ganz besonders nachhaltig wäre die Entwicklung von Gartenland im Zuge einer Neuerschließung von Konversionsflächen. Mit den Argumenten des naturschutzrechtlichen Ausgleichs und darüber hinaus der Steigerung von Lebensqualität könnte es gelingen; im Rahmen einer Konversion nicht jeden Quadratmeter aufbereitete Fläche wieder baulich zu verwerten, sondern Teilbereiche soweit wieder herzustellen, dass sie einer gärtnerischen Nutzung zugeführt werden können, auch wenn der Aufwand zur Herstellung von Gartenland im Rahmen einer Konversion groß ist. Eine Wert erhöhende Wirkung für die Bauflächen könnte dabei herauskommen (vgl. Gruhn/Hoffmann 2010).

Möglichkeiten Gärten anzulegen bieten auch die weitläufigen Grünflächen zwischen den Wohnblocks der Nachkriegsbebauung in Ost und West. In Westdeutschland hatte es bereits in den 1980er-Jahren eine Mietergartenbewegung gegeben, die speziell auf diese Flächen gerichtet war. In einigen Fällen wurde an den Gebäuden die Rückseite mit zusätzlichen Ausgängen und Abgängen ins Freie ausgestattet. Sind die Abstandsflächen groß genug,

sind hier auch Gemeinschaftsgärten denkbar, die in nur geringer Entfernung von den Wohnungen liegen und damit insbesondere für Frauen und Kinder interessant sind. Die Verfügbarkeit dieser Flächen hängt allerdings vom Wohlwollen der Wohnungsbaugesellschaften ab, da sie in der Regel nicht öffentlich sind.

Eine andere Art des Gärtnerns findet seit einigen Jahren auf sogenannten Gemüse-Selbsterntefeldern an Stadträndern und Stadtinnenrändern statt. Gemüse-Selbsternte ist quasi die konsequente Fortführung der Direktvermarktung. In der Regel verpachtet dabei ein landwirtschaftlicher Betrieb für eine Saison ein Pachtbeet als Teil eines Feldes entweder bereits eingesät oder mit Gemüsepflanzen bepflanzt. Die Pächter und Pächterinnen übernehmen in der Saison sämtliche Pflegearbeiten und ernten das Beet nach und nach ab. Bis zum Winter kann auch auf eigene Faust nachgepflanzt oder nachgesät werden.

Für den Landwirt ist die eingenommene Saisongebühr ein krisensicherer Deckungsbeitrag, weil das Ernterisiko beim Pächter liegt. Für die Städter ist das vorbereitete Feld eine deutliche Arbeitserleichterung. Düngung und Bodenbearbeitung im Frühjahr sind bereits erledigt. Nur die körperlich leichtere Arbeit des Jätens und Gießens bleibt für die Nutzer noch übrig. Oft stellt der Betrieb auch Gartengeräte und Wasser zur Verfügung. So werden weitere Anfahrwege an den Stadtrand ohne Transportprobleme mit Fahrrad, Bussen oder Bahn ermöglicht.

Unter Nachhaltigkeitsgesichtspunkten ist die Selbsternte dem flexiblen »Kistengarten« überlegen weil die Bodenfruchtbarkeit in der kontinuierlichen Bearbeitung eines Dauerstandortes erhalten bleibt. Die Flexibilität liegt nicht darin, dass der Garten seinen Standort ändert, sondern in der Möglichkeit der Nutzer, jedes Jahr neu entscheiden zu können, ob sie gärtnern möchten oder nicht.

Für die räumliche Planung sind Selbsternteflächen eine Möglichkeit, die bäuerliche Landwirtschaft als Gestalterin und Pflegerin von Kulturlandschaft in der Fläche an den Stadträndern und Stadtinnenrändern halten zu können, ohne die Risiken einer ständig steigenden Industrialisierung der Landwirtschaft mit all den verbundenen Umweltfolgen in Kauf nehmen zu müssen. Für den Frankfurter GrünGürtel-Park Seckbach-Nord wären beispielsweise Selbsternteflächen eine Bereicherung und Stabilisierung des Freiraums.

In schrumpfenden Regionen sollten Gärten und Landwirtschaft in der Planung eigentlich »offene Türen einrennen«. Vielfach wird aber an dem Glauben festgehalten, dass die Flächen zukünftig wieder gebraucht werden. Auch stehen Häuser und Grundstücke in den »Büchern« der Immobilien-

wirtschaft und machen damit eine dauerhafte Umwandlung von Siedlungs- in Garten- oder Landwirtschaftsfläche schwierig. Hier helfen teilweise Programme wie Stadtumbau Ost oder Soziale Stadt über Zuschüsse für Abriss und Rekultivierung der Böden, diese Verluste zu mindern.

Ein besonders sympathisches Projekt ist der »Landschaftszug« in Dessau-Rosslau. Hier wurde der Abriss von Leerständen gezielt geplant und zunächst planerisch ein Grünzug mit neuer Flächenkategorie »Flächen mit hoher Begrünung und geringer Solitärbebauung« durch die Stadt gelegt. 400 Quadratmeter große »Claims« in diesem Grünbereich werden den Menschen in Dessau zur Bewirtschaftung und Gestaltung angeboten. Sie können für diese Flächen Verantwortung übernehmen. Der Landschaftszug ist wegen der beschriebenen Schwierigkeiten zunächst einmal Zwischennutzung. Die Stadt strebt jedoch nach und nach den Kauf der Grundstücke an. Über eine gute Öffentlichkeitsarbeit und Kommunikation mit der Bevölkerung gelingt der schrittweise Aufbau eines zusammenhängenden Grünzugs, in dem auch alle Arten der Primärproduktion ihren Platz haben können. Die bisher nicht genutzten Flächen werden extensiv gepflegt (vgl. auch den Beitrag von Heike Brückner in diesem Band).

Das Beispiel ist auch auf andere Städte übertragbar. Wichtig ist vor allen Dingen, dass die Planungskonzepte flexibel und dynamisch sind, um auf die unterschiedlichen Bedarfe und Entwicklungsgeschwindigkeiten reagieren zu können. Allerdings müssen zukünftig die natürlichen Gegebenheiten wie Böden und Mikroklima noch besser berücksichtigt werden. Beispielsweise sollte das Abkippen von Bauschutt als »Gestaltungselement« möglichst nicht zugelassen werden, um die Böden nachhaltig für die Nahrungsmittelproduktion erhalten zu können bzw. wieder zurückzugewinnen.

In Planungs- und Bauämtern muss die Bedeutung von Gärten und Landwirtschaft für die Städte wiedererkannt werden. Wie vor 150 Jahren, als die Schrebergartenbewegung ihren Anfang nahm, kann auch heute eine starke Gartenbewegung das Bewusstsein in den Verwaltungen positiv beeinflussen und eine Lobby für Gärten und bäuerliche Landwirtschaft in den Städten schaffen. Tanja Busse schreibt in ihrem Buch »Die Ernährungsdictatur«: »... Um Lebensmittel zu erzeugen, braucht man viel Wissen und Erfahrung, und wir sind die letzte Generation, die dieses Wissen der traditionellen Bäuerinnen und Gärtnerinnen retten können.« (Busse 2010, S. 286) Auch deshalb sind Gärten und Kleinlandwirtschaft in Städten so wichtig.

Literatur

- Baugesetzbuch** (1960, zuletzt geändert 31. Juli 2009).
- Bundesklingartengesetz** (1983, zuletzt geändert 2006).
- Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS)/ Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) (Hg.)** (2009). Renaturierung als Strategie nachhaltiger Stadtentwicklung. Dokumentation von Fallstudien in der Reihe Werkstatt: Praxis. Heft 62. Bonn.
- Busse, Tanja** (2010). Die Ernährungsdictatur. Warum wir nicht länger essen dürfen, was uns die Industrie aufischt. München-Zürich: Karl Blessing-Verlag.
- Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel (Hg.)** (1981). Leberecht Migge. 1881–1935 Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Bremen: Worpeweder Verlag.
- Funken, Peter** (2010). Nicht nur ein Bio-, sondern auch ein Soziotop. Die Prinzessinnengärten am Moritzplatz in Berlin Kreuzberg. In: Stadt + Grün September 2010. Berlin-Hannover: Patzer Verlag, S. 10–12.
- Gesamthochschule Kassel (Hg.)** (1981). Ausstellung Leberecht Migge 1981. Heft 2 der Schriftenreihe des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung. Kassel.
- Gruehn, Dietwald/Hoffmann, Anne** (2010). Bedeutung von Freiräumen und Grünflächen in deutschen Groß- und Mittelstädten für den Wert von Grundstücken und Immobilien. Universität Dortmund. Lehrstuhl für Landschaftsökologie und Landschaftsplanung.
- Haeming, Anne** (2010). Wenn Städter Wurzeln schlagen. Zeit online, 06.08.2010 [www.zeit.de/lebensart/2010-08/grossstadt-gaerten].
- Haubenberger, Gottfried** (1994). Wiener Stadtlandwirtschaft. Persönliche Bemerkungen zu einem Thema, das seit fast zwanzig Jahren im Planeralltag immer wieder be(zer)redet wird. In: Zolltexte Nr. 2/1994, 28–30. Wien.
- Hülbusch, Inge Meta** (1978). Innenhaus und Außenhaus – Umbauter und sozialer Raum. Diplomarbeit an der OE Architektur – Stadtplanung – Landschaftsplanung. Gesamthochschule Kassel.
- Landeshauptstadt München, Referat für Stadtplanung und Bauordnung (Hg.)** (2009). Open Scale. Young and Local Ideas. Interdisziplinärer Ideenwettbewerb. Ein Pilotprojekt der »Nationalen Stadtentwicklungspolitik« des BMVBS/BBSR.
- Leppert, Stefan** (2009). Paradies mit Laube. Das Buch über Deutschlands Schrebergärten. München: Deutsche Verlags-Anstalt.

- Magistrat der Stadt Frankfurt am Main, Stadtplanungsamt (Hg.)** (2003). Bebauungsplan Nr. 812 Grüngürtel-Park Seckbach-Nord. Frankfurt/M.
- Mees, Carolin** (2010). Module urbaner Landwirtschaft. Gemeinschaftsgärten in New York City (2010). In: Stadt + Grün September 2010. Berlin-Hannover: Patzer Verlag, S. 13–20.
- Müller, Christa** (2007). Interkulturelle Gärten: Urbane Orte der Subsistenzproduktion und der Vielfalt. In: Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften (hg. vom Deutschen Institut für Urbanistik). Die «grüne» Stadt – urbane Qualitäten durch Freiraumentwicklung« 1 / 2007. Berlin, S. 55–67.
- Olkowski, Helga / Olkowski, Bill & Tom Javits** (1979). The Integral Urban House. Self-Reliant Living in the City. San Francisco: Sierra Club Books.
- Schievelbein, Claudia** (2010). Nicht nur ein Frühling gegen die Bauern. Bodenreform und Zwangskollektivierung in Ostdeutschland zerstörten systematisch bäuerliche Landwirtschaft. In: Unabhängige Bauernstimme, April 2010, 4.
- Shaw, Robert / Clausen, Marco** (2009). Nomadisch grün. Projekt Prinzessinnengarten. Urbane Landwirtschaft für die Stadt von morgen: Sozial. Mobil. Zukunftsfähig. www.prinzessinnengarten.net.

Andrea Baier

Urbane Landwirtschaft und Stadtteilentwicklung. Die Nachbarschaftsgärten in Leipzig

Pünktlich zum Start der Gartensaison wurde im Frühjahr 2004 in Leipzig-Lindenau auf einer etwa 6.500 Quadratmeter großen Brache ein Nachbarschaftsgarten eingeweiht.¹ Zwei Jahre zuvor hatten Vereinsmitglieder des Lindener Stadtteilvereins die Idee, das verwahrloste Gelände im Block Josephstraße/Siemeringstraße zu pachten, um mehr Grün in die Nachbarschaft zu bringen. Sie traten mit Stadt- und Quartiersmanagern in Kontakt, machten die Eigentümer der Fläche ausfindig und handelten mit ihnen eine Zwischennutzung aus. Über die Jahre ist auf der ehemaligen Brache ein Idyll entstanden, auf dem Tomaten, Quitten, Sonnenblumen, Pfefferminze, Rosen, Kürbis ebenso gedeihen wie Projekte und Ideen, Nachbarschaftsaktivitäten, Kunst und Handwerksaktionen. Allerdings alles auf Widerruf.

Zwischennutzung: Gärtnern auf Zeit

Denn wie lange die Gartenfläche zur Verfügung steht, ist mehr als ungewiss: »Wir können hier bleiben, bis die Bagger kommen«, sagt Sven Riemer, Vorstandsvorsitzender der Nachbarschaftsgärten e.V.² Zwar argumentieren die NachbarschaftsgärtnerInnen, dass innerstädtische Freiflächen

¹ Die Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis wurde 2006 vom Nachbarschaftsgärten e.V. eingeladen, die Entwicklung des Bildhauerviertels forschend zu begleiten. Die Autorin dankt allen NachbarschaftsgärtnerInnen für Informationen und Interviews, insbesondere Sven Riemer, Karla Müller, Stefan Schmiedichen, Gunnar Cremer, Tino Neufert, Birgit Seeberger (Amt für Stadterneuerung und Wohnungsbauförderung), Christina Weiß (Lindauer Stadtteilverein), Tobias Habermann (Quartiersmanagement) und den Casablancas.

² 2008 machten sich die NachbarschaftsgärtnerInnen vom Lindauer Stadtteilverein unabhängig und gründeten ihren eigenen »Nachbarschaftsgärten e.V.«.

unabweisbar zur nachhaltigen Stadtentwicklung gehören und befinden sich damit auch in Übereinstimmung mit den politisch-programmatischen Verlautbarungen zum Stadtumbau.³ Aber das Grundstück gehört nun einmal einem privaten Investor, und die Stadt wird die Fläche nicht kaufen (können). Insofern droht auf lange Sicht womöglich der Verlust. Es ist das typische Dilemma: Zwischennutzungen werten eine Straße, ein Viertel, einen Stadtteil auf, und im Fortgang der Entwicklung wird das, was die Attraktion einmal ausgemacht hat, nämlich der Freiraum, wieder eng. Den Stadtentwicklern reicht es vielleicht, wenn die Brache genutzt wird und deshalb nicht mehr unangenehm auffällt – bis sie dann wieder bebaut werden kann. Die Nutzer brauchen die Fläche (oder das Haus etc.) aber wirklich, für ihre Zwecke, und nicht nur temporär. Sie erfinden nicht einen Pseudozweck (einen Nachbarschaftsgarten), um eine Fläche zu bespielen, es geht ihnen tatsächlich um das Grün in der Nachbarschaft, um die Begegnungsmöglichkeit, um die Chance, sich ein Stück weit selbst zu versorgen. Und auch, wenn man von Anfang an weiß, dass alles nur vorübergehend ist, wächst einem das Projekt ans Herz. »Ich pflanze hier keinen Baum. Es ist ja nicht unser Garten«, sagt ein Nachbarschaftsgärtner wehmütig, »auch wenn man das Gefühl hat, dass er einem gehört«.

Die Anfänge

6500 Quadratmeter Brache in einen Garten zu verwandeln, erfordert ziemlichlichen Arbeitseinsatz auf verschiedensten Ebenen. Das Gelände war von Bauschutt übersät, der Boden musste teilweise zentimetertief abgetragen und wieder mit Erde aufgefüllt werden, bevor an eine Bewirtschaftung zu denken war. Die Gebäude, die auf dem Grundstück standen, waren marode und mussten saniert werden. Das Quartiersmanagement half bei der Mobilisierung der StadtteilbewohnerInnen, der Absprache mit kommunalen Ämtern, der Suche nach Kooperationspartnern, der Moderation von Vorbereitungstreffen und Bürgerbeteiligungsveranstaltungen sowie der

³ »Renaturierung und Zwischennutzung brachfallender Flächen sind Teil der Aufwertungsstrategie für schrumpfende Städte. Diese neuen Aufgaben leiten eine neue Phase des Städteumbaus ein und entsprechen der bundesweit geteilten Zielsetzung, die Siedlungsstruktur als grundlegenden Faktor für eine ökonomische, sozial und ökologisch nachhaltige gesellschaftliche Entwicklung zu behandeln. Neue Freiflächen innerhalb der Städte sind ein Potenzial nachhaltiger Siedlungsentwicklung, quasi als positiver ›Gegenläufer‹ des immer noch voranschreitenden Verbrauchs von Landschaft. Ihre Inwertsetzung ist ein gesellschaftliches Interesse und muss gefördert werden.« (Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, Hg. 2004, S. 122).

Öffentlichkeitsarbeit. Die meiste Arbeit leisteten gleichwohl die Vereinsmitglieder.

An den Instandsetzungsarbeiten beteiligten sich schließlich, insbesondere in den Anfängen, neben Anwohnern und Vereinsmitgliedern Leute aus der ganzen Stadt. Zweimal fanden internationale Baulager statt, überdies halfen Jugendliche, die Sozialstunden abzuleisten hatten. Finanzielle Mittel kamen über freiwillige Zuwendungen zusammen, der Garten erhielt Gelder vom EU-Stadtentwicklungsprogramm Urban II, und es gab viele Sachspenden. Im Ergebnis ist die Ausstattung des Projekts denkbar »luxuriös«, es gibt Strom und Wasser, eine Gemeinschaftsküche, eine Toilette sowie zwei Werkstätten (Holz und Fahrrad).

Die 35 individuellen Gartenparzellen sind nicht riesig, werden aber von bis zu acht (!) Personen bewirtschaftet, oft teilen sich zwei Familien ein Beet. Die Nachfrage nach einem Gartenstück ist groß und die Gruppe der aktiven GärtnerInnen inzwischen stabil. Sie könnten vielleicht noch Platz für das ein oder andere zusätzliche Beet schaffen, aber das wollen sie nicht, es soll auch nicht zu voll werden, es soll auch noch Wildnis geben, die Kinder sollen sich absentieren und verstecken können. Es tummeln sich hier ohnehin nicht nur die ParzellenbesitzerInnen, sondern auch noch ihre FreundInnen und Bekannten. Insgesamt wird das Gartengelände regelmäßig von etwa hundert Leuten genutzt, schätzt einer der Gärtner: »Aber natürlich abwechselnd. Es gibt auch Zeiten, da ist es ganz still im Garten«.

Neben den »privaten« Parzellen gibt es eine große Gemeinschaftsfläche mit Geräteschuppen, Lehmofen (zum Pizzabacken), Feuerstelle, Spielgeräteparcours, Bauwagen und einem großen Tisch in der Mitte für die Picknicks im Garten. Auf dem Nebengrundstück, das inzwischen mit zum Garten gehört, sind die beiden »Minimixschweine«⁴ Ebs und Vicky untergebracht, die der Nachbarschaftsgarten aufnahm, als ihnen ihr Zuhause abhanden kam. Inzwischen gibt es noch ein drittes Schwein, Rosalinde. Das ist von einem Biohof und soll später einmal geschlachtet werden. Vorläufig bringt es Leben ins Gehege und animiert die beiden alten Schweine dazu, sich wie ihresgleichen zu benehmen und fleißig den Boden umzuwühlen.

Außer von den GärtnerInnen wird das Gelände von WerkstattnutzerInnen, Projektteilnehmern und Veranstaltungsbesuchern belebt. Auf dem Vorplatz zum Garten befindet sich eine Holzbühne, auf dem Nebengrundstück steht ein Strohhallenhaus für die Zusammenkünfte im Winter und bei

⁴ Soll heißen, sie sind eine Mischung aus Woll-, Sattel- und Minischwein.

Regenwetter. In Kooperation mit dem Biokompetenzzentrum entstand eine Solarküche, die unter anderem für Kochprojekte mit Jugendlichen aus dem Stadtteil genutzt wird. Mit ihren verschiedenen Nutzungsmöglichkeiten ist der Garten eine Art Nachbarschaftszentrum unter freiem Himmel.

Stadtumbau als Chance

Die Gründung des Nachbarschaftsgartens steht im Kontext der Diskussion, wie mit leer stehenden Grundstücken, mit Baulücken, mit dem Überangebot von Flächen in schrumpfenden Städten am besten umzugehen ist. Leipzig verlor nach der Wende innerhalb kurzer Zeit erhebliche Bevölkerungsanteile durch Abwanderung bzw. Suburbanisierung.⁵ Damit wurde das Brachflächenmanagement zu einer zentralen kommunalen Aufgabe. Leer stehende Gebäude und Grundstücke in der Nachbarschaft fördern bei den AnwohnerInnen erfahrungsgemäß Lethargie und Resignation. Dabei kann die Reduzierung des Baubestandes aufgrund rückläufiger Bevölkerungsentwicklung auch eine Chance sein. Bei geordnetem Rückbau entstehen Licht und Luft. Das neue Flächenpotenzial kann für eine nachhaltige Stadtentwicklung genutzt werden. Die Auflockerung kompakter Strukturen macht Stadt attraktiver: Bei (Wieder-)Herstellung von Landschaft in der Stadt, beispielsweise durch Gemeinschaftsgärten, erübrigte sich womöglich randstädtische Flächeninanspruchnahme.

Wenn eine profitable Nutzung von Grundstücken und Gebäuden auf absehbare Zeit nicht realistisch scheint, ist der kreative Umgang mit den frei werdenden Geländen gefragt. Zwischennutzungen in Form von temporär befristeten Begrünungen erscheinen in dieser Situation auch der Stadt als geeignete Methode, unmittelbar eine Verbesserung des Wohnumfelds herbeizuführen. Knappe öffentliche Kassen begünstigen unorthodoxe Lösungen, aufwendig zu pflegende Parks sind teuer, städtische Gemeinschaftsgärten eine kostengünstige Alternative. Für ein nachhaltiges Brachflächenmanagement wie überhaupt für die Quartiersentwicklung ist die Stadt unabweisbar auf bürgerschaftliches Engagement wie das der Nachbarschaftsgärtner angewiesen.

⁵ Bevölkerungsverlust zwischen 1990 und 1998: um 18 Prozent auf 437.000 Menschen, seit 2005 leben wieder mehr als 500.000 EinwohnerInnen in Leipzig, Tendenz steigend, insbesondere bedingt durch den Zuzug von jungen Menschen.

Der Nachbarschaftsgarten als Stadtentwickler

Anfang des Jahrzehnts standen in der Josephstraße, einer Straße mit ehemals 50 meist vierstöckigen Gebäuden in einfachem Gründerzeitstil, viele Häuser leer und verfielen, manche waren bereits abgerissen und hatten Baulücken hinterlassen. Ehemals Wohnort für Industriearbeiter (z. B. in der nahe gelegenen Baumwollfabrik), verließen im Zuge der Deindustrialisierung nach der Wende immer mehr BewohnerInnen den Leipziger Westen. Die Gegend verkam, niemand wollte hier noch wohnen. Mit den Mietern verschwand die soziale Kontrolle, Alkoholismus und Drogenhandel machten sich in der Nachbarschaft breit. Die verlassenen Häuser wurden ausgeschlachtet, was nicht niet- und nagelfest war, gestohlen. Der Lindauer Stadtteilverein wollte sich mit dieser Abwärtsspirale nicht abfinden, der Nachbarschaftsgarten wurde in der Absicht gegründet, die Negativentwicklung aufzuhalten und womöglich umzukehren. Wenn es gelingen könnte, aus den unschönen Brachen einen blühenden Garten, noch dazu direkt vor der Tür, zu machen, könnte die Gegend attraktiv für alte und neue AnwohnerInnen werden, so die Überlegung des Vereins, wie Christina Weiß, eine der maßgeblichen Initiatorinnen erläutert. »Der Verein ist an die Stadt herangetreten und hat gesagt: ›Wir wollen mit euch über dieses Gebiet reden‹«, erinnert sich Birgit Seeberger, die den Prozess vom Amt für Stadterneuerung und Wohnungsbauförderung aus beobachtet und begleitet hat. »Der Impuls kam von unten«, erkennt die Mitarbeiterin aus der Verwaltung umstandslos an.

Zunächst geben die Stadtteilaktivisten dem Quartier einen neuen Namen: Bildhauerviertel wird der Block um die Josephstraße künftig heißen. Das soll ihm zu einem neuen Image verhelfen, denn Lindenau hat in Leipzig nicht den besten Ruf. Weil viele Straßen des Viertels nach Bildhauern benannt sind, lag der neue Name nahe, und auch weil es in Leipzig bereits ein Musikerviertel und ein Graphisches Viertel gibt; beides »bessere Gegenden«. So hat die Namensgebung auch etwas Selbstironisches bzw. Visionäres, je nachdem wie man es sehen will.

Die Josephstraße liegt im Sanierungsgebiet II der Stadt Leipzig, das heißt, dass hier öffentliche Mittel für den Stadtumbau eingeplant sind. Aber die Stadt braucht, solange es sich bei den Grundstücken nicht um städtisches Eigentum handelt, immer Partner, um Sanierungsvorhaben umzusetzen. »In der Josephstraße wollte doch zunächst kein Eigentümer etwas machen, niemand wollte Geld für Sanierungsmaßnahmen beantragen, niemand hatte Lust, hier zu investieren«, erläutert Birgit Seeberger, »der Verein hat dann die Eigentümer ausfindig gemacht und an einen Tisch gebracht«.

Die Straße ist ausverkauft...

Geht man heute durch die Josephstraße, hämmert und staubt es an allen Enden und Ecken. Seit der Lindauer Stadtteilverein die Idee mit dem Nachbarschaftsgarten hatte und sich in der Folge dann auch noch die Straßensanierung zur Aufgabe machte, ist in der Straße viel passiert, Besitzer konnten in die Quartiersentwicklung involviert, Grundstücke verkauft, getauscht und/oder zusammengelegt werden. Etliche der alten, teilweise denkmalgeschützten Häuser werden inzwischen mit Eigenarbeit und/oder Fördermitteln wieder instandgesetzt. Der »Verein der Buchkinder« wurde für das Vorhaben gewonnen, hier seinen bundesweit ersten Kindergarten aufzubauen, 2011 ist Grundsteinlegung. Neben dem Kindergarten gibt es inzwischen gut ein Dutzend weitere Bauprojekte in der Straße, allesamt von EigennutzerInnen vorangetrieben.

An dieser Entwicklung ist der Nachbarschaftsgarten nicht unbeteiligt. Nicht nur, dass einige der GärtnerInnen sich wegen des Gartens in der Josephstraße oder den Nachbarstraßen angesiedelt haben, seit 2004 lädt der Verein in Absprache bzw. Kooperation mit der Stadtverwaltung regelmäßig zu »Blockentwicklungsworkshops« ein (bis Oktober 2010 insgesamt sieben), auf denen sich AnwohnerInnen, Nachbarschaftsgärtner, Eigentümer, die verschiedenen Ämter der Stadt und andere Interessierte zu einem moderierten Gespräch zusammenfinden, um über die Entwicklung in der Josephstraße zu beraten. Gegenstand der Treffen sind der Fortgang der Sanierungsmaßnahmen auf den einzelnen Grundstücken: Was wird abgerissen, welches Haus saniert, wo hat der Besitzer gewechselt, welche Projekte sind in Planung? Immer wieder wird vom Stand der Umsetzung des Kindergartenvorhabens berichtet, das sich als unerwartet kompliziert erweist. Zum Schluss geht es schwerpunktmäßig um die Instandsetzung und Neugestaltung der Straße im engeren Sinne, um Asphaltdecke, Bürgersteig, Parkplätze, Sitzmöglichkeiten, verkehrsberuhigte Zone, Begrünung etc.⁶ Auf den Blockentwicklungsworkshops finden sich auch nicht nur »die üblichen Verdächtigen«, die

⁶ Thomas Olk, Vorsitzender des Sprecherrats des Bundesverbandes Bürgerschaftliches Engagement (www.b-b-e.de), betont, dass »Netzwerke und Verhandlungssysteme initiiert werden (müssen), in denen Bürgerschaftliche Akteure und Vertreter der Politik und Verwaltung konkrete Vorhaben und Projekte abstimmen und übergreifende Leitprinzipien einer Engagementpolitik aushandeln können«. Die »Blockworkshops« in Leipzig-Lindenau sind so ein »Verhandlungssystem«, wo bürgerschaftliche Akteure und Vertreter von Politik und Verwaltung konkrete Vorhaben und Projekte abstimmen bzw. die Vorstellungen der Stadt, die Straße neu zu gestalten, mit den Vorstellungen der AnwohnerInnen zusammentreffen werden.

NachbarschaftsgärtnerInnen, die StadtteilaktivistInnen ein, sondern auch die Inhaberin des alteingesessenen Geschäfts für Handwerkerbedarf und andere Alteigentümer. Wenn sie sich auch nicht aktiv am Prozess beteiligen, sehen sie die Entwicklung doch durchaus positiv: »Es ist gut, dass wieder etwas passiert. War doch alles sehr heruntergekommen hier.«

Bürgerschaftliches Selbstbewusstsein

»Der Verein muss über die Gartennutzung hinaus tätig werden«, erläutert Vorstandsmitglied Karla Müller, im Verein für Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit zuständig, das Engagement im Stadtteil, »nur so lange bleiben wir von der Grunderwerbsteuer befreit«.

Das entspricht aber ohnehin dem Selbstverständnis des Vereins, der sich laut Satzung »durch Wort, Schrift und Tat für eine nachhaltige Stadtentwicklung und ein lebenswertes Leipzig einsetzen möchte« (Art. 1.1). Hier spricht bürgerschaftliches Selbstverständnis und -bewusstsein: Es geht nicht nur um die Nachbarschaft, sondern insgesamt um die Stadt, die Polis, wenn man so will, und der Verein sieht sich dabei in einer Mittlerfunktion zwischen Stadt und Bürgern.

Stadtteilvereine (und Dorfvereine) haben seit längerem, und nicht nur in Leipzig Konjunktur. Im Engagement für ein benachteiligtes Stadtviertel drückt sich das bürgerschaftliche Selbstverständnis von Stadtbewohnern aus, die sich nicht mehr nur als Adressaten und Konsumenten (von Waren, von politischen Entscheidungen), sondern auch als Produzenten bzw. Mitgestaltende sehen. Sie fühlen sich von den sozialen Desintegrationserscheinungen – verfallene Häuser, Drogenkonsum, Wegzug in attraktivere Stadtviertel, arbeitsloses Rumhängen – herausgefordert und versuchen ein Wohnumfeld zu schaffen, das ihren ästhetischen, sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen und Sicherheitsbedürfnissen genügt: Gärten und Kinderspielplätze statt Müll auf den Abrissgrundstücken, Nachbarschaft statt Anonymität, Offene Werkstätten statt Alkoholkonsum auf der Straße, Tierhaltung statt Zoobesuche.

Nachbarschaftsgärten eignen sich als Ausgangspunkt einer Quartiersentwicklung mit Bürgerbeteiligung, weil sie als Plattform funktionieren: Man trifft sich, man kommt ins Gespräch, man entwickelt Ideen und vielleicht auch gemeinsame Vorstellungen darüber, wie man im Viertel leben möchte. Als Bürgerinitiative und (Stadtteil-)Verein kann man gemeinsam der Stadt gegenüberreten, als Assoziation von BürgerInnen, die die Entwicklung ihres Gemeinwesens gemeinschaftlich gestalten wollen. Leipzig-Lindenau bzw. das Bildhauerviertel präsentieren sich gewissermaßen als »globales Stadtdorf«, wo traditionelles bürgerschaftlich-kommunales Engagement mit kosmopo-

litischer Offenheit kombiniert wird, nämlich das Bedürfnis nach wohnungsnahem Grün mit Fragen der nachhaltigen Entwicklung von Gesellschaft.

Dabei sind nicht alle NachbarschaftsgärtnerInnen in der Quartiersentwicklung aktiv, manche wollen auch einfach nur gärtnern, sich im Grünen aufhalten, nicht auf einem Spielplatz sitzen, eine andere Nachbarschaft leben. Viele haben weder Zeit noch Interesse, über die Bewirtschaftung der eigenen Parzelle hinaus noch in Sachen Projektakquise, Workshopentwicklung oder Straßengestaltung tätig zu werden. Es war auch nie der Anspruch, dass sich alle GärtnerInnen im Verein engagieren sollten, sie müssen nicht einmal Mitglied sein. Trotzdem kommt es an dieser Stelle manchmal zu Konflikten: Während die einen sagen, der Garten ist kein Selbstzweck, er ist Teil bzw. Ausgangspunkt der Quartiersentwicklung, finden die anderen, dem Verein sollte es aber trotzdem in erster Linie um die Gartenangelegenheiten gehen. Nicht alle heißen es gut, wenn der Verein »in allen Töpfen rührt«, »zu viele« Projekte akquiriert, weil dadurch auch Unruhe entsteht und Arbeit, oder sich viele »Fremde« auf dem Gelände aufhalten. Andere finden gerade das »Halboffene« gut: »Hier sind dauernd Leute, die man nicht kennt, Freunde von Freunden von Freunden.« »Vielleicht hätte man den Verein bei seiner Ausgründung besser nicht ›Nachbarschaftsgärten e.V., sondern ›Bildhauerviertel e. V.« nennen sollen«, überlegt Stefan Schmiedichen (für die Finanzen des Vereins zuständig), »dann wäre die Sache klarer gewesen«.

Subsistenzperspektiven

Mit Nachbarschaftsgärten entstehen nicht nur innerstädtische Oasen, sondern auch neue Sichtweisen auf den städtischen Lebensstil: Was ist Wohlstand, was ist Lebensqualität? Im Fokus stehen insbesondere Fragen der Ernährung und der Produktion von Lebensmitteln, das Bedürfnis nach Natur, Gemeinschaft oder auch die Bedingungen kindgerechten Aufwachsens: Wie sieht im Garten gezogenes Gemüse im Vergleich zu EU-genormter Kost aus dem Supermarkt aus? Was schmeckt wie? Können wir uns eigentlich auch selbst ernähren? Wie viel Grün braucht der Mensch und dementsprechend eine Stadt? Wie sieht es mit dem Verhältnis von Selbstversorgung und Fremdversorgung aus? Die Verknüpfung der Frage städtischen Grüns mit ökologischen und anderen gesellschaftlichen Fragen ist typisch für Nachbarschaftsgärten, nicht nur in Leipzig. Energiefragen stehen ganz selbstverständlich mit auf der Tagesordnung, im Leipziger Nachbarschaftsgarten gibt es eine Solarküche und Ölsaatenanbau.

Vom Selbstverständnis bzw. laut Satzung ist der Verein »Nachbarschaftsgärten e.V.« zwar ein Stadtteil(entwicklungs)verein und die Gartenbewirt-

schaftung ein Aspekt unter anderen. Aber manche der NachbarschaftsgärtnerInnen weiten den Anbau von Gemüse und insbesondere die Haltung von Tieren sukzessive aus: »Das geht hier langsam in Richtung Landwirtschaft«, kommentiert einer von ihnen verschmitzt. Tatsächlich besitzen sie hier auch ganz offiziell die Berechtigung, städtische Landwirtschaft zu betreiben: der Nachbarschaftsgarten gilt als Schweinemastbetrieb!

Die Versorgung der Tiere und die Pflege der Gemeinschaftsflächen und -gebäude sind zeitintensiv, Schweine und Kaninchen wollen täglich gefüttert werden. Einige der GärtnerInnen haben den Nachbarschaftsgarten quasi zu ihrem Lebensraum gemacht, um den sie sich kontinuierlich kümmern: Demnächst sollen auch noch Hühner angeschafft werden. Im Nachbarschaftsgarten entwickeln sich somit Ansätze einer gemeinschaftlichen Selbstorganisation zur Sicherung elementarer Lebensbedürfnisse (Gemüse und Obst, Fleisch und Eier, soziale Beziehungen). Hier wird urbaner Raum für individuelle und gemeinschaftliche Selbstversorgung genutzt und umfunktioniert, die marktvermittelte Fremdversorgung um urbane Subsistenzproduktion ergänzt und erweitert. Die NachbarschaftsgärtnerInnen nutzen die Werkstätten, stellen zusammen Apfelsaft, saure Gurken und Sauerkraut her (oder versuchen es) und pflegen erweiterte Nachbarschaftsbeziehungen, die Ausgangspunkt sind für Tauschgeschäfte aller Art: Infos, Projekte, gegenseitige Hilfe. Insofern erscheint der Nachbarschaftsgarten als kooperativ bewirtschaftetes Gemeinschaftseigentum, als moderne Allmende (vgl. Helfrich 2009).

Natürlich nutzen nicht alle den Garten in dieser Art als Ressource, manche pflanzen auch einfach ein paar Rosen oder Kräuter, genießen es, der Großstadt einen Moment zu entkommen oder schätzen vor allem die Möglichkeiten, die die Fläche Kindern und Eltern bietet. Im Nachbarschaftsgarten findet sich in Ansätzen das berühmte Dorf: »Hier macht man seine Sachen und die Kinder machen ihre, das ist kein so ein künstlicher Ort wie ein Spielplatz, ein bisschen Dorf in der Stadt, die Möglichkeit, ländliches Leben zu simulieren«, sagt eine Nachbarschaftsgärtnerin.

Gemeinschaftsgärten erweitern die Möglichkeiten, die Freiheit der StadtbewohnerInnen: »Man probiert etwas aus« philosophiert ein Gärtner über die Bedeutung des Gartens, »man traut sich was zu, man macht es selbst, angefangen von der Tierhaltung bis zur Fahrradreparatur. Dieses ›Geht ja doch‹ – ein Schwein halten, was früher vielleicht normal war, was in anderen Ländern ganz normal ist. Ein Schwein kann man füttern und zur Not schlachten. Das sind so Sachen, die gehen. Oder dass man auf einer Privatfläche – das ist ja nicht öffentliches Eigentum – sondern privat, das gehört ja jeman-

dem, dass es aber doch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden kann für den allgemeinen Nutzen, also ohne dass man immer für alles bezahlen müsste, dass das außer Kraft gesetzt ist. Früher gab es dieses Allmenderecht, dass man eben den Rest auf den Feldern hat liegen lassen oder dass die Leute Holz sammeln konnten oder den öffentlichen Raum nutzen konnten, das ist ja heute fast alles weg. Heute denkt man, man muss überall eine Eintrittskarte kaufen, und wenn man doch irgendwo umsonst reingelassen wird, dann zu Werbezwecken. Aber hier ist plötzlich der Raum für freies Engagement wieder offen. Also normal wäre, eben in unserer Vorstellung, da ist ein Zaun drumrum, man geht da vorbei und denkt: ›Ist zwar leer, aber gehört irgendjemandem‹, dass da jemand auf den Gedanken kommt, das könnte für die AnwohnerInnen auch offen sein, dass es da auch ganz andere Lösungen geben könnte, dass man die Phantasie erst einmal wieder kriegt, dass so etwas geht. Das Problem ist ja, dass man auf den Gedanken gar nicht mehr kommt, dass man nicht auf solche einfachen Gedanken kommt.«

»In Leipzig kann man mehr machen«

Leer stehende Häuser, brach fallende Grundstücke, undefiniertes Terrain – das was vielen Stadtvätern (und Stadtmüttern) ein Gräuel ist, wird von einigen StadtbewohnerInnen auch als Freiraum begrüßt und als Einladung verstanden, eigene Vorstellungen zu verwirklichen. »In Leipzig kann man mehr machen«, könnte man das Lebensgefühl überschreiben. »Leipzig hat diesen Ruf«, erklärt eine Mitarbeiterin aus der Verwaltung, »und deshalb gibt es hier diesen Zuzug von jungen Leuten, von Leuten, die sagen: ›Hier finde ich günstigen Wohnraum, hier kann ich was machen, hier geht was.‹ Hier gibt es eine Szene und hier gibt es interessante Entwicklungen. Hier gibt es jede Menge Veranstaltungen (sub-)kultureller Art. Das ist so ein Image, das man hier aufbauen kann. In München geht so etwas nicht.«

In Leipzig können sich junge, noch unbekannte KünstlerInnen ein Atelier leisten, viele Ladenlokale auf der Lütznerstraße und der Karl-Heine-Straße, die größeren Straßen, die den Josephblock »oben« und »unten« begrenzen, sind von ExistenzgründerInnen wiederbelebt worden. »Leipzig ist toll«, sagt eine von ihnen, »weil es hier so viel Platz gibt, man muss nicht militant sein, man kann sich den Raum einfach nehmen«. Zwar müssen die Nutzer den günstigen Wohn- und Geschäftsraum oft selber erst in einen bewohnbaren Zustand zu versetzen – die Eigentümer selber sind mittellos oder sehen nicht, wie sich eine Grundsanierung je rentieren sollte – aber damit können sie eben auch die eigenen Vorstellungen verwirklichen. Insofern herrscht vielfach ein Gefühl des Aufbruchs statt des Niedergangs.

In Lindenau gibt es inzwischen ungezählte Initiativen im Bereich Kultur und Aktion, es gibt Kinos in Abbruchhäusern, Cafés in Wohnzimmern, den Verein Westbesuch, der insbesondere die Karl-Heine-Straße bespielt und kulturelle Events, zum Beispiel den Trödelmarkt, organisiert. Gerade um den Erhalt gefährdeter Häuser hat sich insgesamt viel Eigeninitiative und bürgerschaftliches Engagement entwickelt. Die Stadt unterstützt solche Initiativen mit Moderation, Zuschüssen und günstigen Darlehen für Sanierungsvorhaben. Der Verein Haushalten e.V. kümmert sich um leer stehende Häuser an markanten, sensiblen Stellen im Stadtbild und versucht sie durch Zwischennutzung vor dem Verfall zu retten, momentan werden 13 Wächterhäuser vom Verein betreut.⁷

Nischenentwicklung fördern

»Das ist hier kein prosperierender Raum«, sagt Birgit Seeberger, »hier findet eine Nischenentwicklung statt«. Diese Nischenentwicklung werde von der Stadt auch bewusst und konsequent gefördert. Im Leipziger Westen sind viele Mittel des europäischen Stadtentwicklungsprogramms URBAN II an kleine Initiativen gegangen: »Das hat das Viertel hier richtig nach vorne gebracht.« »Die Stadt muss ja mit den kleinen Unternehmern und den Social Entrepreneurs zusammenarbeiten, auf den Investor zu hoffen, ist zwecklos, das weiß man inzwischen«, meint Sven Riemer und fügt noch hinzu: »Dass hier nicht so viel Geld ist, hat auch sein Gutes«. Die Stadtentwicklung, die im Leipziger Westen vor sich geht, betreiben vor allem die Leute, die zum »kreativen Milieu« gezählt werden. Sie definieren Lebensqualität über Gestaltungsmöglichkeiten und kulturelle Teilhabe: »Das ist hier ein Spielplatz für Erwachsene«, sagt eine am Spiel Beteiligte. Fehlendes ökonomisches Kapital machen sie durch persönliche Ressourcen wie Bildung und Selbstbewusstsein wett, und sie nutzen die Chancen, die die Stadt und die historische Situation bieten. Inwieweit diese Ansätze für eine dauerhafte Konsolidierung des Stadtteils ausreichen, ist noch nicht ausgemacht. Die Erwerbslosigkeit bzw. die Abhängigkeit von Transferleistungen ist im Leipziger Westen nach wie vor dramatisch hoch. Es wären massive Investitionen vor allem im Bildungsbereich nötig, meint Tobias Habermann (Quartiersmanagement), um zu ver-

⁷ Hauserhalt durch Nutzung ist hier die Devise. Die Nutzer zahlen nur die Betriebskosten, die Eigentümer bewahren das Haus so vor weiterer Beschädigung. Das »Wächterhausmodell« wurde inzwischen in anderen schrumpfenden Städten übernommen (www.haushalten.org).

hindern, dass sich soziale Benachteiligung und Hoffnungslosigkeit perpetuieren; stattdessen werden Fördermittel aber schon wieder zusammengestrichen. Zwar hat sich die Bevölkerungszusammensetzung im Leipziger Westen insgesamt mit dem Zuzug verändert, aber die sozialen Probleme der angestammten Anwohnerschaft bleiben davon unberührt und eine soziale Durchmischung findet kaum statt, die Milieus bleiben unter sich. Das gilt auch für den Nachbarschaftsgarten: »Es ist uns noch nicht gelungen, alle Anwohner hier mal in den Garten zu locken«, stellt einer der Akteure bedauernd fest. Nur in die beiden Werkstätten, die der Verein auf dem Gelände betreibt, verirren sich auch schon einmal die sozial Benachteiligten, ansonsten tut man sich schwer mit dem Austausch. Es geht aber im Grunde ohnehin nicht darum, dass Vertreter unterschiedlicher sozialer Milieus gemeinsam am Lagerfeuer sitzen, obwohl auch das durchaus vorkommt. Es geht vielmehr darum, sicherzustellen, dass es bei diesen unverbindlichen, anonym vertrauten Begegnungen im Alltag bleibt, die nicht homogenisierte Viertel kennzeichnen und den Charakter städtischer Öffentlichkeit ausmachen.

Gentrifizierung light?

Jahrelang befindet sich die Schaubühne Lindenfels, ein traditionsreiches Haus für Kultur, einsam auf weiter Flur bzw. auf der Karl-Heine-Straße. Allmählich aber füllt sich die Straße mit StudentInnen, KünstlerInnen, Alternativen. In den letzten zwei Jahren haben sich die kleinen Kneipen und Geschäfte angesiedelt, die die Umstrukturierung eines Viertels ankündigen: Es gibt einen Bioladen, eine Tapas-Bar, ein Café mit fairem Kaffee und selbstgebackenem Kuchen, Läden für Mode und Design. In einem, so erzählt man sich, wurde neulich ein Kleidungsstück für 300 Euro gesichtet. Insbesondere die Umnutzung der ehemaligen Baumwollspinnerei hat diese Entwicklung gepusht.⁸ Der gebürtige und bekennende Leipziger Künstler Neo Rauch hat hier seine (Neue Leipziger) Schule gegründet und damit eine ganze Kunstszene etabliert. Auf dem zehn Hektar großen Werksgelände am Rande des Stadtteils Lindenau sind in der Folge viele kleine Galerien und Ateliers entstanden. Die Josephstraße profitiert von diesem Zuzug, hat aber trotzdem auch ihre eigene, besondere Geschichte, meint Birgit Seeberger: »Es ist ein buntes Völkchen, das sich hier angesiedelt hat, sehr gemischt. Es sind schon auch Etablierte dabei, aber viele haben auch nicht so viel Geld. Es wird viel

⁸ Bis zur Wende waren hier bis zu 4.000 Menschen beschäftigt, die von heute auf morgen arbeitslos wurden und abwanderten, als die Fabrik 1989 ihre Tore schloss.

in Eigenarbeit bewerkstelligt.« Von Gentrifizierung kann nicht wirklich die Rede sein, findet sie: »Hier wurde niemand vertrieben, das Viertel wird einfach nur wieder aufgefüllt«. Unstrittig ist, dass inzwischen die Preisvorstellungen von Vermietern und Eigentümern steigen. »Im Grunde haben wir den Zeitpunkt, hier in der Gegend etwas zu kaufen, verpasst«, erzählt einer der Nachbarschaftsgärtner, »inzwischen wollen sie für ein marodes Gebäude, in dem der Hausschwamm sitzt, schon wieder 80.000 Euro«. Und Tobias Habermann bezweifelt, ob der Eigentümer des Wächterhauses auf der Karl-Heine-Straße den Nutzungsvertrag mit den unkonventionellen Betreibern der veganen Dönerbude verlängern wird, wenn er nach fünf Jahren ausläuft. So wie sich die Straße zurzeit entwickelt, wird er wohl versuchen, einen zahlungskräftigeren Pächter zu finden. Dass das Viertel schicker und aufgeräumter wird, wird von einigen AnwohnerInnen auch bedauert: »Eigentlich haben die brachen Grundstücke, die verfallenden Fassaden und die Schlaglöcher auf den Straßen auch ihren Charme«.

Nicht zu verachten ist außerdem der Charme niedriger Lebenshaltungskosten. Wenn die Gegend schicker wird, werden viele der PionierInnen Schwierigkeiten haben, hier noch ihren Lebensunterhalt zu erwirtschaften. Schon jetzt, beobachtet ein ansässiger Rechtsanwalt, verhindern die Mietvorstellungen von Haus- und Ladenbesitzern oft wirtschaftliches Engagement. Er selber hat länger nach einem Büro gesucht, das er sich leisten kann. Die meisten seiner KlientInnen können nämlich ihrerseits keine hohen Rechtsanwaltsgebühren bezahlen. Ein Problem für die Entwicklung im Leipziger Westen, meint er, sei der Umstand, dass viele Eigentümer keine Ortskenntnis und -bindung haben und viel Geld nicht im lokalen Kreislauf verbleibt. Preistreiberei macht dann manche Unternehmung wieder zunichte. Aber Gentrifizierung ist kein Selbstläufer. Wenn eine Stadt will, kann sie etwas dagegen tun. Wie Christina Weiß (Lindauer Stadtteilverein) betont, gäbe es nützliche Instrumente, derer sich Stadtverwaltung und Kommunalpolitik bedienen könnten: »Sie dürfen hier nicht zu jedem Preis verkaufen, das ist Spekulation. Sie befinden sich im Sanierungsgebiet. Wir können Ihnen das verbieten«. Die Frage ist, welches Selbstverständnis hat eine Stadt, fühlt sie sich einem wohlfahrtsstaatlichen oder einem unternehmerischen Ideal verpflichtet?

Schneisen schlagen...

Auch die Stadt Leipzig gibt Fördermittel an Künstler und Vereine und nutzt das Engagement der »kreativen Klasse«, um kostengünstig Stadtentwicklung zu betreiben. Frank Dietze (Stadtplanungsamt) sagte zum Beispiel auf einem Planungs- und Verkehrsworkshop (20.01.2010), dass »Kreativwirtschaft durch

Freiräume und niedrige Mieten angelockt« werden soll, um die Georg-Schwarz-Straße⁹ wieder zur zentralen Achse im Stadtteil zu machen.

Die ProtagonistInnen ihrerseits werden sich der ihnen zugedachten Rolle zunehmend bewusst und versuchen, strategisch damit umzugehen. Wie bekämpft man etwas, das man selber produziert, lautet die Frage, die viele umtreibt: »Der Westen wird In-Viertel, es entstehen gerade wahnsinnig viele Haus- und Kulturprojekte. Vor vier Jahren war Gentrifizierung noch kein Thema, seit zwei Jahren ändert sich die Lage«, sagt eine zukünftige Bewohnerin des Wohngemeinschaftsprojekts »Casablanca« in der Josephstraße. Sie sind Teil dieser Gentrifizierung und dennoch gegen sie aktiv. Sie positionieren sich sichtbar, sie wollen ein politisches Café mit Veranstaltungsraum betreiben und eine nicht-kommerzielle Bäckerei, sie überlegen, Mieter- und Hartz IV-Beratung anzubieten – auch eine Art, »Schneisen in die unternehmerische Stadt zu schlagen« (Twickel 2010, S. 112). Wenn ein Eigentümer fürchtet, die Klientel dieses Wohnprojektes sei dazu angetan, ihm den Plan zu vermasseln, hochpreisige Eigentumswohnungen in der Gegend zu verkaufen, dann scheint die Rechnung sogar aufzugehen. Die Casablanca sind nicht so leicht zu vertreiben, ihnen gehört das Haus.

Ähnlich beabsichtigt der Verein kunZstoffe, »alternative Arbeits- und Lebensformen in der Georg-Schwarz-Straße anzusiedeln«. kunZstoffe hat das Haus Georg-Schwarz-Straße 7 in Erbpacht übernommen und in Eigenleistung teilsaniert. Darin werden gegen minimale (kostentragende) Miete Künstlern, Manufakturistinnen und Handwerkern Räume für kreatives Arbeiten zur Verfügung gestellt. Recht auf Stadt heißt auch: Recht auf eigenständige Existenzsicherung; wenn es schon keine Lohnarbeit gibt, sollten Städte die informelle Ökonomie fördern, vielmehr die unterstützen, die hier arbeiten (müssen); das kreative Prekariat braucht günstige Mieten, Ateliers, Läden, Werkstätten. Das lässt sich nicht dauerhaft über Wächterhäuser und Zwischennutzungen regeln.

Gentrifizierung meint die ökonomische Aufwertung eines Viertels, mit der sich Teilhabe an der Stadt auf die, die Geld und Herkunft vorzuweisen haben, verengt. Auch die, die der Gentrifizierung am Schluss nicht standhalten, werden für sie in den Dienst genommen. Aber es sind, wie auch Chris-

⁹ Die Georg-Schwarz-Straße ist eine zweieinhalb Kilometer lange Straße im Leipziger Westen, wo sich geballt die Problemkomplexe finden, die sonst ein ganzer »Problemkiez« zu bieten und die sich der Lindauer Stadtteilverein neuerdings für sein Engagement ausgesucht hat (www.georg-schwarz-strasse.de).

troph Twickel klarstellt, *nicht* die Studierenden, die Künstler, die Alternativkultur, die die Gentrifizierung zu verantworten haben, es sind die Bauwirtschaft, die Immobilienfonds, die Investoren und die Stadt, sofern sie Standortpolitik betreibt.

Kann ein Gemeinschaftsgarten Gentrifizierungsprozesse verhindern? Schützt ein Wohnprojekt wie Casablanca ein Viertel davor, zu »schick« zu werden? Kann es die Absicht, luxussanierte Wohnungen an solvente Mieter zu bringen, durchkreuzen? Bei der Planung der Straße ging es ausdrücklich auch um die Nutzung und Gestaltung des öffentlichen Raums. Die AnwohnerInnen wollen sich auch auf der Straße aufhalten, die Josephstraße wird keine »privatisierte« Straße, aus der das städtische Leben verbannt sein wird. Im verkehrsberuhigten Abschnitt sind Bänke geplant, und die Casablanca wollen ein Café eröffnen, das sich in den Außenraum, zur Straße hin ausbreitet. Die Sitzmöbel werden die Skater schon richtig als Einladung verstehen. Wenn die Aneignung von Räumen gelingt, die Schritte zur Selbstermächtigung ermöglichen, könnten sie als Antigentrifizierungsmaschinen funktionieren, hofft Christoph Twickel (2010, S. 112).

Der Leipziger Westen ist nicht Innenstadt, er geht nicht um die Errichtung von Shopping-Galerien und Einkaufs-Arkaden. Eher stehen Bioläden und Latte Macchiato ins Haus. Ist dann noch Platz für »abhängende Jugendliche, Straßenmusiker, Punks, Obdachlose, Biertrinker oder taubenfütternde Rentner« (ebd., S. 36)? Wo sollen die Leute hin, die sich einer Anwohnerin zufolge mit ihren Bierflaschen in der Post versammeln und ihr den Anschein einer Kneipe geben? Wenn, nachdem die Häuser soweit saniert und die Schlaglöcher gestopft sind, die ursprünglichen BewohnerInnen immer noch im Viertel wohnen, wäre gegen die »Aufwertung« nichts einzuwenden. Die Stadtteilbelebung und die Instandsetzung von Wohnraum sind nicht das Problem, das Problem sind steigende Mieten und wenn Beziehen von Hartz IV ein Umzug in »günstigere Stadtviertel« nahegelegt wird. Hier hat eine Stadt durchaus Gestaltungsfreiraum.

Zukunftsmodell Nachbarschaftsgarten?

Der Nachbarschaftsgarten hat Grün ins Viertel gebracht, das Wohnumfeld aufgewertet, die Blockentwicklung vorangetrieben, eine Plattform für die nachbarschaftliche Begegnung geschaffen, ein Biotop für städtisch-ländliche Lebensformen kreiert, die Möglichkeiten für Selbsthilfe und lokale Subsistenz erweitert. Eigentlich spricht alles dafür, mehr solcher Gärten zu schaffen, zumal dort, wo viel Platz vorhanden ist. Aber selbst in Städten ohne Flächendruck erweist es sich oft als nicht so einfach, einen Gemeinschaftsgar-

ten zu gründen. Sie sind einfach (noch) nicht im Blickfeld von Stadtplanern, Verwaltung und Grundstücksbesitzern. »Man braucht unheimlich viel Biss, um alle Widerstände zu überwinden«, erklärt eine Stadtteilaktivistin.

2004 wurden in Leipzig laut Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung 155 Brachflächen (14 ha) über eine »Gestattungsvereinbarung«¹⁰ zwischen der Stadt und interessierten Eigentümern vorübergehend einer öffentlichen Nutzung zugeführt. Aber diese Grundstücke können in der Regel eben nicht von einem Verein oder einer Bürgerinitiative übernommen werden, sie müssen – wegen des Einsatzes öffentlicher Gelder – auch öffentlich zugänglich sein. Zäune und »private« Nutzung verbieten sich damit. Deshalb ist die »Gestattungsvereinbarung« als Instrument des Städteumbaus nur bedingt tauglich. »Ohne Zaun gibt es keinen Schutz vor Müll und Vandalismus. Eine Fläche, die nicht eingezäunt und bespielt, sondern einfach nur begrünt wird, verkommt unweigerlich wieder zum Müllablageplatz«, sagen die Leute vor Ort.

Grundsätzlich müssen bei Stadtumbau bzw. nachhaltiger Stadtentwicklung zweifellos Zwischenformen von privatem und öffentlichem Raum gefunden werden – weil weder die Kommune noch die Eigentümer die Pflege gewährleisten können oder wollen. Gemeinschaftsgärten könnten solche neuen halböffentlichen Räume sein: Zu ihnen haben diejenigen Zugang, die sich verantwortlich erklären, die mitmachen, andere nur zu Öffnungszeiten oder bei Veranstaltungen. »Wenn nicht zugestanden wird, dass man die Flächen nur aufwerten kann, wenn die ›Kümmerer‹ die Spielregeln bestimmen dürfen, wird Abriss immer ein negatives Image behalten«, sagt eine Stadtteilaktivistin aus Lindenau, »dann ist die Fläche ruck-zuck wieder verdreckt«.

Es braucht also eine Diskussion über den Umgang mit öffentlichem Grün. Die Verdichtung der Stadtkerne ist insbesondere dann eine attraktive Vision, wenn dabei erstens Freiraum für urbanes Grün bleibt und zweitens mit bürgerschaftlichen Aneignungen experimentiert wird. Auf die Dauer ist darüber hinaus die Frage nach verstetigten Nutzungskonzepten zu stellen. Zwischennutzungen eignen sich für urbane Landwirtschaft nur bedingt. Es ist eine Verschwendung von Boden und Engagement, wenn GärtnerInnen immer wieder von vorne anfangen müssen. Im Idealfall sind GärtnerInnen eben doch keine Nomaden.

¹⁰ »Gestattungsvereinbarung« bedeutet, der Eigentümer gestattet den öffentlichen Zugang zur Fläche als Gegenleistung zu Abriss, Beräumung und Begrünung durch die Stadt.

Literatur

Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hg.) (2004). Zwischen-
nutzung und neue Freiflächen. Städtische Lebensräume der Zukunft,
Berlin.

Helfrich, Silke/Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.) (2009). Wem gehört die Welt?
Zur Wiederentdeckung der Gemeingüter. München: oekom.

Twickel, Christoph (2010). Gentrifidingsbums oder eine Stadt für alle.
Hamburg: Edition Nautilus.

Heike Brückner

**Schrumpfende Städte – wachsende Freiräume?
Die Vision vom »Urbanen Gartenreich«.
Zur Erfindung neuer Urbanitäten in Zeiten sinkender
Bevölkerung: der Fall Dessau**

Zuviel Landschaft?

In schrumpfenden Städten haben wir es mit einem besonderen Phänomen zu tun: was bisher ein Mangel war, ist plötzlich zuviel da, nämlich Landschaft und Freiraum. Es sind Freiräume, die zunächst Gefahr laufen, der Verwahrlosung anheimzufallen. Anders betrachtet, entsteht damit ein tatsächlich freier Raum, und mit ihm die Chance, über qualitative Ziele städtischer und räumlicher Entwicklung neu nachzudenken. In dem Moment, wo es keinen Immobiliendruck mehr gibt, können jenseits der ökonomischen Verwertungsinteressen Alternativen zur herkömmlichen Stadtentwicklung erprobt und diskutiert werden. Die Perspektive einer nachhaltigen Stadt rückt auf neue Weise in den Fokus der Betrachtung.

Renaturierung als Wertschöpfung, Flächen für Hochwasserschutz, reproduktive Bewirtschaftungsformen, Energiepflanzen auf Stadtböden, kleinere urbane Einheiten mit dezentraler Infrastruktur, Wald und Vernässungsbereiche zur Verbesserung des Stadtklimas; schließlich die Landschaft als Aneignungsraum für soziale und kulturelle Aktivitäten: Welche neuen Formen von urbanem Grün zeichnen sich ab mit einer anderen Art von Landwirtschaft und gemeinschaftlich bewirtschafteten Gärten, durch klimafreundliche Interventionen und Veränderung des Energiehaushalts?

Mit dieser Perspektive sind Fragen nach neuen Raummodellen im Städtebau und alternativen Stadtkonzepten verbunden – und neue Urbanitäten zu erfinden. Inwieweit generiert sich daraus ein Urbanitätsbegriff, der weniger am Gebauten ausgerichtet ist und mehr an dem, was Menschen in Räumen bewegen? Kann Landschaft strukturell und ästhetisch eine neue Qualität des

Städtischen kreieren, die von ökologischen und sozialen Kriterien geleitet ist? Ist die perforierte Stadt vielleicht sogar klimafreundlicher als die kompakte Stadt?

Schnell wird deutlich, dass es beim Stadtumbau gar nicht nur um Fragen des kleiner Werdens, Stabilisierens und Konzentrierens geht. Vielmehr ist Stadtumbau ein Anlass, um alternative Strategien einer kulturellen und ökonomischen (Wieder-)Aneignung von Stadt durch die Bewohner zu ermöglichen.

Dessau: ein urbanes Gartenreich

Dessau möchte das Gartenreich in die Stadt holen. Dessau ist eine schrumpfende Stadt, die im Zuge des Stadtumbaus Rückbauflächen zu Landschaft macht. In einem parallelen Prozess aus Konzentration und Entdichtung soll eine neue Stadtlandschaft entstehen, die sich aus urbanen Kernen zusammensetzt, durchdrungen von landschaftlichen Zonen, die ihren Anschluss an das Dessau-Wörlitzer Gartenreich finden. Auf Grundstücken mit ehemals leerstehenden Häusern grüne Wiese anzulegen, klingt allerdings erst einmal wenig innovativ. Die visionäre Dimension dieser Strategie wird sichtbar, wenn man Größenordnungen und Umstände genauer betrachtet: Dessau ist eine Stadt, die in der Industriezeit enorm gewachsen ist. Der Stadtkörper wucherte immer weiter in die umgebende Landschaft hinein – nicht zuletzt aufgrund des flachen Landes. Nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs ist sie nach dem Muster des modernen sozialistischen Städtebaus wiederaufgebaut worden. Großstrukturen mit weiten Plätzen wurden über die alte, kleinteilige Stadtstruktur gelegt. In der Folge gibt es kein wirkliches Zentrum und viele Räume weisen einen eher unwirtlichen Charakter auf.

Nun ist die Industriezeit vorbei, die klassische industrielle Wertschöpfung erfolgt durch immer weniger Menschen, die Stadt wird wieder kleiner. Bevölkerungsprognosen sagen voraus, dass die Stadt im Zeitraum von nur 25 bis 30 Jahren ein Drittel bis die Hälfte ihrer Einwohner im Vergleich zur Einwohnerzahl von 1989 verloren haben wird (alle Zahlen und Aussagen im Text beziehen sich hauptsächlich auf den Stadtteil Dessau der Doppelstadt Dessau-Roßlau – deshalb wird hier immer von Dessau gesprochen).

Vor diesem Hintergrund wagt Dessau einen radikalen Neuanfang. Der zu groß gewordene Stadtkörper soll, so sieht es das Umbaukonzept vor, in kleinere urbane Einheiten – urbane Kerne – gegliedert werden. Durch »gestaltenden Rückbau« sollen »Landschaftsrisse« in die Stadtscholle gelegt werden, die die Stadt neu gliedern und »verdichten« helfen. Nach dem Motto »Urbane Kerne, landschaftliche Zonen« steuert man auf ein Raummodell von Stadtinseln in Landschaft zu. Damit verbunden ist die Absicht, die sinkenden Res-

sources des städtischen Haushalts nicht mehr für die Infrastruktur eines viel zu groß gewordenen Stadtkörpers aufrechtzuerhalten, sondern in kleinere städtische Einheiten zu lenken. Diese Strategie des Umwandeln von Gebaurem in Grün ist auf den langen Zeitraum von 20 bis 30 Jahren ausgelegt.

Die Dimension dieser Entscheidung wird besonders auch dann bewusst, wenn man sich Eigentumsverhältnisse und Planungsrecht ansieht. So umfasst die Zone des ersten geplanten Landschaftsrissses eine Fläche von 90 Hektar, die verschiedensten Eigentümern gehört: etwa tausend Einzelpositionen an der Zahl. Wie soll es gelingen, all diese Eigentümer zur Umwandlung ihrer Grundstücke in Grün zu bewegen? Ein sogenannter Abrissflächen-Konsensplan, der mit den drei großen Wohnungsunternehmen aufgestellt wurde, scheiterte kurz nach seiner Fertigstellung an der Konkurrenz der Unternehmen am Wohnungsmarkt.

Das zweite Problem ist, dass keiner diese Landschaft haben will! Die öffentliche Hand fürchtet die hohen Pflegekosten, den Wohnungsunternehmen bringen diese Flächen keine Gewinne, sondern schlagen als »Kostenfaktor« in den Bilanzen zu Buche, die Landwirte würden zwar gern diese Flächen kultivieren, allerdings sind sie erst ab drei Hektar zusammenhängender Fläche interessant für eine Bewirtschaftung. »Zu laut und zu verschmutzt« antworten die Schäfer aus der Umgebung auf die Frage, ob sie die Flächen mit ihren Schafen beweiden wollen. Und für die Kulturinstitutionen der Stadt sind sie einfach nur Unorte, vermeintlich zu klein, zu wenig chick, zu unordentlich, ja zu »abwegig«, um darauf etwas Sinnvolles für Sport, Freizeit, Erholung und Jugendarbeit zu machen. Bis auf wenige Ausnahmen standen in der ersten Phase des Stadumbaus die klassischen Stadtakteure dem Ganzen eher skeptisch gegenüber, warteten ab und sicherten die Besitzstände.

Katalog der Akteure

Das war die Chance, auf ganz neue Akteure zuzugehen und neue Ideen für die künftige urbane Landschaft zu generieren. Im Rahmen einer Planungswerkstatt Stadumbau wurde eine zweimonatige Kampagne gestartet, in der Vereine, Initiativen, Privatpersonen, Unternehmen in die Räume der Dessauer Lokalen-Agenda-Initiative eingeladen wurden, um ihre Vorschläge und Ideen für Nach- und Zwischennutzungen auf den freiwerdenden Flächen zu entwickeln. So wurde gefragt, ob sie eine Fläche in Nutzung nehmen wollen und wenn ja, wie? In welcher Rolle sie sich dabei sehen, ob als Erwerber, Pächter, temporärer Nutzer, als Nachbar, Dienstleister oder »Aktivist«? Es wurde über Ressourcen gesprochen, die sie einbringen können: Man-Power, Geld, Finanzen, Eigentum, Wissen. Am Ende dieser Gespräche gab es immerhin 20 Interessenten für

Freiräume auf Abrissflächen, von denen zehn bereits konkret umsetzbare Projektideen mit zum Teil klaren örtlichen Vorstellungen hatten. Diese Wünsche und Bedarfe wurden im Katalog der Akteure erfasst, der in der Folgezeit fortgeschrieben wurde. Im Laufe dieses Prozesses erfolgte ein Paradigmenwechsel: Nicht mehr über das Abreißen, Wegnehmen, Zerstören wurde kommuniziert, sondern über das Fügen, Formen, Hinzugewinnen – das Neugestalten.

Spielregeln der In-Kulturnahme

Für die Umsetzung dieser Ideen im Raum wurde der Bürger-Claim erfunden und der Begriff der In-Kulturnahme geprägt. Bürger, Unternehmen, Initiativen erhielten die Offerte, freigewordene Flächen nach eigenen Vorstellungen, Ideen, Wünschen zu gestalten – In-Kultur zu nehmen, wie wir sagen. In Referenz zur Goldgräberstimmung im frühen Amerika wurden diese Flächen Claims genannt. Die Akteure erhalten diese Fläche kostenlos, im Gegenzug übernehmen sie die Pflege und Gestaltung. Nach bestimmten »Spielregeln« können sie hier einen eigenen Gestaltungs-Entwurf umsetzen, einen Garten anlegen, eine Art dreidimensionale Visitenkarte für ihr Unternehmen gestalten oder aber auch eine Wildnis- oder Sukzessionsfläche realisieren.

Damit die Entstehung der Akteursflächen in die Gesamtphilosophie des Landschaftszuges passt und jedes einzelne Vorhaben auch eine Sichtbarkeit erlangt, wurden sie als einheitlich gestaltetes Modul in der Größe von 20 x 20 Metern definiert. Neben einem formellen Pflege- bzw. Gestattungsvertrag geben »Spielregeln der In-Kulturnahme« eine Anregung, was auf diesen Flächen gemacht werden kann, und was eher nicht. Wichtiger als Regeln ist aber das Gespräch. Die Flächen dazwischen werden als weite Wiesen mit Eichen-Gruppen gestaltet.

Nach zwei Jahren konnten die ersten Claims abgesteckt werden. Es entstanden unter anderem ein Apothekergarten, eine BMX-Strecke, ein Schutt- und Gesteinsgarten, der örtliche Energietisch experimentiert mit Versuchsfeldern für nachwachsende Rohstoffe, es gibt Aktiv-Claims für Tai-Chi und Nordic-Walking-Anfängerkurse, einen Interkulturellen Garten, einen Sinnesgarten, einen Imker-Claim.

Claims – urbane Gärten in neuer Landschaft

In ihrer Funktion als Plattform für eine offensive Bürgeraktivierung sind die Claims ein geeignetes Instrument. Sie sind bürgerschaftliche Interventionen im öffentlichen Raum mit einem klaren inhaltlichen Anliegen: Es entsteht eine neue Form von urbanen Gärten, durch die die Stadtlandschaft lebendig wird. Sie zeigen Alternativen zu herkömmlichen Flächennutzungen auf, und es sind

kleine Interventionen. Sie sind ästhetisch zum Teil spröde, fast unsichtbar. Sie helfen, über eine Kultur der Angemessenheit nachzudenken. Sie sind wichtige Motoren des Stadtumbaus, denn sie lenken die Aufmerksamkeit auf die Fläche, in den Raum. Überall dort, wo ein Akteur eine Claim-Fläche in Kultur nehmen möchte, müssen Eigentumsverhältnisse, Nutzungsverträge, konkrete Gestaltungsüberlegungen vor Ort geklärt und Beziehungen zur Nachbarschaft hergestellt werden. Das bringt immer wieder einen Schub in den allgemeinen Umbauprozess. »Noch im Jahr 2005 (wurde) ... dem Vorhaben die »Nicht-Machbarkeit« attestiert. ... Niemand hatte das Interesse und die Unterstützung unterschiedlicher Non-Profit-Initiativen als Projektmacher erwartet, die helfen, den neuen Landschaftszug praktisch am 0-Meter-Punkt ins Rollen zu bringen.« (Sonnabend 2010, S. 448).

Claims geben mit ihren Ideen der langfristigen Umbau-Vision konkrete Impulse. Sie stehen für vielfältige Perspektiven künftiger städtischer Landschaft an der Schnittstelle von Gartenkultur, Renaturierung und Landbewirtschaftung wie sie etwa mit den – etwas modischen – Begriffen Urban Farming, Wildnis und Sukzession, mit Bürgerwäldern, Gemeinschaftsgärten oder urbanen Wellnessräumen umrissen werden können.

Stadt als »Urbanes Gartenreich«

Diese Entwicklung konsequent weitergedacht, lässt ein neues Bild von Stadt vor unseren Augen entstehen: Stadt als »Urbanes Gartenreich«. Mit Fortschreiten des Rückbaus gewinnt der Landschaftszug weiter an Kontur und Gestalt. An den Übergängen von Kern zu Landschaft setzt Bautätigkeit ein: Die Eigentümer sanieren ihre Häuser, bauen Balkone an und öffnen geschlossene Wände oder Giebel für Loggien, Türen oder Erker. Sie schätzen das plötzliche Grün vor der Haustür und nutzen es. Die Kerne werden immer deutlicher aus der Landschaft herauspräpariert. Die eingeübten Methoden und Verfahren beim Umwandeln vom Gebauten in Grün werden gesamtstädtisch auf die neuen Risse in der Stadt übertragen.

Die Claims verwandeln und verstetigen sich. Sie etablieren sich zum einen mehr und mehr als feste Institutionen nachbarschaftlicher Aktivitäten oder erlangen als »Bildungsorte« eine neue Bedeutung. So können sie beispielsweise zu »Lernwerkstätten« für Imkerei und Urban Farming, für Wildnis-Pflegekonzepte, essbare Landschaften und für gesunde Ernährung werden. Hier findet anschauliche »Lehre« vor Ort und im Freien statt. Die Kurzumtriebsplantagen werden räumlich erweitert: Als »Energieband« ziehen sie sich durch die Stadt und werden in unterschiedlichen Zyklen geerntet. Zudem bereichern sie mit dem typischen Geruch von Balsam-Pappeln und dem Rauschen ihrer Blät-

ter den Landschaftszug auch atmosphärisch. Die Jugendlichen des BMX-Parcours haben in unmittelbarer Nachbarschaft zu ihren Claims schon jetzt eine leerstehende Fabrikhalle in Nutzung genommen und eine Skaterhalle darin errichtet. In wenigen Jahren wird es dort vielleicht zusätzlich ein kleines Sporthotel geben. Der Erdbeer-Claim hat »seinen Rahmen gesprengt« und ist zum ersten Selbsterntefeld mitten in der Stadt geworden. Neue Ideen wie zum Beispiel ein ökologisch wirtschaftender Gartenbetrieb oder ein Schaugarten für Permakultur sind hinzugekommen.

Dazwischen gibt es Naturschutz-Areale, Versickerungsbereiche, Wildnis-Oasen und natürlich Wiesen mit Eichen-Gruppen. Die Pflege hat ein Konsortium verschiedener lokaler Landschaftspflegebetriebe übernommen, das nach einem klug ausgedachten Rhythmus in Pflegestreifen über die Flächen fährt, unabhängig von ihrem jeweiligen Eigentümer. Die Kosten dafür werden von den Flächeneigentümern gemeinsam aufgebracht, die sie in einen kollektiven Pflegefonds stecken.

Räumlich muss man es sich vielleicht am besten so vorstellen: ein kleinerer, wohl proportionierter Stadtkern, der sich um den Ort der mittelalterlichen Stadtgründung erstreckt, bildet ein »eng gefasstes Gravitationszentrum in einer weit auslaufenden Stadtlandschaft« (Stadt Dessau-Roßlau 2009, S.21). Die historisch gewachsene große Nord-Süd-Stadtachse bleibt als besondere baulich-räumliche Zäsur erhalten. Sie wird in rhythmischen Abständen von Grün unterbrochen. In der übrigen Landschaft »werden gute Wohnlagen gesichert und qualifiziert«, auch Neubau gehört dazu. Prägende Bauten und Ensembles wie etwa das Theater, drei sehr markante Hochhäuser, das Gerichtsgebäude, ein denkmalgeschütztes Fachwerkhäus werden als Solitäre herausgeschält und sind, wie im klassischen Park, Blickpunkt und Attraktivitätsort zugleich.

Die Quartiere selbst werden zu »Wirtschaftseinheiten«, von denen Wertschöpfung ausgeht. Sie werden als »urban factories« qualifiziert. Dank der technischen und technologischen Möglichkeiten ist man nicht mehr auf zentrale Versorgungshierarchien angewiesen. Schritt für Schritt wird auf dezentrale Ver- und Entsorgung umgestellt. So werden die Quartiere energieautark bzw. produzieren sogar Überschüsse, die sie in Netze einspeisen können.

Die Steuerungszentrale für die Kultivierung und Pflege der umliegenden Flächen sitzt ebenfalls im jeweils benachbarten Quartier. Hier gibt es außerdem einen hochmodernen Maschinenpark, Fachleute, die man um Rat fragen kann, eine Gartenbibliothek und Bildungsmöglichkeiten, neben Suppenküche und Tafel auch den Quartiershof.

Wie in der Landschaft des Gartenreichs gibt es eine Vielfalt an Wegebeziehungen und Blickachsen, die das städtische Gefüge über den Landschaftsraum

zusammenhalten. »Da sich die Entwicklung der Kerne in einem flexiblen Prozess befindet, können sich Größe, Nutzungsstruktur und gegebenenfalls auch Anzahl ändern.« (ebd.).

Pixel und Claims – zur Erfindung neuer Urbanitäten in Zeiten des Schrumpfens

»In der heutigen Stadt entstehen offene, planlose Räume, in denen sich Mächtige und Benachteiligte neu treffen und die die Chance bieten für eine Demokratisierung von Stadtpolitik, Stadtkultur und Stadtökonomie.«

(Sassen 2000)

Grün vor jeder Haustür, eine Art Allmende in jedem Quartier, städtische Landwirtschaft in Korrespondenz zu den bestehenden Kleingärten, Gärten zum Selbsternten ganz nah am Stadtzentrum, dazwischen großflächige Wald- und Wildnisflächen als Wasserspeicher und Kaltluftproduzenten, dezentrale Abwasserentsorgung mit Versickerungsflächen, Quartiere als Energieproduzenten – eine paradiesische Vorstellung.

Das unmittelbare Nebeneinander von landschaftlichen und urbanen Strukturen kennzeichnet das künftige Stadtbild. Es ist das Bild einer hybriden Stadtlandschaft mit schon jetzt vorstellbaren Qualitäten. Alles nur ein schöner Traum? Wir wissen: Das Umsteuern in Richtung einer nachhaltigen Stadtentwicklung entsteht nicht per Verordnung oder per Plan von oben, es entwickelt sich aber auch nicht allein durch Aktionen von unten. Es passiert nicht per Gesetz und Akklamation. Nischen, subkulturelle Elemente, das Engagement des Einzelnen oder von Gruppen sind notwendig, um überhaupt eine andere Perspektive zu entwickeln. Um diese gesellschaftlich wirksam werden zu lassen, brauchen sie eine offene Atmosphäre des »Gewollt-Seins« und strukturelle Möglichkeiten zur Entfaltung.

Der »Fall Dessau« zeigt, wie mit einem gezielt gesetzten Impuls von oben eine Aktivierung und In-Kulturnahme von unten stimuliert werden kann. Top-down-Strategie und Bottom-up-Initiative verschränken sich und befördern einander. Im Ping-Pong von langfristiger Perspektive und kurzfristiger Intervention entsteht eine ganz eigene Dynamik, die zwar erhoffte, aber in dieser Form nicht planbare Effekte hervorzubringen vermag. Was wurde und wird gemacht, um diese Form der Aneignung von Flächen mit und durch Bürger ganz gezielt zu unterstützen?

Pixelierung. Herunterbrechen auf beherrschbare Maßstäbe: Um den Prozess der In-Kulturnahme zu stimulieren, wurde ein Raster von 20 x 20 Metern

über die Stadt gelegt. Die Stadt wurde symbolisch aufgепixelt und zwar in die durchschnittlich kleinste Grundstücksgröße von 400 Quadratmetern. 400 Quadratmeter, das ist die Größe zum Beispiel eines Gründerzeithauses, kleinen Einfamilienhauses oder eines Kleingartens. Eine solche Fläche kann leicht auch von einer Familie, einer Gruppe oder einem einzelnen Akteur gestaltet werden. Auf diese Weise müssen die Akteure keine Angst davor haben, ein Stück Stadt mitzugestalten: Kleine Akteure übernehmen eine einzelne Pixelfläche, größere Akteure mehrere nebeneinander liegende. Der große städtische Maßstab des 90-Hektar-Landschaftszuges wurde auf diese Weise in kleinere beherrschbare Einheiten heruntergebrochen.

Cut and Paste: Die einzelnen Interventionen sind eingebettet in eine langfristige, zeitlich und räumlich flexible Umbaustrategie. Die Hauptverabredung ist: Wo Gebäude fallen, entsteht Landschaft. Wenn ein Gebäude abgerissen wird, wird an dieser Stelle ein Stück Landschaft eingefügt. In Kohärenz zu diesem Prinzip wächst die neue Stadtlandschaft Stück für Stück, Pixel für Pixel aus der Fläche heraus und wird in der vorgesehenen Landschaftszone über den langen Zeitraum von 20 bis 30 Jahren immer dichter.

Gestaltung durch Module: Ein solch dynamisches Konzept braucht ein definiertes Set an Gestaltungs-Modulen, damit am Ende das gewünschte (Landschafts-)Bild entstehen kann. Die Frage »welche Landschaft wollen wir?« wurde vorab intensiv diskutiert: einen urbanen Park, ein großes Land-Art-Areal, Wildnis, Wald oder weite Wiesen, eine Energielandschaft, Acker oder Gartenland? Die Entscheidung fiel darauf, das Bild des Dessau-Wörlitzer Gartenreichs als Vorbild für die heutige Gestaltung zu nehmen. Übersetzt in Module heißt das: Weite Wiesen, Eichen-Gruppen und dazwischen die schon benannten Claims als Funktionsflächen.

Branding. Entwicklung einer Marke »400 qm Dessau«: Um den kleinen Interventionen eine Sichtbarkeit, eine Bühne zu geben, wurde eine eigene Marke entwickelt. Sie dient dazu, die Bürger offensiv einzuladen, sich an dem Projekt zu beteiligen. Die Marke wird in den Raum übertragen. Sie markiert Standorte, Bauschilder, Flyer und Infotafeln. Schließlich werden die Claims selbst mit einem quadratischen Rahmen, gestaltet als Rasenpassepartout und gefasst mit einem einfachen roten Holzbrett, ausgestattet.

Eine eigens eingerichtete **Kontaktstelle Stadtumbau** unterstützt diesen Prozess. Sie hat ihren Sitz mitten im Quartier und versteht sich als neuartige

Dienstleistung an der Stadt und am Bürger. Ihre Aufgabe ist es, Akteure für das Projekt zu gewinnen, den Akteuren bei der Umsetzung ihrer Idee in der Phase der Konzeption bis zur Umsetzung behilflich zu sein, den Akteur »auf die Fläche zu bringen«. In der schwierigen Phase der Etablierung und Pflege geht es darum, Kooperationen und Unterstützung anzubieten, Netzwerke zu mobilisieren, durch Aktionstage und Veranstaltungen die öffentliche Wertschätzung zu erhöhen, bei Konflikten zu moderieren, sprich die Claim-Community »bei Laune zu halten«. Sie übernimmt eine Shuttle-Funktion zwischen dem Bürger und der Verwaltung. Sie wurde von der Stadt Dessau eingerichtet und finanziert sich aus dem Stadtumbaufonds.

Urbane Verdichtung durch Aktivitäten – eine Kultur der tätigen Aneignung

Diese Form der »Landnahme« entfaltet eine eigene Dynamik einmal zwischen den Akteuren untereinander sowie zwischen Akteuren kommunaler Politik und Planern, aber auch in Bezug auf den Raum und seine Neu-Nutzung. An die Stelle einer Abfolge klassischer Planungsschritte tritt ein dynamisches Modell des Agierens und Reagierens, wie es schöpferischen Prozessen eigen ist. Im Dreiklang von »positivem Bild«, methodischer Idee (»Pixelierung«) und konkreter räumlicher Intervention (»Claim«) wird der Umbauprozess immer weiter vorangetrieben und in die gewünschte Richtung einer ästhetischen und wirtschaftlichen Neu-Orientierung der Stadt justiert. Nicht das lineare Hinsteuern auf einen Finalplan, sondern die permanente Konfiguration und Rekonfiguration von Wissen, Formen, Bündnissen sind dabei der eigentliche und immer wieder neu zu gestaltende Prozess.

Etwas Eigenartiges ist im Entstehen: Stück für Stück werden Grundstücke, die sich vormals in privatem Eigentum befanden, in einen öffentlichen Freiraum verwandelt. In den neu entstehenden Freiräumen entstehen wiederum Areale individueller Nutzung mit einem fast privaten oder halböffentlichen Charakter. Die klassische funktionale und soziale Zonierung in privat, halböffentlich und öffentlich wird immer mehr aufgehoben. Auch die Trennung in Herkunft und Atmosphären wie rural und urban, modern und romantisch spielt eigentlich keine Rolle mehr. Sie weicht mehr und mehr einer »Intervention aus dem Augenblick«, die erst im Nachhinein bewertbar sein wird.

Der Raum verändert dabei seinen Charakter: Er wird nicht über Nutzungen und Funktionen von oben programmiert, sondern bestimmt vom Prozess der In-Kulturnahme durch Akteure, der wiederum einen Urbanitätsbegriff schafft, der sich weniger aus dem generiert, was Leute von oben

für die Stadt planen, sondern was Bürger in ihr real machen (können). Es geht um eine »Kultur des Stadt-Werdens«. »Die Rechte am Grundstück werden nicht käuflich, sondern durch tätige Aneignung erworben und gesichert.« (Sieverts et al. 2004, S. 1, 6).

Es ist eine neue Form von Stadt(landschaft), die aus dem konkreten Tun der Beteiligten erwächst und ihren Wert aus den realen Gestaltungen von vielen gewinnt. Damit verliert der Raum an »Statik«. Er wird mehr und mehr zu einem oszillierenden Gebilde, in dem verschiedene Dinge zugleich passieren und sich Gestaltungsmöglichkeiten eröffnen.

Die Kunst besteht darin, diesem Prozess des Oszillierens eine Struktur, eine Orientierung zu geben. Es geht um das permanente Finden und Neuerfinden von Lösungen, das Befördern von Kreativität und Inspiration oder, anders gesagt, um das Hervorrufen, Wecken, Reifenlassen – übrigens ein sehr gärtnerisches Prinzip. Claiming! kann ein Instrument dafür sein, eine solche *urbane* Kultur des Austauschs und der Interaktion zu fördern. Die Perspektive: Besetzen, Ausprobieren und Tatsachen schaffen löst eine Bewegung aus auch für das Aushandeln und die Kommunikation künftiger Ziele. Was will man in Zukunft in diesen Landschaftsräumen machen? Entmagerung durch künstliche Steppenvegetation oder Anreicherung durch natürliche Sukzession, Extensivierung, um Pflegekosten zu sparen oder Intensivierung, um innerstädtische Landschaft in vielfältigster Weise wieder produktiv zu machen? Die Antwort bleibt künftigen Aushandlungsprozessen vorbehalten.

Claiming! – In-Kulturnahme urbaner Landschaft

Es gibt inzwischen zahlreiche Beispiele mit vergleichbaren Ansätzen und unterschiedlichem Realisierungsgrad: das Neuland-Projekt in Berlin, 100 qm Dietzenbach, die Bewegung der Interkulturellen Gärten als bundesweites Netzwerk, »Land for free«, eine Idee für das Ruhrgebiet, das Projekt Continuous Productive Urban Landscapes/Produktive Stadtlandschaften (CPULs) in England, um nur einige wenige zu nennen. Gemeinsam ist ihnen, dass sie

- das Städtische vom Freiraum aus stabilisieren helfen,
- die Utopie einer neuen Stadtkultur formulieren im Sinne einer Kultur des permanenten Veränderns und Neukonfigurierens von Stadt (Diversity, Open-Source-Urbanism),
- ungewohnte, verstörende, auch »unsichtbare« Bilder hervorbringen,
- eine neue Ästhetik der Angemessenheit produzieren
- und neue Themen und Inhalte für künftige Stadtentwicklung besetzen und platzieren.

Damit werden

- schöpferische Prozesse des Agierens und Reagierens angeregt,
- neue qualitative Parameter städtischer, räumlicher Entwicklung in die Diskussion gebracht (Renaturierung, gesundes Essen, Nachbarschaften usw.),
- neue ökonomische Prinzipien thematisiert (Haushalten, Reproduktion, Regionalität...).

Bei all diesen Projekten geht es weniger um eine abgeschlossene Gestaltung als um eine tätige Aneignung von Stadt, die sich aus sozialen und kulturellen Kontexten speist. Es geht nicht um Park- oder Freiraumproduktion im klassischen Sinn, sondern darum, einen Akt der In-Kulturnahme in den neu gewonnenen Freiräumen zu stimulieren. Was lässt sich an Regeln oder Erkenntnissen ableiten, um solche Strategien der Raumaneignung und der Raumnutzung für eine nachhaltige Entwicklung zu fördern?

(1) Land for Free: Freiräume sind freie Räume für Alternativen.

Sie sollen bewusst hergestellt werden.

Freie Räume sind Chancen, um die Frage nach dem »guten« Leben in der Stadt neu zu stellen, die Stadt »besser zu machen«, das Gemeinwesen vom freigewordenen Raum her neu zu denken. Freie Räume können helfen, andere Ziele zu determinieren und Alternativen zu formulieren, wie beispielsweise ökologische, ökonomische oder auch politische Absichten. Sie sollen bewusst hergestellt oder auch bewusst freigehalten werden. Das gilt auch für die wachsende Stadt. Nach dem Pixel-Prinzip könnten Immobilien bewusst aus dem Markt genommen werden, um hier Unkonventionelles und Ungewöhnliches zu gestalten. Der »Mehrwert« ist der immer wieder neu kreierte Impuls, der in den benachbarten Raum hineinwirken kann. So entsteht eine moderne Form von urbaner Allmende als gemeinschaftlich zu gestaltendes Land. Das Besondere daran ist, dass Kriterien, Ziele, Beteiligung immer wieder ausgehandelt werden müssen und der Raum damit »in Bewegung« bleibt.

(2) Für ein gutes Leben in der Stadt braucht es Teilhabe.

Die Gewinnung neuer Akteure erfordert planerische Impulse von oben, die eine Aneignung von unten anregen und ermöglichen. Eine so implizierte Neu-Nutzung von StadtLandschaften bringt andere und ungewöhnliche Freiraumtypologien hervor. Soziale und kulturelle Aspekte werden neben den klassisch ökologischen Ansprüchen an Bedeutung gewinnen.

(3) Teilhabe braucht beherrschbare Maßstäbe: einen anderen Maßstab wagen, um das Kleinteilige zu fördern und die lebensweltliche Perspektive zu stärken

Die Interventionen von Akteuren sind so groß (oder klein), so stark (oder schwach), wie ein Einzelner, eine Gruppe oder ein Netzwerk von Akteuren sein kann. Es muss ein anderer, kleinerer, überschaubarer Maßstab gewagt werden, bei dem die Menschen selbst Verantwortung übernehmen und in Interaktion treten können. Dabei entsteht eine neue Kultur der Angemessenheit, die aus den realen Bedarfen der Einzelnen kommt. Aufgabe ist es, den großen städtischen Maßstab, der sich durch die Großformen der Industrialisierung entwickelt hat, herunterzubrechen auf beherrschbare Einheiten. Denn ein räumlicher Maßstab ist immer auch Ausdruck eines sozialen Verhältnisses.

(4) Prozesse des Temporären stimulieren

Temporäre Nutzungen schaffen Gelegenheiten, etwas auszuprobieren. Sie stimulieren die Auseinandersetzung mit dem freien Raum im Kontext der gebauten Struktur. Durch temporäre Gestaltungsformen werden direkt Erfahrungen gesammelt für den Umgang mit der Transformation der Stadt. Sie helfen, Gewissheiten zu erlangen, Strategien zu reflektieren und diese in der mentalen Wahrnehmung der Stadtbewohner zu verankern. Temporäre Gestaltungen wären also zu fördern.

(5) Planung als ästhetischen Prozess anlegen und immer wieder Bilder produzieren

Gestaltung für lange Zeiträume versteht sich als permanenter schöpferischer Akt, der der fortwährenden Vergewisserung und Vereinbarung bedarf. Anstelle der einmaligen kurzfristigen gestalterischen Intervention tritt ein langfristiger Prozess des Modellierens und Verwerfens. Dafür gilt es Formen zu entwickeln und Strukturen zu schaffen, die diesen Prozessen einerseits Kontinuität verleihen, aber auch Gestaltungslust wecken und Gestaltqualität sichern. Das Raster im Dessau-Projekt versteht sich als eine solche gestalterische Setzung. Es ist eine Setzung, die dem Einzelnen, dem Kleinen Präsenz verschafft und dennoch das Bild eines künftigen Ganzen nicht aus dem Auge verliert. Es ist aber auch ein gestalterischer Kniff, um dem Zufälligen eine strukturelle Möglichkeit zu geben und das Überraschende, Unerwartete hervorzulocken.

(6) Das Unaufgeräumte – Ungewohnte – Unvorhergesehene aushalten

Dabei entstehen ganz andere Bilder, als wir sie gemeinhin gewohnt sind zu sehen und als »gestaltet« wahrnehmen. Sie sind in der Regel klein oder unspek-

takulär (auch flüchtiger, flirrender ...), sie verstören, sie entfalten ihre Schönheit oft erst auf den zweiten Blick. Manchmal brauchen sie eine Erklärung, manchmal erklären sie sich durch die Poesie ihrer authentischen Sprache. Sie befragen unser gängiges Bildrepertoire.

(7) Pixelierung: Strukturen, um zeitlich und räumlich flexibel zu sein

Diese Bilder sind nicht fertig. Sie laden dadurch ein zum Mittun, zum Andocken, zum Improvisieren. Wir müssen ihnen auch die Option des Irrtums und des Scheiterns zugestehen und immer wieder zum »Bilder produzieren« ermutigen.

In-Kulturnahme muss man lernen

Oft war es der Garten, der in historischen Umbruchsituationen etwas Neues vorwegnahm und Alternativen zum Bestehenden aufzeigte. In der Historie gibt es dafür verschiedene Beispiele. Hier in der Region Dessau sind es zwei, die in besonderer Weise hervorstechen: der Wörlitzer Garten als Teil des Dessau-Wörlitzer Gartenreichs (18. Jh.) und die Selbstversorgergärten von Leberecht Migge (20er-Jahre des 20. Jh.) mit ihrem sozialreformerischen Ansatz. Heutzutage formuliert die Permakultur-Bewegung am klarsten eine neue Kultur im Umgang mit Ressource und mit Raum. Mit ihren Prinzipien und Praktiken einer Kreislaufwirtschaft zeigt sie eine konsequente Alternative zur vorherrschenden Ökonomie einer industriellen und monostrukturellen Wirtschaft auf. Ziel der Permakultur-Bewegung ist eine Zusammenführung von Landbewirtschaftung, Ressourcenregeneration sowie Arbeit, Muße und Ästhetik. Bodenvermehrung statt Bodenzerstörung, langfristige Optimierung statt kurzfristige Maximierung, Begrenzung von Systemen (»Sättigung«) statt unüberschaubare Vergrößerung und damit Entkopplung sind Prinzipien, die nicht nur für den Permakultur-Garten Gültigkeit haben, sondern darüber hinaus auf eine andere Art des Wirtschaftens und Lebens im Zeitalter von Klima-, Stadt- und Landschaftswandel verweisen.

Das bringt mich zu einem letzten Punkt: Diese Entwicklung weitergedacht, rückt die Perspektive einer neuen städtischen Landwirtschaft, die strukturell in den Städten verankert ist und viele Bevölkerungsgruppen einbezieht, in greifbare Nähe. Das muss man wollen. Und das kann man fördern. Hier hilft wiederum ein Blick in die Geschichte: So wurden im Wörlitzer Park die neuesten, damals aus England importierten Erkenntnisse bei der Landbewirtschaftung in Mustergütern und Experimentierwerkstätten weitervermittelt, der Wörlitzer Park selbst wurde zum Schau-Garten für alles Neuartige, bei Migge waren es die Siedlerschulen, die integraler Bestandteil seines

Konzeptes waren. Heute sind es vielleicht Lernwerkstätten, Garten-Akademien oder Community Center, die eine solche Rolle einnehmen könnten. Auf diese Weise kann der Impuls aus der »neuen urbanen Gartenbewegung« weitergetragen werden: in die Fläche und in den Raum, zu den Bewohnern und den Institutionen. Ja, und mit dazu beitragen, dass der Traum von einer nachhaltigen Stadt in nicht mehr allzu weite Ferne rückt.

Literatur

Sassen, Saskia (2000). Vortrag auf dem UIA-Kongress. Berlin.

Sieverts, Boris/Bremer, Stefanie/Sander, Henrik & Dirk E. Haas (2004).

Land for Free. Die Stadt der Pioniere. Eine Kampagne für das Ruhrgebiet als Kulturhauptstadt Europas 2010. Köln, Dortmund, Essen.

Sonnabend, Regina (2010). Prozesse der IBA Stadtumbau 2010. In: Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.). Internationale Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010, Weniger ist Zukunft. 19 Städte – 19 Themen. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung in der Stiftung Bauhaus Dessau. Berlin: jovis, S. 444–451.

Stadt Dessau-Roßlau (2009). Dokumentation der Internationalen Expertenwerkstatt »Urbaner Kern Innenstadt Dessau«. Arbeitspapier. o.O.

Heidrun Hubenthal

Leberecht Migges Konzepte nachhaltiger urbaner Landwirtschaft

Jahrzehntelang hat der moderne Städtebau eine Abwendung vom Boden betrieben. Er wurde zu weitläufigen Park- und Erholungslandschaften ausgebaut und zu gepflegten Abstandsflächen degradiert. Zwar hatten Ebenezer Howards Gartenstädte auch hierzulande noch verschiedene Gartenvorstädte angeregt, aber mit der wachsenden Vollbeschäftigung nach dem Zweiten Weltkrieg überließ man die städtischen Freiräume zunehmend den Rasenmähern der zur Pflege bestellten Gärtner. Die »aufgelockerte und gegliederte Stadt« bekam Licht, Luft und Sonne auch ohne mühsamen und nach Armut aussehenden Gemüseanbau. Dabei gab es von Anfang an in der Moderne Stimmen, die eine solche Ästhetisierung städtischer Freiräume kritisierten und auf deren Potenzial für die Selbstversorgung und Krisenunabhängigkeit der Bewohner verwiesen.

Wohl am deutlichsten formulierte diese Kritik seit den frühen 1920er-Jahren der Gartenarchitekt Leberecht Migge, der zu Bruno Tauts programmatischem Büchlein »Die neue Wohnung« (Taut 1924) sarkastisch bemerkte: »Wir, die gern bereiten Opfer der Neuen Wohnung, sind für die mannigfachen Reize der äußeren Gestaltung (...) nicht unempfänglich; aber wir sind weniger gesonnen, diese epidermischen Bauzeichen für wichtiger zu nehmen als sie sind. Der technisch-artistischen Bereicherung des Bauens stellen wir die dynamische Bereicherung des Bauens gegenüber.« (Migge 1927, S. 76).

Und was er damit meinte, führte Migge in zahlreichen Schriften, in vielen Projekten und in seiner Worpssweder Siedlerschule vor.¹ Aber all das war,

¹ In der Siedlerschule Worpsswede, 1920 gegründet von Leberecht Migge und Max Schemmel, wurden künftige Siedler ausgebildet. Von 1923-1929 wurde eine eigene Zeitschrift herausgegeben »Die Siedlungswirtschaft«, die den Siedlungsgedanken verbreitete, über eigene

mit dem sarkastischen Titel einer Schriftensammlung des von ihm viel zitierten und gelobten Mitstreiters Adolf Loos ausgedrückt, »ins Leere gesprochen« (Loos 1921). Die Moderne baute zunehmend auf säuberlich getrennte Nutzungen, auf Wohnen hier und Arbeiten da, und auf Innovation, jedenfalls nicht auf so überkommene Dinge wie Gemüsebeete.

Erst heute, inmitten all der Krisen und Katastrophen, die diese Wachstumsgesellschaft produziert, finden die Projekte und Anregungen der frühen Warner Gehör. Migges »Kolonialpark«, sein Entwurf für einen Volkspark für Düsseldorf–Golzheimer Heide (s. Abbildung S. 206), der zwischen breiten Spazierwegen und kleinen Sport- und Bewegungsflächen große Gartenkolonien vorschlug, könnte beinahe eins zu eins eine Vorwegnahme künftiger Parks mit heutigen Gemeinschaftsgärten sein.

Auch der von der Bewohnerschaft der benachbarten Hochhausquartiere erkämpfte Park Miraflores in Sevilla ist ein »Kolonialpark« nach Migges Vorstellung: Das ist »dynamische Bereicherung des Bauens!« (Wilkens 1981). Viel unspektakulärer war Migges Planung im Rahmen des Wohnungsbauprogramms »Das Neue Frankfurt« für die Römerstadt: Diese Planung verfolgte das Ziel, jede Wohnung direkt oder wohnungsnah mit einem Garten zu versorgen. Es entstanden Gärten in der Größe von 110 bis 150 Quadratmetern. Auch Dachgärten gab es, die die Wohnungen in den Obergeschossen mit einem Außenwohnraum ergänzten. Und für diejenigen, deren Geschosswohnungen ohne Garten waren oder die noch mehr Gartenfläche brauchten, gab es die Möglichkeit, in einem vorgelagerten Kleingarten-Gürtel eine Parzelle mit kleiner Laube zu pachten. Geht man heute durch die Römerstadt, wird die enorme Steigerung der Wohnqualität augenfällig, die durch die intensive Besetzung der parzellierten Freiflächen ermöglicht wird. Selbst da, wo sich die Nutzgärten zur Versorgung mit Obst und Gemüse zu reinen Freizeitgärten entwickelt haben, verfügen sie immer noch über ein Potenzial zu eigener Gartengestaltung und Selbsthilfe. Bemerkenswert ist ebenfalls, dass die Mietergärten auch heute noch einen hohen Anteil von Nutzgärten aufweisen. Alle diese Freiräume in der Römerstadt eröffnen – jenseits von Fitness- und Sonnenstudios – den Zugang zu Freiluft, Sonne und Boden und zu vielfältigen Möglichkeiten der Betätigung bis hin zum eigenen Lebensmittelanbau.

Projekte berichtete, aber auch eigene Erfindungen hervorbrachte, wie das Metroklo, das Dungsilos, die Worpssweder Sonnenlaube oder die Worpssweder Siedlerfenster (von Reuß 1981, S. 14–19).

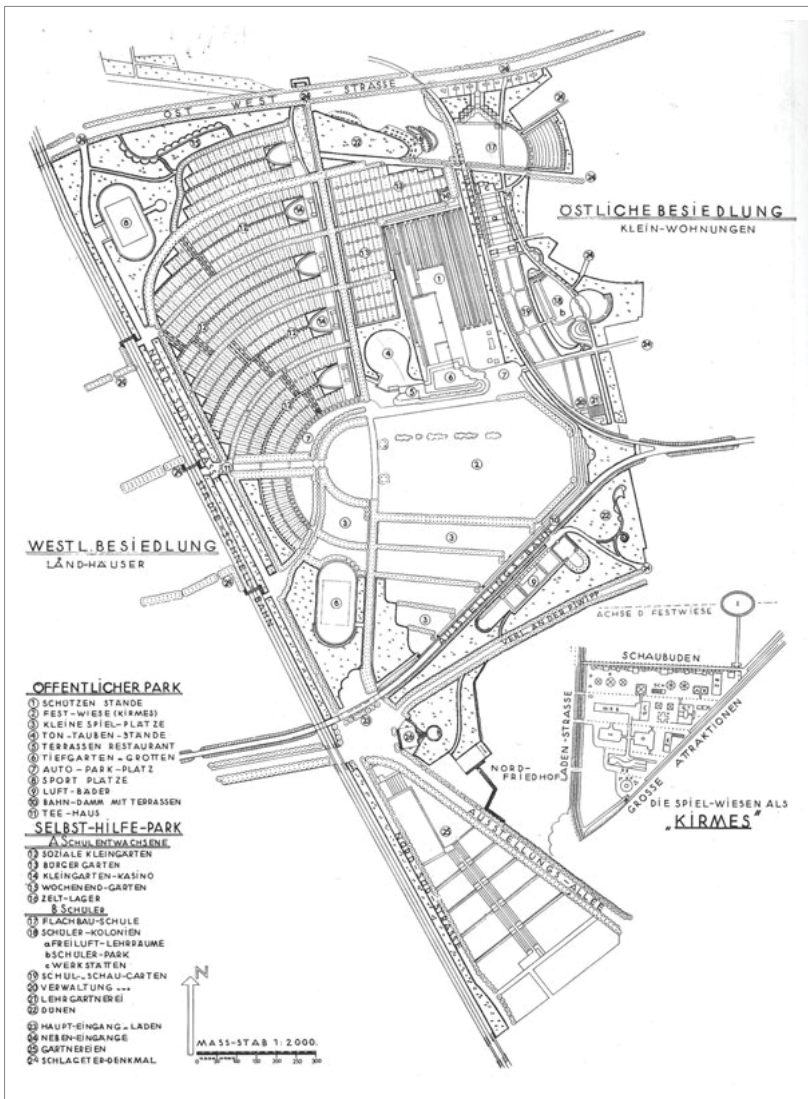


Abbildung: Entwurf Kolonialpark Golzheimer Heide Düsseldorf 1926

(Quelle: Migge, Leberecht (1930) Rentable Parks in:
Zentralblatt der Bauverwaltung Nr. 4, Berlin S.93f.)

Schon am Ende des Ersten Weltkriegs hatte Migge in »Jedermann Selbstversorger« (1918) vorgerechnet, dass eine fünfköpfige Familie sich von 200 Quadratmetern Boden ernähren kann, wenn auf weiteren 200 Quadratmetern Pachtland die nötige Stärke durch Kartoffeln und Wintergemüse produziert wird. Daraus entwickelte er Konzepte für Kleinsiedlungen mit unterschied-

lich großen Parzellen und gemeinschaftlich organisierten Nutzungen wie Sportplätzen, Weideland mit Viehzucht, Spielplätzen und einem Fischteich. Ganz im Sinne dessen, was später »ökologische Kreislaufwirtschaft« genannt wurde, war eine Düngerfabrik vorgesehen, in der Fäkalien, organischer Müll und Asche verwertet werden sollten. Diese selbstverwalteten Gartengenossenschaften sollten die Bewohner unabhängiger von staatlicher Politik und den Krisen der Wirtschaft machen. Migges Planung für die »Kleingartenstadt Südgelände« in Berlin-Schöneberg 1920 legalisierte die dort schon existierenden Pachtgärten und integrierte ein System der Wasser- und Düngerversorgung für intensiven Gartenbau mit Selbstversorgung. Dazu propagierte er eine energiesparende Bauweise, deren »Wesen... in einem Kernbau (liegt), den leichte Stall-, Schuppen- und Glasanlagen als ›Wärmegürtel‹ umkleiden« (Migge 1920, S. 154). Auch hier sollten sich die Bewohner in kleinen Gartengenossenschaften organisieren, um notwendige technische Neuerungen nutzen zu können, aber auch um soziale und gesundheitsfördernde Einrichtungen wie Spielgärten für Kinder, Rodelbahnen, Tennisplätze und Sonnenbäder errichten zu können. Ergänzt werden sollte das Gebiet durch Schulgärten, einen großen Sportplatz und Promenaden mit Obstbaum-Alleen (Migge 1920, S. 154). Hier sollten Handlungsräume für den Einzelnen entstehen und auch den Geringverdienern die Möglichkeit eröffnet werden, einen Garten zu bewirtschaften und damit die Ernährung wenigstens teilweise zu sichern sowie den Kontakt zur Natur zu erhalten und zu genießen. Das Konzept der Selbstversorgung erfuhr 1932 eine Weiterentwicklung in Migges Publikation »Die wachsende Siedlung«. Wegen unterschiedlicher Arbeitszeitbedarfe und Flächenanforderungen entwarf er verschiedene »Siedlertypen«: Wochenendsiedler, Kleingärtner, Nebenerwerbssiedler und Vollerwerbsgärtner in Korrespondenz zur industriellen Lohnarbeit.

Idealtypisch können die Einzelpersonen die Richtung selbst bestimmen, ob sie mehr Zeit in die Lohnarbeit oder den Selbstversorgerhaushalt investieren wollen.

Heute scheint die Zeit reif, wieder von solchen Beispielen zu profitieren. Zunehmend suchen viele Menschen den Kontakt zur Natur, zum Boden und zu schadstofffreien, selbst angebauten Lebensmitteln. Und seit den 1990er-Jahren haben sich verschiedene Gartenformen für die sehr unterschiedlichen Zeitbudgets und Bedürfnisse herausgebildet wie Nachbarschaftsgärten, Interkulturelle Gärten, Krautgärten etc.

Migges Mahnungen und Vorschläge werden hundert Jahre später von der Planung neu entdeckt: Grün ist nicht mehr allein eine Kategorie der Ästhetik und des Gartendesigns. Was wir brauchen, sind städtische Freiflächen, die für

das wachsende Interesse an Selbstversorgung genutzt werden können; sind Organisationsformen, die kleine Kreisläufe ermöglichen, sind Möglichkeitsräume für Eigeninitiative und sozialen Zusammenhalt.

Literatur

- Migge, Leberecht** (1918). Jedermann Selbstversorger. Eine Lösung der Siedlungsfrage durch neuen Gartenbau, Jena.
- Migge, Leberecht** (1920). Die Kleingartenstadt »Südgelände« zu Berlin-Schöneberg. In: Sparsame Bauweise, Reichsverband zur Förderung sparsamer Bauweise e.V., Berlin.
- Migge, Leberecht** (1927). Siedlungswirtschaft. Mitteilungen der internationalen Siedlerschule Worpswede, Heft 2, S. 76.
- Migge, Leberecht** (1932). Die wachsende Siedlung nach biologischen Gesetzen. Stuttgart.
- Loos, Adolf** (1921). Ins Leere gesprochen. 1897–1900. Paris.
- Taut, Bruno** (1924). Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin. Leipzig.
- Reuß, Jürgen von** (1981). Leberecht Migge – Spartakus in Grün. In: Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel (Hg.): Leberecht Migge 1881–1935. Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Worpswede.
- Hubenthal, Heidrun/Reuß, Jürgen von** (2009). <http://kobra.bibliothek.uni-kassel.de/bitstream/urn:nbn:de:hebis:34-2009042727107/1/LeberechtMigge.pdf>
- Wilkens, Michael** (1981). Funktionalismus vom Boden her. In: Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel (Hg.): Leberecht Migge 1881–1935. Gartenkultur des 20. Jahrhunderts, S. 142–154.



Nomadisch, sozial, ökologisch, partizipativ:
die mobile urbane Landwirtschaft im Berliner Prinzessinnengarten



Säen, pflanzen, ernten, zubereiten, verspeisen:
Im Berliner Prinzessinnengarten werden Kreisläufe geschlossen und
die Menschen aus der Nachbarschaft zusammengebracht.



»Wir wollen die Dinge wieder zusammenbringen, so dass die
Leute das mal erfahren können: Das gehört zusammen.«



Spezialitäten aus eigener Produktion: In Interkulturellen Gemeinschaftsgärten gibt es 1001 Möglichkeiten, die Früchte des Gartens für den Winter zu konservieren.



Urbane Gärten sind ein wirksames Gegenmittel zum »Nature-Deficit-Disorder«: Kinder lieben es, mit den Händen in der Erde zu graben.



»Recycling ist für urbane Landwirtschaft eine wesentliche Ressource«: Gärtnern in aufgeschlitzten Tetrapaks.



Tomatensuppe mit Wildblüte aus eigenem Anbau:
lokal, saisonal, klimaneutral, lecker



Spießig war gestern: Urbanes Gärtnern ist hip.



Die Fläche urbar machen: die Nachbarschaft
beim freiwilligen Arbeitseinsatz im Prinzessinnengarten



Es gibt unzählige vergessene lokale Sorten:
In den urbanen Gärten erhalten viele wieder eine Chance.



Reissäcke sind
hervorragende
Blumentöpfe, sie
lassen Wasser
und Luft durch
und man bekommt
sie umsonst im
Asia-Laden.



In manchen Gemeinschaftsgärten feiern Nachbarn ihre Hochzeiten oder Geburtstage, Kiezmütter treffen sich, Kitagruppen bewirtschaften eigene Beete und helfen beim Imkern mit.



Rote Bete, Tomaten, Karotten: perfekte Zutaten für ein Sommermenü unter freiem Stadthimmel



In Gärten wird die Sortenvielfalt erhalten und damit die Ernährungssouveränität der Menschen gestärkt.



Gärten sind Freiräume des Improvisierens:
bunte Kartoffelsorten statt industrielle Monokulturen.



Interkulturelle Gärten bringen die Generationen zusammen – das ist selten geworden außerhalb der Familien.



Wo früher ein zugemülltes Parkdeck war, blühen heute die Internationalen Stadtteilgärten Hannover.



Freiraum für Kinder in den Interkulturellen Bewohner-
gärten des ZAK in München-Neuperlach



Zucchinernte in der
Trabantenstadt Neuperlach



Im Kiezsarten Prenzlauer Berg wird neben Kartoffeln, Rote Bete und Kräutern auch die Nachbarschaft kultiviert.



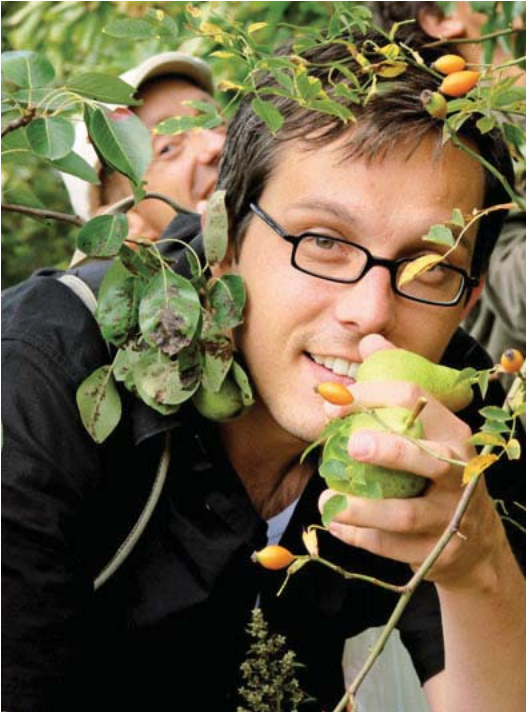
Interkulturelle Gärten erweitern den Raum und bieten Bewegungsfreiheit auch jenseits enger Wohnverhältnisse.



In schrumpfenden Städten ist das, was vorher fehlte, plötzlich zuviel da: Landschaft und Freiraum.



Gärten statt Plattenbauten: In-Kulturnahme von Abrissflächen in Dessau



Freies Obst für freie
Bürger: Die Internet-
Plattform mundraub.org
kümmert sich um
»herrenlose« Bäume.



Kirschen pflücken,
Obstbäume kartieren
und regionale Ressourcen
freilegen sind
die Aktionsfelder von
mundraub.org.



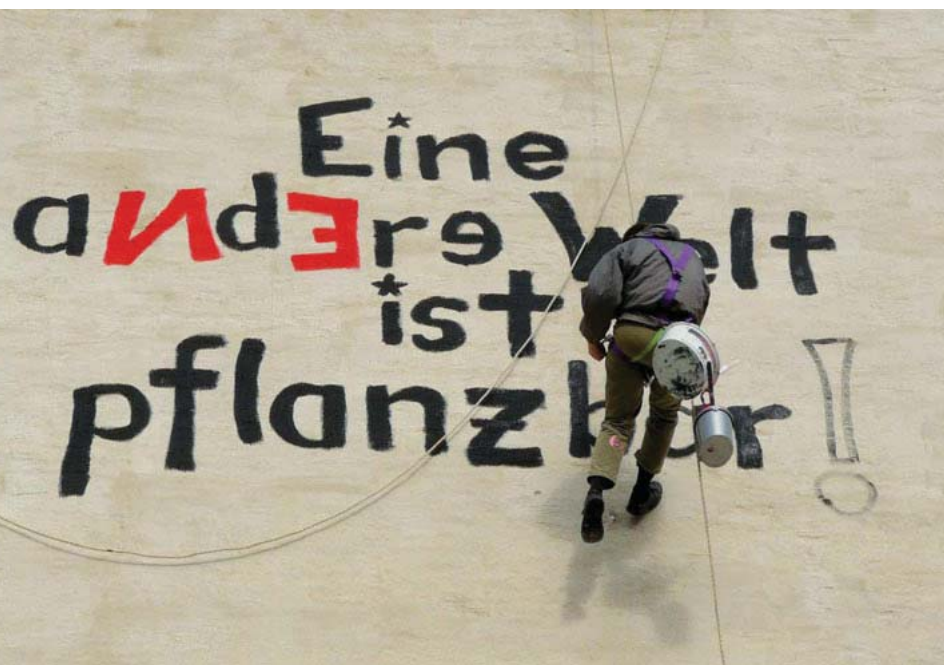
Vom lokalen Acker frisch auf den Tisch: Die neuen urbanen Gärten sind Orte von Genuss und Lebensqualität.



Mitinitiator der Bewegung der Interkulturellen Gärten:
Tassew Shimeles von den Internationalen Gärten Göttingen



Ein Garten muss umziehen: der Nachbarschaftsgarten
Rosa Rose auf dem Weg zu seinen Asylbeeten.



Gärtnern ist politisch.

Ursula Richard

Urbane Gärten als Orte spiritueller Erfahrung

»Unter dem Pflaster liegt der Strand«, ein Slogan der französischen 68er-Bewegung, wurde bei uns vor allem durch die undogmatische Linke bzw. die Spontis in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts bekannt. Unter dem zubetonierten Grau in Grau soll eine ganz andere Wirklichkeit liegen, eine, die Phantasie und Imagination beflügelt sowie nicht entfremdetes, zweckfreies, spielerisches Tun und Sein assoziieren lässt; eine Wirklichkeit, fast zum Greifen nah, über die wir aber nur allzu leicht auf unseren Wegen durch die zugestrandete Stadt hinwegtrampeln. Unter dem Pflaster liegt aber noch viel mehr als Sand und Steine, nämlich fruchtbare Erde. Freigelegt, gehegt, geharkt und bepflanzt ist sie der ideale Nährboden für eine wachsende Bewegung, in der sich in Form von Gemeinschaftsgärten ein neues Verständnis des Verhältnisses von Stadt und Land Ausdruck verschafft. Die Stadt wird nicht mehr nur als Ort von Arbeit, Handel und passivem Konsum verstanden, dem sich auch das innerstädtische Naturerleben in Form von Parks, Botanischen Gärten und Zoos weitgehend unterordnet, sondern als Raum, in dem neue Formen kreativen gemeinschaftlichen Tuns im Umgang mit natürlichen Ressourcen erprobt werden.

In all diesen Formen drückt sich ein neues Ja zum städtischen Raum aus. Fluchtpunkt ist nicht länger eine häufig genug romantisch verklarte Natur draußen auf dem Lande. All das, was zuvor nur mit außerstädtischem Naturerleben assoziiert wurde – die Erfahrung der heilenden, erdenden Dimension von Natur –, will man nun auch in der Stadt erleben und unter Umständen noch viel mehr als das: nämlich Gemeinschaft mit anderen, die nicht unbedingt zur eigenen Peer Group gehören. Damit weisen diese Formen Parallelen auf zu einer anderen Bewegung, die in den letzten Jahren begonnen hat, den städtischen Raum auch als Ort gemeinschaftlicher spiritueller Erfahrung und spirituellen Übens zu verstehen.

Der Wunsch nach ganzheitlichen Erfahrungen hat zur Gründung einer wachsenden Anzahl spiritueller Zentren geführt, die zunehmend nicht mehr auf dem Land oder an der städtischen Peripherie (da, wo es ruhig und grün ist), sondern »mittendrin« angesiedelt sind. Von Yogazentren, die, einer Naturmetapher folgend, in den letzten Jahren wie Pilze aus dem Boden schossen und dem gestressten Städter »Entspannung für Körper und Geist« und Workout selbst in der Mittagspause anbieten, über die christlichen Kirchen, die in Form von »citypastoral«, mit niedrigschwelligen Angeboten die kirchlichen Räume als »Oasen der Stille« und »Orte der Begegnung« auch für kirchenferne Menschen attraktiv machen wollen, bis hin zu buddhistischen Zentren, die Buddhismus weniger als Religion denn als mit dem modernen Leben compatible Lebensweise lehren und sich zum Teil bewusst an städtischen sozialen Brennpunkten ansiedeln: Mittlerweile ist in Großstädten vieles zu finden, was das Herz eines spirituell Suchenden höher schlagen lässt.

Geht man nach einem Besuch des Prinzessinnengartens in Berlin-Kreuzberg die Straße einfach weiter in nördliche Richtung, gelangt man nach knapp einem Kilometer zum buddhistischen Zentrum Lotos-Vihara (www.lotos-vihara.de). Im Prinzessinnengarten wird auf einem Gelände von 6.000 Quadratmetern seit 2009 soziale, ökologische und partizipative Landwirtschaft betrieben, und es ist dort ein Garten entstanden, »in dem Menschen unterschiedlichster Herkunft und verschiedensten Alters, aus den vielfältigen städtischen Lebensformen und Milieus zusammenfinden, sich austauschen, die Freuden der Gartenarbeit entdecken und gemeinsam entspannen« (<http://prinzessinnengarten.net>). Das Lotos-Vihara ist in einer umgebauten ehemaligen Kindertagesstätte inmitten von Plattenbauten in der Nähe des Alexanderplatzes angesiedelt, und es beherbergt, umgeben von einem großen Garten, ein Café, eine Bibliothek, mehrere Meditationsräume sowie Wohnraum für individuelle, begleitete Rückzüge. Der Standort mitten in der Stadt wurde bewusst gewählt, denn auch hier gilt der Anspruch, Menschen mit unterschiedlichen biografischen Hintergründen und Lebensformen einen Ort gemeinsamen Praktizierens, Wachsens und Lernens anzubieten. Nicht weit davon entfernt liegt das Bodhicharya im Szenebezirk Friedrichshain, ein Zentrum der tibetisch-buddhistischen Tradition. Auf einem 1.800 Quadratmeter großen Grundstück mit mehreren denkmalgeschützten Wohngebäuden, ehemaligen Pferderemisen und Schuppen, 2003 in höchst baufälligem Zustand erworben, wird ein »Ort als Zentrum für Frieden und Verständigung von vielen für viele geschaffen. Ein Prozess, der uns die Möglichkeit gibt zu wachsen, in dem wir Achtsamkeit, Mitgefühl, Verständnis, Großzügigkeit und Harmonie lernen und leben können.« (www.bodhicharya.de).

Beide Zentren sind augenfälliger Beleg für das Bedürfnis einer wachsenden Anzahl von Menschen im städtischen Raum, sinngebende, nachhaltige spirituelle Zusammenhänge zu gestalten und lebendig werden zu lassen. Ihnen geht es dabei nicht um die Schaffung von Enklaven, wo man sich ungestört vom Unbill der Welt dem eigenen Seelenheil widmen kann, sondern darum, gemeinschaftlich neue nachhaltige Lebensweisen zu erproben, die tauglich sind für ein anderes Miteinander im kleineren wie größeren Rahmen.

Inwieweit Nachbarschaftsgärten, Gemeinschaftsgärten oder Interkulturelle Gärten sich auch als Orte solcher individuellen wie gemeinschaftlichen spirituellen Praxisformen und Erfahrungsmöglichkeiten verstehen lassen, hängt natürlich in erster Linie von den Bedürfnissen und Wünschen der Einzelnen ab, die sich dort engagieren. Gärten dieser Art bieten aber einen Rahmen, der sie als geeignete Orte spiritueller Praxis und Erfahrung prädestiniert. Hier kommen Menschen zusammen, die nach anderen Erfahrungen mit sich, mit der Natur, mit anderen Menschen suchen. »Gärten sind auch Erfahrungs- und Wissens-Räume, vielleicht sogar Weisheitsräume, denn sie bilden ein wohlthuendes und nährendes Gegengewicht zu rationalistischen Mythen wie die Subjekt-Objekt-Unterscheidung und die Vorstellung der totalen technischen Steuerbarkeit des Weltgeschehens durch wissenschaftlich-technische Interventionen. Gärten sind Räume des Wachstums. Sie sind damit nicht-lineare Räume, in denen Konstanz, gärtnerisches Wissen und Fürsorge belohnt werden.« (Werner 2008, S. 2).

Welche Werkzeuge sind es nun, die die Kultivierung einer individuellen und gemeinschaftlichen Praxis in den neuen Gärten instruieren und besser verstehbar machen könnten? Aus einer Fülle von Aspekten möchte ich drei herausgreifen – Achtsamkeit, Verankerung im Lebendigen, Verbundenheit – und im Folgenden näher beschreiben.

Achtsamkeit

Das Konzept der »Achtsamkeit« ist in den letzten Jahren immer mehr aus dem Schatten östlich-spirituellen Deutungszusammenhänge herausgetreten und mittlerweile auch im Bereich von Wellness, Teilen der Psychologie und Medizin angekommen und zum Teil dort bereits salonfähig geworden. Besonders durch die von dem Amerikaner Jon Kabat-Zinn entwickelten Programme zur »Stressbewältigung durch Achtsamkeit« (Mindfulness Based Stress Reduction, MBSR) wurde für viele zivilisationsgeschädigte Menschen am eigenen Leib erfahrbar, welche heilsamen Wirkungen die Achtsamkeitspraxis auf das ganz alltägliche Leben hat und wie sehr sie Stress, Aufmerksamkeitsstörung, Burn Out und Depression entgegenwirken kann (vgl. z. B. Kabat-Zinn 200, Lehrhaupt 2010).

Ursprünglich in der Tradition des Buddhismus entwickelt, in der sie bis heute einen zentralen Stellenwert einnimmt, ist Achtsamkeit nicht an kulturelle oder spirituelle Vorstellungen gebunden und von daher ein universell einsetzbares Werkzeug. Grundlage der Achtsamkeit ist die Fähigkeit des menschlichen Geistes wahrzunehmen, was gerade geschieht, und sich dessen in dem Augenblick auch bewusst zu sein. Der buddhistische Terminus »sati« (Sanskrit) bedeutet: merken, was jetzt geschieht, und sich daran erinnern, was heilsam ist für sich und andere (Wetzel 2010). Das impliziert Selbstbeobachtung, beobachtende Bewusstheit und eine anteilnehmende Aufmerksamkeit. Von daher ist Achtsamkeit weit mehr als bloßes Aufmerksamsein oder bewusste Sinneswahrnehmung. Sie schließt all diese Aspekte aber ein. Die Fähigkeit zur Achtsamkeit besitzt (fast) jeder Mensch ab einem bestimmten Alter. Aber sie bedarf der Kultivierung und Übung, um die Wahrnehmungsweise nachhaltig prägen zu können, und zumindest in den Anfangszeiten förderliche Bedingungen und Settings. Denn im multimedialen Zeitalter der permanenten Ablenkungen und Zerstreuungen werden die Aufmerksamkeitsspannen der Menschen immer kürzer. Man erinnert sich kaum noch daran, was man vor wenigen Minuten getan hat, hetzt durch den Tag, ist abends abgespannt und genervt. Viele Aktivitäten lassen sich auch fast im Autopilot-Modus erledigen und müssen nicht von Aufmerksamkeit begleitet sein. Oftmals will man fünf Dinge gleichzeitig erledigen und ist bei keinem wirklich bei der Sache. So gut wie nie ist man da, wo man ist. Der Körper sitzt in der U-Bahn oder läuft auf dem Bürgersteig nach Hause, der Geist, die Gedanken und Emotionen sind dagegen ganz woanders – bei der letzten Auseinandersetzung mit Kollegen im Büro, der Planung des heutigen Abends oder des nächsten freien Wochenendes. Damit verpassen wir aber die Welt, in der wir tatsächlich lebendig sind: den Raum, den wir durchmessen, sowie die Dinge und Menschen darin; die Zeit des gegenwärtigen Moments, des einzigen Moments, in dem wir uns als lebendig erfahren können. So merkte ich zum Beispiel erst nach Wochen gedankenverlorenen täglichen Vorbeigehens, dass der Kioskbesitzer am Rand des Bürgersteigs in einem großen Behälter ein kleines Beet angelegt hatte!

Achtsamkeit ist das entscheidende Werkzeug dafür, sich dieser Spaltung bewusst zu werden und sie in ganzheitlichen Wahrnehmungsprozessen aufzuheben. Sie kann sich auf den Wahrnehmungsmodus des Körpers, der Sinneserfahrungen, der Gedanken und Gefühle und der durch die Sinneserfahrungen vermittelten äußeren Welt beziehen.

Damit bietet Achtsamkeit die Voraussetzung für ein bewusstes Erleben dessen, was geschieht, und zwar innen und außen, für die Möglichkeit der Entschleunigung und des Innehaltens sowie für ein Handeln, das nicht blind Kon-

ditionierungen und Impulsen folgt, sondern den Raum an Freiheit nutzt, der uns Menschen gegeben ist. Das beinhaltet auch ganz neue Möglichkeiten im Miteinander, in unseren verbalen wie nonverbalen Kommunikationsformen.

Auch wenn Achtsamkeit zu den natürlichen Fähigkeiten des menschlichen Geistes gehört, fristet sie bei den meisten von uns ein tristes Schattendasein. Meditation ist eine erprobte Methode, diese Fähigkeit in einer Art »Laborsituation« aus ihrem Schattendasein zu befreien und ans Licht zu bringen, so dass sie uns auch in unserem Alltagsleben mehr und mehr zur Verfügung steht. Von daher wundert es nicht, dass Achtsamkeitsmeditation in den buddhistischen (Stadt-)Zentren einen zentralen Stellenwert einnimmt und als Erstes gelehrt sowie ausgiebig praktiziert wird.

Achtsamkeit bedarf stets eines (inneren oder äußeren) Objekts, auf das sie sich bezieht. In der Meditation wird zunächst meist der Atem als Objekt der Achtsamkeit genommen; er ist etwas, das immer zur Verfügung steht. Die Ausrichtung auf ein Objekt wie den Atem wirkt der üblichen Zerstreuung und Zersplitterung des Geistes entgegen, er kommt allmählich zur Ruhe, und dies eröffnet wohltuende Momente der Ruhe und Stille inmitten des geschäftigen, lärmenden Alltagslebens. Die zunächst in solchen Laborsituationen kultivierte Fähigkeit vermag dann immer mehr auch den Wahrnehmungsmodus des alltäglichen Bewusstseins zu durchdringen und zu prägen. Die Hinwendung zum Atem als Objekt der Achtsamkeit ist immer und überall möglich und kann so zum starken Anker im Gegenwärtigen werden. Das Entscheidende ist die Übertragung der in der Meditation geübten Praxis auf den Alltag. Das bedeutet die Übertragung der in der Sitzmeditation geübten Achtsamkeit auch auf andere körperliche Aktivitäten wie Gehen, Stehen, Liegen oder auch Gärtnern und Kochen.

Bereits erwähnt wurden die Vorteile förderlicher Bedingungen und Settings, die eine solche Übertragung zumindest anfangs erleichtern. Orte in der Natur – wie Wälder, Gärten, Parks, Seen – gehören mit Sicherheit dazu, vermögen sie doch als mit Erholung und Muße assoziierte Orte, den Geist in gewissem Maße so zu entspannen, wie er das im gewöhnlichen Alltag meist nur selten erlebt. Und diese Entspanntheit kann der Ausgangspunkt sein für Experimente mit der Achtsamkeit. Ein entspannter Geist ist ein offener, zugewandter und in gewisser Weise neugieriger Geist, offen für das, was um ihn und in ihm geschieht, offen für neue Erfahrungen. Offen dafür, den Samen der Achtsamkeit im Garten des Geistes immer mehr zur Reife zu bringen (so ein Bild des vietnamesischen buddhistischen Meisters Thich Nhat Hanh). Das Bemühen um Achtsamkeit, Entschleunigung und Innehalten ist in förderlichem Ambiente kaum mit Anstrengung verbunden, sondern geschieht »fast

natürlich« und erfährt schnell Belohnung. Die achtsame Wahrnehmung der mich umgebenden Natur, das achtsame Umgehen mit der Natur eröffnen einen unschätzbaren Zugang zur Fülle des Lebens und zur Wertschätzung dieser Fülle. Die natürliche Antwort des Herzens darauf ist Dankbarkeit (vgl. Steindl-Rast 2005; Richard 2010). Psychologische und medizinische Studien belegen eindrücklich, wie heilsam diese Haltung für Körper und Geist ist (Platsch 2009).

Verankerung im Leben

»Das Glück, das Menschen empfinden, wenn sie in Berührung mit Natur sind, ist Ausdruck davon, dass wir uns aufgehoben und getragen fühlen im Lebendigen in uns«, schreibt Christa Müller mit Bezug auf Andreas Weber (Müller 2009, S.88). Im Lebendigen aufgehoben und getragen fühlen kann ich mich aber erst dann wirklich und nachhaltig und nicht nur in kurzen Glücksmomenten, wenn ich eine Verbindung herstellen kann zwischen dem Lebendigen in mir und außerhalb von mir. Diese Verbindung muss selbst eine lebendige sein, und sie kann nur in der Gegenwart, im lebendigen Erleben hier und jetzt erfahren werden. Thich Nhat Hanh spricht in diesem Zusammenhang von unserer Verabredung mit dem Leben, die nur im gegenwärtigen Moment stattfinden kann – eine Verabredung, welche wir aber nur allzu häufig verpassen, weil wir gedanklich-emotional in Vergangenen feststecken oder uns in Zukünftiges verwickeln (Thich Nhat Hanh 2010).

Im achtsamen Tun, sei es beim Umgraben, Unkrautzipfen oder Fruchternten, nehmen wir diese Verabredung wahr, erfahren wir Lebendigkeit auf eine neue konkret-sinnliche Weise. Als Stadtmenschen wagen wir uns an einen Umgang mit den Elementen Erde, Wasser, Luft und Feuer, der für viele ziemlich unvertraut ist. Das Wühlen in der Erde oder das Entfachen eines Feuers, um Äste und Zweige zu verbrennen, das lässt viele eher an vergangene Kinder- und Jugendzeiten denken, als dass es zu den alltäglichen Erfahrungen von Erwachsenen zählt (für Eltern kleiner Kinder mag das anders sein). Sich auf diese Erfahrungen (wieder) einzulassen, hat etwas geistig-körperlich so Heilsames, dass der tibetisch-buddhistische Meditationsmeister Akong Rinpoche den Umgang mit den Elementen zu einem wichtigen Bestandteil des von ihm entwickelten Tara Rokpa-Prozesses gemacht hat. Dies ist ein Übungsweg, der Elemente westlicher Psychotherapie mit Elementen des Buddhismus verbindet und eine Brücke zwischen persönlichen Erfahrungsebenen und einer säkularen Spiritualität bietet (vgl. Akong Rinpoche 2010).

Für Akong Rinpoche ist die mangelnde Vertrautheit mit den Elementen eine Ursache für die mangelnde Ausgewogenheit und Balance vieler Men-

schen im Umgang mit sich und mit der Außenwelt, für das Empfinden, eben gerade nicht vom Lebendigen getragen und in ihm verankert zu sein, sondern »verkopft« und »sich abgetrennt fühlend« durchs Leben zu gehen.

In vielen Kulturen der Welt ist die Vorstellung von Elementen, aus denen sich die Welt zusammensetzt, bekannt. Im alten Griechenland und im europäischen Mittelalter ging man von vier Elementen aus: Erde, Wasser, Feuer und Luft. In der Chinesischen Medizin arbeitet man mit fünf Elementen: Erde, Wasser, Feuer, Holz und Metall. Im tibetischen System fügt man den Elementen Erde, Wasser, Feuer und Luft ein fünftes hinzu: Raum – der Raum, in dem alles geschieht, der alles durchzieht. Er bezeichnet den Hintergrund, aus dem alles hervortritt, in der äußeren Welt wie im Geist. Es ist der Raum, in dem sich Dinge bilden und wieder auflösen, ohne dass dies den Raum selbst verändert.

Im Rahmen des Tara Rokpa-Prozesses wird ganz konkret erforscht, »wie all diese Elemente in der Natur vorkommen und wie wir zu ihnen körperlich, gefühlsmäßig und geistig in Beziehung stehen. Wir treten in Kontakt mit der natürlichen Welt um uns durch direkte Erfahrung und Erforschung der inneren und äußeren Beziehungen und Wirklichkeiten der Elemente. Diese Arbeit basiert auf der Sichtweise, dass wir nicht getrennt sind vom Universum und aus denselben Grundprinzipien bestehen... Wir gehen bei dieser Arbeit mit den Elementen sehr einfach und konkret vor. Wir sitzen mit Erdhäufchen, bauen sie auf und zerstreuen sie, spüren sie in unseren Fingern, betrachten Erde. Wir schauen auf fließendes Wasser in Flüssen und Bächen, auf stehendes Wasser in Seen, spüren Wasser auf der Haut. Wir sitzen mit Kerzen, schauen ins Feuer. Wir betrachten vom Wind bewegte Blätter, Zweige und Bäume, spüren den Luftzug in unserem Haar, erleben Bewegung. Wir schauen in die unendliche Weite des Raums, lassen unsere Gedanken und Gefühle in den Raum ziehen... Auf diese Weise machen wir unsere eigenen sinnlichen Erfahrungen mit den Grundstrukturen unserer Welt. Über das Sinnliche, das Konkrete, das Einfache erschließt sich ein neuer Zugang. Wir werden einfacher, direkter und tiefer. Wir beleben unsere Wahrnehmung und dadurch erhöhen wir unsere Wertschätzung für die Welt um uns herum.« (Küstner 2010).

Gärten bieten »von Natur aus« einen idealen Rahmen, die Elementhaftigkeit der Welt und der eigenen Person konkret zu erfahren, stellen sie doch alle Elemente zur Verfügung oder machen Experimente mit ihnen leicht möglich. Allein schon durch die sinnliche Erfahrung, durch den bewussten, achtsamen Umgang mit den Elementen wird uns eine Tiefendimension zugänglich, die uns auf das verweist, was wir sind: Teile eines unteilbar Gan-

zen. Dazu ist kein Rekurs auf spirituelle oder esoterische Konzepte über die Beschaffenheit der Welt nötig, dazu reicht es, voller Bewusstheit in der Erde zu wühlen.

Verbundenheit

War im vergangenen Abschnitt zu Anfang die Rede davon, dass es eine Verbindung herzustellen gilt zwischen dem Lebendigen in uns und außerhalb von uns, so ist das auf eine Weise ungenau oder sogar falsch: Wir müssen nichts herstellen, denn diese Verbindung existiert bereits, bzw. das Lebendige in uns und um uns herum ist ein unteilbar Ganzes. Verbundenheit oder wechselseitige Abhängigkeit ist das grundlegende Prinzip des Lebens. Wir sind eingebettet in ein unendliches Netz von Beziehungen und Bedingungen bzw. sind Teil dieses Netzes – eine Masche – wie der Benediktinermönch Willigis Jäger sagt. Veränderungen an einer Ecke des Netzes verändern auch etwas an der Masche, die ich »ich« nenne, aber oft gar nicht als Teil des Netzes wahrnehmen will.

Im Allgemeinen begreife ich mich als getrenntes, vereinzelter Wesen, das zu anderen getrennten, vereinzelter Wesen erst in eine Beziehung treten muss, um diese Vereinzelung zu überwinden. Ich erfahre mich als Einzelwesen – und die gegenwärtigen gesellschaftlichen Strukturen unterstützen diese Sicht –, das sich mit anderen Einzelwesen auf allen möglichen Ebenen zu messen hat und mit ihnen konkurriert, sei es im Arbeits- oder privaten Bereich, sei es um Geld, Jobs, Anerkennung, Zuneigung, Aufmerksamkeit.

Wenn ich mir Zeit nehme, etwas wirklich achtsam anzuschauen, sei es den knorrigen Obstbaum im Garten, die Frauen, die zusammen die Hecke schneiden, die Sichel des Mondes am klaren Abendhimmel, den alten Mann, der sich mühsam bückt, um etwas aufzuheben, wenn ich mich von dem, was ich sehe, in aller Offenheit berühren lasse, ohne es gedanklich von mir abzutrennen, dann kann ich Verbundenheit, Nicht-Getrenntheit wahrnehmen. In der unmittelbaren Wahrnehmung selbst gibt es keinen Unterschied zwischen mir und anderen, keinen Unterschied zwischen Innen und Außen. Ein Zen-Mönch erfuhr Erleuchtung, als er den Klang eines Kieselsteins, der an sein Gartengerät sprang, hörte. »Wo ist der Klang der Glocke?«, lautet eine Frage im Zen. Innen? Außen? Wo?

Trotz der starken Gewohnheit, sich immer wieder im eigenen »kleinen Ich« einzementieren zu wollen, es als Bollwerk gegen vermeintliche äußere Bedrohungen abzusichern und zu stärken, scheint es ein ganz tiefes menschliches Bedürfnis zu sein, Verbundenheit zu erfahren, und es lassen sich auch in unserer Gesellschaft mehr und mehr förderliche Bedingungen und Set-

tings dafür finden. Die Rückkehr der Gärten in die Städte gehört sicherlich dazu. »Der Garten wirkt als Fundgrube in Bezug auf (Lebens-)Sinn. Das moderne Individuum ist hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch nach Freiheit und Autonomie, nach Selbstbestimmung und Unabhängigkeit und der Sehnsucht nach Eingebettetsein in ein größeres Ganzes, sei es soziale Gemeinschaft, Natur oder ein sinngebender spiritueller Zusammenhang. Als einer der wenigen Orte ermöglicht der Garten beides: In Verbindung mit der Natur und gleichzeitig mitten in einer pulsierenden Stadt zu sein, ganz bei sich zu sein und doch in der Welt, das Eigene zu gestalten und dem Fremden zu begegnen, die Erde zu spüren und die eigene Identität neu zu entdecken.« (Müller 2009, S. 89).

Der Garten ist ein fruchtbares Biotop, in dem wir Verbundenheit erfahren, leben und damit experimentieren können, Verbundenheit mit der Natur, Verbundenheit mit anderen Menschen, Menschen, die uns vielleicht zunächst fremd sind, die wir uns unter Umständen gar nicht freiwillig ausgesucht haben, die nicht zu unseren vertrauten Freundinnen und Freunden gehören, sondern mit denen wir, aus welchen Gründen auch immer, die Verantwortung für ein Stück Erde teilen. Wir erfahren ganz konkret das Werden, Wachsen und Vergehen in wechselseitiger Abhängigkeit. Thich Nhat Hanh verwendet oft das Bild von Abfall/Kompost und Blume, um das Prinzip wechselseitiger Abhängigkeit zu illustrieren. Aus dem Abfall/Kompost, aus dem Stinkenden, Verrotteten, Sichauflösenden, wird einmal eine wunderschöne Blume erblühen, die sich dann ihrerseits wieder in Kompost verwandelt. Das ist nur möglich, weil nichts aus sich selbst heraus existiert, nichts ein unabhängiges, abgetrenntes Selbst besitzt, sondern weil eine Blume letztlich nur aus Nicht-Blume-Elementen besteht. Nur dann kann sie eine Blume sein. Eine Wolke wird zu Regen, der auf die Erde herabsinkt, den Boden nährt, die Flüsse speist und wieder zur Wolke wird. Das Leben manifestiert sich in den unterschiedlichsten Formen und wandelt sich fortwährend. Formen entstehen, verweilen und vergehen. Was bleibt, ist das Leben als unteilbar Ganzes. Und wir Menschen sind ein Teil dessen. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Auch wir Menschen existieren nur in wechselseitiger Abhängigkeit; »ich« besteht nur aus »Nicht-ich-Elementen«.

Die Natur kann eine große Lehrmeisterin sein, zu dieser Erkenntnis »zu erwachen«. In unserem Umgang mit der Natur und unserem Zusammenwirken mit anderen können wir diese Tatsache manifestieren oder sie verleugnen. Wohin Verleugnung führt, wird tagtäglich offenkundig, wohin die Manifestation von Verbundenheit im Denken und Handeln führt, kann in den vielen, oftmals noch sehr zarten Knospen, die sich als Nachbarschafts-

gärten, Gemeinschaftsgärten, Interkulturelle Gärten wie auch als spirituelle (Stadt-)Zentren gebildet haben, zumindest erahnt werden. Zu welcher Blüte sie heranreifen können, wird in dem einen oder anderen Projekt aber heute schon sichtbar.

Literatur

- Akong Rinpoche** (2010). Den Tiger zähmen. Selbstheilung aus der Weisheit Tibets. Berlin: edition steinrich.
- Kabat-Zinn, Jan** (2008). Zur Besinnung kommen. Die Weisheit der Sinne und der Sinn der Achtsamkeit in einer aus den Fugen geratenen Welt. Freiamt: Arbor.
- Küstner, Ulrich** (2010). Tara Rokpa, Weg zu Freiheit und Mitgefühl. Berlin: edition steinrich.
- Lehrhaupt, Linda/Meibert, Petra** (2010). Stressbewältigung mit Achtsamkeit. Zu innerer Ruhe kommen durch MBSR. München: Kösel.
- Müller, Christa** (2009). Die neuen Gärten in der Stadt. In: Kästel, T. (Hg.). Mind the Park. Planungsräume, Nutzersichten, Kunstvorfälle. Oldenburg: Fruehwerk, S.84–89.
- Platsch, Klaus** (2009). Das heilende Feld. Was wir für unsere Gesundheit tun können. Frankfurt/M.: O. W. Barth.
- Richard, Ursula** (2010). Drei Pfeiler des Glücks. Achtsamkeit, Freude, Dankbarkeit. München: Droemer Knaur.
- Steindl-Rast, David** (2005). Die Achtsamkeit des Herzens. Freiburg: Herder.
- Thich Nhat Hanh** (2010). Unsere Verabredung mit dem Leben. München: Droemer Knaur.
- Werner, Karin** (2008). Interkulturelle Gärten als Sozialräume der Mikro-Integration. München: Stiftung Interkultur-Skripte zu Migration und Nachhaltigkeit, Band 6.
- Wetzel, Sylvia** (2010). Aufmerksamkeit, Achtsamkeit und Erwachen. Unveröffentlichtes Manuskript.

Three vertical gray bars of equal height and width are positioned in the upper center of the page. To the right of the third bar, there is a gray circle of the same height as the bars.

DIE LEBENDIGKEIT DES GARTENS: EIN LEBENSWISSENSCHAFT- LICHES PLÄDOYER

Andreas Weber

Der Garten als Lebenshaltung oder warum Natur in der Stadt wichtig ist

*»Die Ros' ist ohn' Warum, sie blühet, weil sie blühet,
sie acht' nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob man sie siehet.«*

Angelus Silesius

Die gebaute und die gefühlte Stadt: Ein Garten ist der Versuch, etwas zu besitzen, was sich nicht besitzen lässt. Umgekehrt kann man auch sagen: Ein Garten ist der Versuch, sich durch Besitz enteignen zu lassen. Daraus folgt: Ein Garten ist das Bemühen, der Natur habhaft zu werden, indem man sich der Überwältigung durch sie hingibt. Pflanzen zu setzen und zu pflegen und sich zwischen diesen Pflanzen zu ergehen heißt, das Unbegreifliche zu erfassen; zu verstehen, wer man ist.

Die Stadt erscheint nach diesen Gedanken zunächst als die Antithese des Gartens; aber sie ist es nicht. Garten und Stadt sind gleichermaßen gebaut, konstruiert, und nur in Maßen sich selbst überlassen. Das Gegenteil der Stadt wäre die Wildnis, die *natura naturans*, die sich selbst, ohne Leitung von rationaler Warte, organisiert: Aber solche selbstschöpferischen Prozesse sind auch wieder typisch für die Metropole, deren Rauschcharakter gerade auf das Ungezügelte ihrer von niemandem angeleiteten kreativen Entwicklungen zurückzuführen ist. Nicht »wild/natürlich – geordnet« ist also die Antithese, sondern eine andere: »menschlich – nichtmenschlich«. Im Garten baut der Mensch mit dem Leben selbst, was ihn als Ganzes übersteigt. Land in der Stadt ist ein Zipfel jener größeren Wirklichkeit, die Menschen hervorgebracht hat (und deren Siedlungen) und die beide nach wie vor trägt und ernährt; es ist nichtmenschliche und keine humane Wildnis.

Die These am Beginn dieses Kapitels wäre also vorbereitet: Natur in der Stadt ist von zentralem Stellenwert, weil sie uns ein Begreifen dessen schenkt,

was wir sind, vorher und jenseits des engen Spektrums bewusster, rein humaner Kunstfertigkeit. Gärten, Parks, gemeinsames Ackerland zwischen den Wohnschluchten sind Echos des Lebendigen in uns. Und weil das Lebendige auch das Poetische ist, lässt sich ein solches Echo verstärken oder abschwächen. Streng geschnittenes Begleitgrün widerspricht sich selbst in diesem Charakter; ein Garten aber, in dem selbstorganisierende Prozesse und künstlerische Form walten, die mit diesen Prozessen spielen und so deren Schönheit verstärken, sind Präsenz von Lebensfülle, wo sonst nur Menschenfülle waltet.

Aber ist ein Garten wirklich so natürlich? Ist er nicht vielmehr eine erste Form von totalitärer Herrschaft über das Leben? Ist ein Garten vielleicht sogar triumphaler Schmuck erbarmungsloser Domestikation? Gerade darum ließe sich der städtische Park als notwendiges Komplement des Molochs Metropole entziffern: als raffiniertes Juwel der Unterwerfung. Ist Garten nicht immer vor allem Besitz? Und der totesagte Park in seinem Herbstschmelz nur eine aristokratischere Form der Eifersucht, mit welcher der Parvenü der Außenbezirke zweimal wöchentlich seinen Kurzrasen stutzt, gut vor den anderen Natur- und Lebensbesitzern hinter hohem Drahtzaun geschützt?

Vielleicht war der Garten und sein Modell der Versöhnung und Nachhaltigkeit die erste Utopie, der Beginn der Heuchelei humaner Überlegenheit und Erlösung. Dann hätte die Vertreibung daraus zu Recht stattgefunden. Ist der Garten Schauplatz des Anfangs der Unterwerfung des Lebendigen unter eine einzige beschränkte Rationalität, nämlich die des Menschen, und gerade darum der Beginn der Strafe: Abhängigkeit von den Launen des Klimas, stetiger Hunger, von Haustieren übertragene Infektionskrankheiten? So zu argumentieren hieße zu meinen, dass der Gartenmythos am gefährlichsten (weil am wenigsten sichtbar) von allen Schöpfermythen mit der Vision durchtränkt ist, dass sich alles Sein zur Sprache und zur Schönheit bringen ließe. Dann trüge der Garten nichts und niemanden außer einer schönen Lüge.

Gleichwie: Die Wirklichkeit der Natur ist immer doppelt; die Tiefe der Lebendigkeit zeigt sich in Paradoxen. Herrschaft über etwas heißt immer, die stete Gegenwart dessen, was ins Containment verbannt wurde, aushalten und sogar bestärken. Die gefangengehaltene Seele ist umso emphatischer Gefühl. Die Empfindung für einen Garten entspricht nicht allein der Stimmung, in welcher sich der Herr einer gut bewachten Burg befindet, sondern ist immer gespeist von der Sensation gegenüber einem winzigen Stückchen Heimat. Nicht der Besitz, sondern die Bekanntheit tut wohl. In der Bekanntheit mit etwas, das der schauende, den Duft atmende, die Rippen streichelnde Besuch-

er erfährt, ohne es zu begreifen, liegt die Unantastbarkeit dieser Erfahrung und ihre Notwendigkeit, die Menschlichkeit stiftet.

Um welche Erfahrung aber handelt es sich? Um die Essenz des Gartenhaften zu verstehen, ist es notwendig, zuerst die Essenz des Pflanzlichen zu ergründen. Auf diesen Weg möchte ich Sie während der folgenden Seiten mitnehmen.

Wo die Götter wohnen

In Estland, am krautigen Rand einer kleinen Landstraße des Lahemaa-Nationalparks zwischen Loksa und Palmse, steht eine Linde. Gewiss seit vielen hundert Jahren ragen ihre acht Stämme empor wie Finger einer in verschwenderischer Geste geöffneten Hand; grüne Strahlen getupft mit der Gischt winziger Blütensterne, die bald in einer Welle von Duft erstrahlen werden.

Doch nicht nur Blüten leuchten in den flechtenbewachsenen Zweigen. Diese tragen noch anderen Schmuck: Farbige Bänder sind zwischen die Blätter geflochten, ein Seidenschal, ein Taschentuch an einen jungen Trieb geknotet. Vor ein paar Tagen erst muss es jemand hier befestigt haben. Aus Dank? Aus Frömmigkeit? Aus Liebe? Wir wissen es nicht.

Diese Linde ist ein heiliger Baum. Nicht sein Denkmal wie noch die eine oder andere mitteleuropäische Dorflinde. Kein touristisches Kuriosum, sondern eine lebende Gottheit. Wir stehen vor einem Rückschlag der Vergangenheit. Linden wurde schon von den heidnischen Germanen als Sitz lebendiger Geister verehrt, und sie werden es offenbar noch heute. Immerhin war es eine baltische Region, Litauen nämlich, die als letztes heidnisches Land Europas im 14. Jahrhundert bekehrt wurde. Heilige Bäume erstaunen in unserer säkularen Welt; aber sie sind nichts weiter als die Überreste der humanen Tiefenzeit, jener vielleicht Million von Jahren, seit die ersten Vertreter des Homo erectus mit rituellen Handlungen ihre Rolle in einer allgegenwärtigen Natur zu verstehen versuchten. Schaut man auf die Dauer menschlicher Kultur, so war diese fast alle Zeit besessen mit natürlichen Formen, mit Tieren und mit Pflanzen. Das Abendland, dessen Trennung von ratio und res extensa die lebenden Dinge gründlich ihres Sinnes entleert hat, ist die historische Ausnahme, auch wenn es uns nicht so scheinen möchte.

Die Oberfläche täuscht. Die Macht des Vegetativen ist ungebrochen. Sie hat sich nur in die Verheißung ferner Urlaubsparadiese zusammengezogen. Doch noch der kleinbürgerliche Reihenhausestern schöpft aus seinem grünen Stakkato mehr Kraft als etwa eine akkurat grün bemalte Fläche jemals vermöchte: seine millimeterscharfe Trimmung ist Beweis der totalen Herrschaft über die urwüchsige Poiesis des Vegetativen. Die Rost- und Rot-

töne, die im Herbst aus dem städtischen Park herüberleuchten, der wilde Wein, in Flammen an der Brandmauer gegenüber, sind unüberhörbare Botschaften einer Macht, stärker als wir selbst.

Warum ist der Mensch seit Jahrtausenden vom Pflanzlichen besessen? Diese Frage ist zu klären, wenn man von der Bedeutsamkeit der Gärten spricht; ja, sie steht im Zentrum aller Beschäftigung mit dem Gärtnerischen, also mit dem Hervorbringen pflanzlicher Formen und Wachstumskraft, was auch immer eine magische Handlung ist: beschauliche Arbeit, die Leben stiftet und somit an der generellen Schöpfungskraft beteiligt. Einst war die Gartenkunst eine Technik des Tempels. Heute ist die Theorie des Pflanzlichen ein Gewächs akademischer Hörsäle und dabei ihres weltstiftenden Charakters weitgehend beraubt. Botanik ist in dieser Hinsicht eine Wissenschaft, die keine ausgezeichneten Objekte mehr behandelt. Dieser Umstand steht durchaus im Gegensatz zu ihrer Geschichte, wo etwa der Botaniker Goethe in seiner Morphologie den universellen Pflanzentypus bestimmte, oder Gustav Theodor Fechner das Pflanzenseelische als Prinzip vegetativer Lebenskraft fand.

Für die Botaniker, die in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die letzte Generation von Hochschullehrern ausbildeten, war die Psychologie der nichtmenschlichen Wesen ein offenes Problem. Noch der Botaniker Wilhelm Troll spricht von der »Urpflanze«. Für ihn ist Form aufschlussreich als »anschaulich erfasste Ganzheit des Organismus, und als solche unanalysierbar«. Der Anschauende ist vielmehr selbst schöpferisch, ein Künstler, der aus dem Angeschauten das bildende Prinzip erfasst. Noch Joseph Beuys mit seinen 7.000 documenta-Bäumen war von diesem Kraftfeld inspiriert. Doch wie viele seiner Erben in Fluxus und Konzeptkunst sahen in Beuys einen Naturphilosophen?

Heute hat es den Anschein, dass nicht Künstler, sondern Gärtner die Städte mit neuen Bäumen beleben, auch wenn ein paar Kohlköpfe darunter sind, ein paar Tomatenstauden. Sieben Millionen Bäume für die Metropolen, das ist die Botschaft, die vom Prinzessinnengarten in Berlin-Kreuzberg ausgeht. Das Vegetative ist ebenso seelische wie körperliche Nahrung, und eins ist nicht vom anderen zu trennen.

Seele und Selbstherstellung

Der Sinn für die Form der Pflanzen, wie der ganzen wachsenden Natur, steht auch deshalb zurzeit nicht hoch im Kurs, weil die wissenschaftliche Definition des Lebens vor allem um Wertfreiheit bemüht ist. Sinn des Phänotyps – des sicht-, fühl-, riech- und essbaren Körpers also – ist es, als Propagations-

maschine die ihm kausal zugrundeliegenden Gene möglichst effizient zu verbreiten. Dieser genetische Platonismus hat die aristotelische Definition des Lebendigen verdrängt, nach der alles Leben Seele sei, indem es nämlich danach strebe, sein Potenzial als verkörperte Form zu erreichen und zu erhalten. In der aristotelischen Anschauung ist alles Leben Psyche, alle Psyche realisiert sich aber nur als Körper, als Streben der Materie nach Form. Seele ist daher immer an Gestalt und Gedeihen des Leibes gebunden. Schon die Stoiker hatten die »Selbsterhaltung« als fundamentalen Charakter des Lebendigen gesehen. Später erkannte Spinoza darin als *conatus* die Basis alles Existierens. Die Idee der Selbsterhaltung prägt auch noch Kants Theorie der Selbstorganisation, in der sich alle Funktionen wechselseitig als Mittel und Zweck die Hand reichen.

In der Organismenwelt scheint gerade die Pflanze in ihrem prinzipiell unbegrenzten Wachstum das Prinzip, sich selbst zu steigern und zu erhalten, am Reinsten zu illustrieren. Sie ist Lebendigkeit schlechthin, ein Modellfall von »Entwicklung«. Unterstützung für die biologische Idee einer sich an einem fühlenden Körper realisierenden und sich durch diesen ausdrückenden Psyche kommt heute demnach aus jenen Bereichen der biologischen Wissenschaften, welche die Genetik mit ihren rauschenden Erfolgen abseits am Wege hat liegen lassen: der Embryologie und der Systembiologie. In diesen Zweigen wird Wert weniger darauf gelegt, wie ein genetisches Programm sein Ziel ansteuert, als darauf, wie sich eine zelluläre, also verkörperte Ganzheit herstellt und am Leben erhält.

In der Embryologie stellt sich heraus, dass somatische Netzwerke während der Ontogenese jenseits präziser genetischer Regulation als geschlossenes System stabil bleiben. Ihre Gestalt ist sogar von Variablen des Erbgutes relativ unabhängig und somit auch gegen Umwelteinwirkungen erstaunlich »robust«. Die Zelle reguliert sich offenbar zirkulär, nicht linear, anhand von Strukturgesetzen, die nicht der evolutionären Kontingenz allein geschuldet sind.

Ein entsprechendes Modell haben die chilenischen Biologen Humberto Maturana und Francisco Varela bereits in den siebziger Jahren aufgestellt. Maturana und Varela nannten ihre Theorie »Autopoiesis«, Selbsterstellung. Die Essenz organischer Systeme bestehe nicht darin, dass diese genetischen Befehlen gehorchen, sondern dass sie sich selbst hervorbringen. Zellen produzieren die Komponenten, die sie benutzen, um diese Komponenten zu produzieren. Leben ist ein reflexiver Prozess, der sich selbst aufrechterhält – oder anders: Leben ist die Rohmaterie des Schöpferischen, die beständig Form gebiert. Eine Vorstufe solchen Verhaltens lässt sich bereits in vielen simplen

chemischen Reaktionen erkennen, die zu unwiderstehlichen Paradigmen der Komplexitätstheorie wurden.

Doch biologische Komplexität unterscheidet sich von bloß chemischer dadurch, dass eine Zelle aktives Interesse hat, fortzubestehen. Ein Bakterium folgt einem Zuckergradienten und entfernt sich von einem Schadstoff. Das Phänomen Leben ist, so lässt sich daran erkennen, ein aktiver Prozess, die dauernde Herausbildung einer Identität; Organismen sind »autonome Agenten«, sie sind biologische Subjekte, denen es um ihre eigene Erhaltung geht, die also danach streben, sich als Verkörperung im Raum zu erhalten und zu entwickeln.

Organismen begehren, sie selbst zu sein. Ihre Grundbewegung ist das Bedürfnis, aus dem sie heraus nach Geschlossenheit, Vollständigkeit und Fortbestand streben und aus diesem Begehren heraus den Stoff wechseln: die molekulare Logik des Zitratzyklus will, dass er sich selbst verbrennt, und in diesem Sog zugleich sich neu erbaut mit Stoff der ihn umgebenden Natur. Für den Pariser Philosophen Barbaras wird so die Sehnsucht zum Grundmotiv des Seins. Es ist wie mit einem menschlichen Gesicht: Identisch über die Zeit bleiben nicht seine Züge, die Proportionen, das Fleisch, sondern eine charakteristische Art und Weise, die Gesichtsmuskeln zu bewegen: also der bewegende Faktor, die Seele im Ausdruck. Wesen bringen eine Welt nach der Maßgabe ihres Begehrens hervor. Zunächst ist jede Einwirkung entweder förderlich oder schädlich für ihren Identitätserhalt. Sie ist also primär nicht ein Etwas, sondern ein Wert: gut oder schlecht, zerstörerisch oder hilfreich. Die schiere Fortexistenz wird, weil ein Wesen immer scheitern kann, zum ersten Gewollten, zum »Urwert aller Werte« (Hans Jonas).

Nicht das Objekt drückt seine Einwirkung in das Lebende hinein, wie es Grundannahme der Selektionstheorie ist. Vielmehr zeichnet sich im Lebenden eine Spur davon ab, wie es aus seiner existentiellen Perspektive mit einer Situation umzugehen vermochte. Die Bedeutung eines Reizes ist eine veränderte Balance des Körpers und somit immer körperlich sichtbar. Pflanzen werden so zu Spiegeln dessen, was die Welt ihnen antut und illustrieren jenes vielleicht weitreichendste Prinzip der Wirklichkeit: Dass eins im anderen sein Echo findet. Die Bedeutung von Sonnenlicht ist der üppige Thallus. Die Pflanze verleibt sich den Sonnenstrahl. Bedeutsamkeit hat immer eine gestische Antwort: Sie zeigt als Erscheinung Gedeih oder Verderb des Umweltreizes. Sie zeigt als Gestalt die Perspektive des Subjektes. In diesem Zeigen, dass wir aus unserem Körper heraus verstehen, wird die Wirklichkeit des Körpers zu einem geistigen Prozess. So zieht alles Lebendige, sobald es auftritt, die Komplexität einer ganzen Weltauffassung nach sich.

Diese Erfahrung ist zutiefst ästhetisch: Sie enthüllt den Kern der Ereignisse als ausdruckschaft. Organismen werden so zu Zeichen ihrer Geschichte. Ein Baum auf steilem Terrain – im wahrsten Sinne um sein Gleichgewicht bemüht – »krallt seine Wurzeln in den Boden«. Seine Rinde umwächst eine Ranke und zeigt deren Negativ als lebendes Abbild. Das Wesen ist die »geronnene Gestalt der Existenz selbst« (Merleau-Ponty).

Und warum muss das im Garten stattfinden, den wir erschaffen haben und der uns mit seinen Produkten erschafft, im Körper wie im Geiste? Warum dürsten wir nach der Gegenwart dieser Ausdruckskraft? Unser Bewusstsein ist nur eine geringe Teilmenge möglicher Expressivität. Die ästhetisch nach außen getragenen Reaktionen der Organismen sind vielleicht sogar um so bedeutender, je geringer der Anteil eines Zentralnervensystems wiegt, je schwächer subjektive Innerlichkeit daher bewusst erlebt werden kann: man denke an das Blätterleuchten im Herbst, die Schwerelosigkeit der Qualle – das Schweben des Lebens selbst! – die Duft- und Blütenmeere: Anthozoen und Pflanzen als nach außen gewendete Innerlichkeit, als ins Außen verströmtes Gefühl. Der heraklitischen Dynamik der ins immer Kleinere vorstoßenden Wissenschaft ließe sich demnach entgegenhalten: Die Natur liebt es nicht nur, sich zu verbergen. Vielmehr ist es ihre Passion, sich zu zeigen. Dieses Zeigen ist auch unsere Leidenschaft, die wir am Garten stillen.

Zeichen der Lebendigkeit

Die Tiefensymbolik aller Kulturen hat um die verborgene Existentialität der Bedeutungen immer gewusst. Pflanzen sind für sie leidende Götter, leidend, weil ihre Geschicke, wie die aller Lebewesen, auf einer prekären Schneide zwischen Blüte und Misslingen balancieren; Götter, weil sie an ihrem eigenen Körper spürbar diesen Einsatz geltend machen. Sie fordern zum Mit-leiden auf, wenn sie welken, oder sie reißen, in ihrer Blüte, alles Leben zum Jubel der Fruchtbarkeit empor wie die geschmückte Linde am Tage vor dem Duft.

Jede Pflanzensymbolik entfaltet sich entsprechend den positiven oder negativen Werten, die Pflanzen für die reale Erfahrung haben, also entsprechend der Bedeutung, die Menschen an diesen Pflanzen erfahren. Die Heiligung für einen bestimmten Gott war nie ohne Korrespondenz zu den realen Eigenschaften des Gewächses: »Jede Symbolbildung setzt voraus, dass ein Stück als Wahrheit empfundene Empfindung in ihr kristallisiert« (Beuchert). So ist die Tiefengeschichte der Kultur, der Agri-Kultur, mit Pflanzen durchwoben. Sie zeigen an sich tatsächlich die kosmische Konstellation von Aufgehen und Fortpflanzung, von Welken und Wiedergeburt. Jede alte Kultur hatte ihren

Baum: der persische Haoma, dessen Saft ewiges Leben verlieh; der hunderttausend Ellen hohe Baum des Lebens in China; der buddhistische Baum der Weisheit, dessen vier Ästen die großen Flüsse des Lebens entströmen; die nordische Esche Yggdrasil, die mit ihren Wurzeln und ihrem Stamm die Erde zwischen Unterwelt und Himmel festhält.

Die frühen Gottheiten offenbarten sich »dendromorph«: alles, was lebendig und schöpferisch ist und im Zustand fortwährender Erneuerung, wird in Pflanzensymbolen ausgedrückt. Der Same etwa: er ist ein Staubkorn, das eine Welt gebiert und darum das Urphänomen des Anfangs. Die Anemone wirkt mit der überwältigenden Symbolik der aus dem Nichts auftauchenden, sehnsuchtsvoll kurz blühenden Frühjahrs-pflanze. Und muss die Linde nicht deshalb heilig sein, weil sie stark ist wie ein Baum und duftet wie eine Blume?

Solche existentiellen Wirkweisen lassen sich für alle Pflanzensymbole aufstellen. Die Birke wurde zum Lebensbaum des Nordens, weil dort Birken nach der Eiszeit die ersten Bäume überhaupt waren; der Ilex musste als eines der raren europäischen Großgehölze mit immergrünem Laub zum Inbegriff der Verheißung werden: für ewiges Leben, für Glück, für Schutz vor dem Bösen.

Alle als heilig geltenden Gewächse verdanken ihren Vorrang dem Umstand, dass sie den Archetypus, das exemplarische Bild der Vegetation verkörpern. Lotus und Rose, Lilie und Weltesche sind demnach absolute Pflanzen. In ihnen zeigt sich immer eine besondere Mischung von Liebe und Schmerz: Tragik des Organischen. Die Rose ist eben auch deshalb die absolute Blüte, weil sie eine perfekte Metapher für das Paradoxon des vollen Gefühls und seiner beständigen Prekarität liefert, und in dieser Prekarität des Emotionalen zugleich eine Einsicht in die notwendigen Gegebenheiten dieser Welt. »Die Rose trägt den stillen Dorn am Herzen/weil nie die Schmerzen von der Liebe weichen«, übersetzt Friedrich Rückert den Dichter Rumi. Diese Einsicht, die aus den Sinnen in Sinn umschlägt wie ein ungeahnter Blitz, ist ihr Leuchten. »Niemandes Schlaf unter so vielen Lidern« soll Rilkes Rose sein: letzte Reserve von Wildheit vor der Metaphorik, zu der sie sich nicht hergeben mag; eine Trope, die das Unzulängliche aller sprachlichen Bilder gegen die namenlose Wirklichkeit ausspielt und Trost aus dem Untröstlichen stiehlt.

Jeder Blick auf die Natur ist ein Querschnitt durchs Werden, eine Momentaufnahme absoluter Bewegung. Deren Inbegriff ist die Blüte: Dynamik in ihrer Totale, festgebannt in der Kürze eines Augenblicks. Die Zeit wird durch die Blüte morphologisch verfestigt: Indem die Internodien des blühenden Sprosses nicht mehr auseinander wachsen, wie Goethe zuerst gezeigt hat, bildet sich das dicht mit bunten Blättern bestandene Sexualorgan. Derart

gefangen, können die einzelnen Blattkreise der Blütenorgane, Kelch, Krone, Staub- und Fruchtblätter, zu einer hochkonzentrierten Rosette gefrieren, die zugleich kristallin stillsteht und gestisch nach außen explodiert: so wie später die berstende Samenkapsel ihren Inhalt in die Zukunft schleudert. In der Symbolgestalt der Pflanze offenbart sich das zentrale Mysterium der Welt, das Mysterium der Geburt, der Erschaffung des Lebens. Hier liegt es zugleich greifbar da und ist in der Form absolut verschlossen: ein Bild, das wir selbst sind und auch nicht sind. Ein solches ist aber nichts anderes als das Heilige. Auch um daran teilzuhaben, laden wir die Gärten in die Stadt ein, in das Profanste unseres profanen Lebens; und darin doch der brausende Tempel unserer Menschenzeit.

Körper im Sinn: »Weltinnenraum«

Pflanzen als ins Außen hin geöffnete Wesen legen die Bedeutung ihrer existentiellen Lebensbedingungen offen. Sie stellen den Urwert des Seins, den sie als sinnproduzierende Geschöpfe an sich erfahren, als lebende Form im Raum dar. Nun sind jedoch gerade die pflanzlichen Prozesse die allgemeinsten Prozesse des Lebens, auch des unseren. Daher finden sich Pflanzen als lebende Symbole kosmischer Zusammenhänge, daher kartieren die Mitglieder archaischer Gemeinschaften ihre Sozialbeziehungen in botanischer Expressivität.

Ich möchte jetzt einen Schritt weitergehen: Ich möchte von der Idee, Pflanzen seien Symbole in uns vorgefundener Zusammenhänge, hin zum Verständnis kommen, dass erst im Anblick der vegetativen Strukturen im Gegenüber wir uns dieser in uns überhaupt inne werden können. Erst im wachsenden Geschöpf lernen wir unsere Seele, die eines wachsenden Geschöpfes, kennen; erst in der Kommunion mit jener erfüllt sich diese ganz. Ein Teil unseres Innen ist immer schon Pflanze. Indem wir das Grün bauen und pflegen, treten wir in ein Zwiegespräch mit uns selbst. Auch das ist der Grund des Gartens in der Stadt; fehlt er, können wir nur noch mit unserem steinernen Selbst kommunizieren, oder mit der geschwätzigen Seite, die das Menschenwerk vergöttert und dem Zeitvertreib ohne Inhalt verfallen ist. Der Garten ist ein Kunstwerk zur Verfestigung der Zeit. In ihr steht sie still, indem sie ihre Dynamik in Körper verwandelt, die dauern.

Pflanzen sind das psychophysische Paradigma schlechthin: die totale Präsenz des Innen. Erst im Erlebnis der lebenden Räume der Natur lässt sich der eigene »Weltinnenraum« ermessen, von dem der Dichter Rilke spricht. Denn es gibt ein innerliches Raumverhältnis, das a priori steht zu den Raumverhältnissen der Welt. Dieser Raum ist nicht der Leib. Es ist der

Raum organischen Existierens, das fortexistierend sich entfalten will und so zuallererst Sinn schafft und erst diese Absolutheit wieder ummünzt in eine reale Topographie. Der innere Raum ist der absolute Raum existentieller Bedeutung. Real ist dieser Raum nicht als eigener Leib, sondern als ganze Natur.

Erst in der Gemeinsamkeit mit anderer lebender Materie komme ich zu mir. Die Geschichte meiner Selbstwerdung hängt vom Blick des Anderen ab, vom warmen Blick der Pflanze, die ganz Auge ist, indem sie das Licht der Sonne über ihre volle Oberfläche spürt. Natur ist so ein Teil von mir, jener nämlich, der mich sieht, weil er nicht ich ist, und der darum das von mir erfasst, was ich bin, aber was mir fehlt: meine Psyche, die Pflanze ist. Vorstellungen etwa von Wiederkehr und Wiedergeburt können möglicherweise überhaupt erst aus dem Erleben bestimmter organismischer Verhaltensweisen erfasst werden, in denen sie in kristalliner Originalität vorliegen: In Urgestalten wie dem Blauen Lotos, der nachts seine Blüten unter die Wasseroberfläche zieht, um tags darauf in makelloser Reinheit wieder aufzutauchen.

Hier liegt die prekärste Balance im Verhältnis von Außen zu Innen. Das Schwinden der Pflanzen ist immer auch ein Schwinden unserer realen Extension in die Welt, unserer eigenen Größe und Unentdecktheit. Mit der stetig fortschreitenden Bodenversiegelung verkapselt sich Seele. In der Stadt, in der nur Menschen, nur Menschendinge wimmeln, ist der Teil unserer Psyche, die mehr-als-menschlich ist, nicht mehr anwesend. Die mahnende Gleichung »Naturverlust sei Kulturverlust« weist somit zwar den richtigen Weg, ist aber noch nicht exakt ausgeführt: Mit der Natur verlieren wir nicht eins durch das andere, sondern beides, Natur wie auch Kultur, und zwar in ihrer poetischen Mischung, aus der überhaupt die menschliche Sinnsphäre, ihr hybrider Raum, hervorzugehen vermag. Nicht Kultur, als abgetrennte Sphäre, leidet, sondern des Menschen Fähigkeit zu ihr als Teil seiner Natürlichkeit – als Teil des gewordenen Kosmos also, der so nicht nur an lebendem Bestand, sondern auch an Ausdrucksvarianten verarmt.

Von einem solchen Gesichtspunkt ist die Bedeutung des Vegetativen ein »göttliches Geheimnis« und als solches tabu. Es unverblümt aufzubrechen, gilt in der Logik des Heiligen als Frevel. Frevel ist es, der Natur auf der Folterbank von trial and error die Struktur ihrer kausalen Scharniere und Gelenke abzapressen. Die Technoscience der Neuzeit begeht Hausfriedensbruch in einem Heiligtum, einzig gedeckt durch die Annahme, die einem unendlich transzendenten Gott abgeformte mathematische ratio berge die Blaupause des Seins.

Creatio continua: die Pflanze im Märchen

Pflanzen führen das Metamorphotische vor aller Augen. Insofern sind sie das Leben at its essence. Damit sind sie aber auch das Paradigma des Narrativs, der erzählten Geschichte. Zur Verwandlung hilft, im Märchen, nur Zauberkraut. Ohne Naturwesen funktionieren Märchen nicht. Das ist auch ihre Unterscheidung zur Sage. Hier treten die Götter direkt auf, dort steckt das Numinose in bescheidenen Wesen. Das Übernatürliche am Märchen ist also gerade sein Natürliches: die Permeabilität der menschlichen Seele, des menschlichen Geschickes für die Wesen und Kräfte der Natur – wobei die märchenhaften Mächte zugleich tiefenpsychologische Faktoren in der menschlichen Seele sind. Märchen sind ebenso übernatürlich wie intraseelisch. Das Erstaunliche ist, dass sich diese Mutation über die Faktizität des Natürlichsten vollzieht: es sind die gütigen Wesen, die den Stein ins Rollen bringen.

Der märchenhafte Status ist die Norm der Kindheit. Auch das Kind ist insoweit pflanzlich, als es seine Seele noch nach außen gekehrt hat, genauso ungeborgen, genauso rätselhaft wie eine Blume. Um es zu schützen, das Blumenwachstum seines Selbst zu leiten, erzählen wir. Denn im Märchen ist die Natur mit der Gutherzigkeit im Bund, also mit der Gnade Gottes.

Die Kommunikation mit sprechenden Tieren und Pflanzen bezeugt den produktiven Urzustand: ein Kraftfeld, in der die Akteure nicht von der Schöpfung getrennt sind, und zu allem anderen Leben hinzu gehören als Fleisch von seinem Fleisch. In der Stimme der nichtmenschlichen Wesen tut sich deren Sinn, der sonst unter den Formen der Dinge verborgen ist, dem Helden kund, und er kann unerhörte Abenteuer bestehen, nachdem er die Wesen belauscht hat und ihre Kräfte ausbeutet, die stets in einer semiotischen Beziehung zu ihrem Zweck stehen: wer das Kräutlein Niesmitlust isst, versteht die Sprache der Tiere, eine Königstochter muss ihren Brüdern, den sechs Schwänen, Hemden aus Sternblumen nähen, um sie zu erlösen. Dornröschen verschläft in einem Rosenhag die Pubertät, bis der Richtige sie wachküst. Auch die Vereinigung ist auf Rosen gebettet: In einem anderen Märchen wird ein Mädchen schwanger, nachdem es ein Blatt von einem Rosenstrauch gegessen hat. Doch sie mag unbesorgt sein, war doch den Germanen die Heckenrose das Symbol der weiterlebenden Seele. Wenn Kreaturen wie im Märchen sprechen können, dann sind wir zum Nullpunkt der Genesis zurückgekehrt, an dem die Rohmaterie der Schöpfung in einem Zustand hybriden Gemurmel alle Formen annehmen kann. Man muss sie nur laut aussprechen wie den Wunsch der guten Fee: Im Anfang war das Wort. Das Sein selbst tut sich unerwartet aus dem Mund der unscheinbarsten Wesen kund. Hier ist alles

ineinander verwandelbar, hier sind alle Charaktere flüssig und speisen sich direkt aus dem Quell: Schöpfung als Kontinuum.

Schon Jung sah im Unbewussten die vegetativen Vorgänge des Körpers: Statt Großhirnrinde agieren hier die Reflexbahnen des Rückenmarks, die neuroimmunologischen Kanäle zum Fleisch. Die Aktion der Leber etwa, ihre verwandelnde Tätigkeit, ist uns vollkommen entzogen; gerade ihr Tun ist uns aber im Metamorphotischen der Pflanze gegeben. Pflanzliche Natur bewahrt das Potenzial der Kindheit als Aktualität. Sie ist immer im Aufbruch, und insofern mag in ihr auch immer alles gut werden.

Vielleicht ist das eine Auflösung für das Mysterium der vom Organischen besessenen Symbolik. Die stummen Wesen als sie selbst ernst zu nehmen, zahlt sich aus. Kinder interessieren sich nicht für die Natur als Trost. Sie spielen mit ihr. Diesseits der Beschwichtigung, im hochpotenten Wasser stetiger Verwandlung.

Erhabenes Ergreifen

Reale Verwandlung, körperliche Ergriffenheit hat ihre Spur noch in der geringsten Begegnung: Schon im Stich der Nessel zerbröselst Kants interesseloses Wohlgefallen an sinnlicher Gegenwart, und die schwüle, boden- und saftgesättigte Abendluft eines üppig bebuschten Parkrandes, die kühle Landluft, die vom Dickicht des aufgelassenen Rangierbahnhofs an Sommerabenden auf die Berliner Yorckstraße wehte, zieht den Körper des Betrachters zu sich hinab wie auf das Bett einer Geliebten. Natur ist auch in minimis immer Ergreifen. Damit erfüllt aber bereits ihr Kleinstes den klassischen Tatbestand des Sublimen.

Kants Unterscheidung zwischen dem Erhabenen steiler Berge oder stürmender Wogen, das uns sprachlos macht, und der Mauerblümchenhaftigkeit der organischen Natur, die ein selbstbeherrschter Philosoph mit leisem Lächeln und etwas zerstreut betrachtet, reicht demnach nicht aus. Was die Permeation des Allfälligen in die humane Sphäre und damit die hintergründige Erhabenheit auch des kleinsten Raschels ermöglicht, ist nichts weniger als die eigene Körperhaftigkeit, der schlichte Umstand, dass wir dazu gehören, dass wir unhintergebar verwickelt sind in den Austausch mit anderen lebendigen Dingen. Das Hinzuzählen des eigenen Ichs zu dem, wie Rilke sagt, »unsäglichen Summen« im »dumpfen und stummen Vorrat der vollen Natur«, es findet ständig statt.

Das ist die Rolle des Gartens in seiner urbanen Version: Andacht überall. Vollzug der Erkenntnis, dass Erhabenes als Überschreitung des Selbst in sinnlicher Interaktion der Normalzustand ist; der wolkendurchstoßende

Baumriese des Yosemite-Parks nur seine Übersteigerung, seine allzu deutliche Plakatierung. Aber die Ehrfurcht in seinem Angesicht steht metonymisch zur Begegnung noch mit dem schwächigsten Schössling im Gerberabeet. Sie schlägt als geheimnisvolle Verschiebung auf die überraschten Triebkräfte der eigenen Seele zurück, die sich am persönlichen Geschick emporwinden wie Malven in einem nur allzu kurzen Sommer, von unbedachten Tritten gequetscht und doch unverhofft in schwankender leuchtender Blüte.

Hier ist kein Raum mehr für die Trennung zwischen Natur und Kultur. In der Natur ist der kulturproduzierende Mensch stets schon ergriffen; und in den archaischen Gemeinschaften konzipiert er aus diesem Ergriffensein, aus dessen Existentialität, seine sozialen Relationen. Die Heilpflanzensamen, die man in 60.000 Jahre alten Gräbern gefunden hat, bringen wirklich helfende Pflanzen hervor, und sie sind gleichzeitig und deswegen symbolischer Schmuck des Toten, der ihn in ein anderes Reich begleitet. Was ist hier Kultur, was ist hier Natur? Es gibt nur wirkende Kräfte mit existentielltem Gehalt, eine gegenseitige Dynamik, die den Menschen umfasst. Kultur ist das Beziehungsfeld einer solchen Gegenseitigkeit, in der die kognitiven Metaphern, das organismische Selbstverständnis, und die aus organischer Sinnhaftigkeit schlechthin hervorgehende kulturelle Symbolhaftigkeit enthalten sind.

Darum schreit die Stadt nach Gärten: Um die Trennung aufzuheben, die immer ein Exil in der Vernichtung war. Die wirkliche Stadt, polis im eigentlichen Sinne, ist eine Gemeinschaft mit allen Wesen. Der urbane Garten wird so in seiner Botschaft von der Untrennbarkeit des Humanen, Sozialen, Geistigen von der natürlichen Selbstherstellung zum Pfand einer neuen politischen Ökologie. Man könnte polemisch sagen: Nur in der Gartenstadt ist die Partizipation von Armen, Reichen, Tieren und Pflanzen an einer gemeinsamen Schöpfung möglich.

Im Grunde ist keine Metropolis vollständig ohne das Grün, das wild an ihren Mauern emporleckt. Alle Städte sind verlorene Paradiese; nur der Ort, an dem Park und Garten, Wandellauben und Weinanbau sich mit intellektuellen und sozialen Intensitäten abwechseln, ist die wirklich zu sich gekommene Urbanität, weil sie allein eine Behausung des Menschlichen bietet. Wir alle haben unsere Städte neu zu lernen.

Mischung

Das Kostbarste jeder Wahrnehmung, bemerkt Michel Serres gegen die Schriftfixiertheit neuerer Ästhetik, sei Stille: die sich abzeichnende Unruhe im schon Gesagten, bevor sie Wort ist, solange sie noch ganz Schwung ist, stumme

Geste. Die Referenzen der Stille aber sind die Pflanzen. Der blühende Rotdorn, eine perspektivische Reihe entlang der Straße, und die Welt ringsumher verschwindet im Schatten der Schönheit.

Das ästhetische Erlebnis ist nie verstanden und doch Heimat. Erst aus diesem unbegriffenen Bezug, aus dieser Freude wegen Nichts (Altenberg), rührt die Magie – die Kraft des Rosenstraußes, die dem Beschenkten – plötzlich – die Tränen in die Augen treibt, die Leben spendende Wirkung der Bank unter der alten Trauerweide, wenn das letzte Abendlicht die Blattlanzetten durchleuchtet. Zu dieser Wirkung gehört, dass die Blumen geschnitten wurden zur Übermittlung ihres lebensbejahenden Gehaltes. Der Garten wird leergeerntet, gestutzt, gezähmt; Blut fließt, wenn auch nur als Baumsaft. Es ist immer noch ein Pflanzenopfer, das für den Erhalt göttlicher Gnade über einer menschlichen Beziehung sorgt; das – als unserer aller Nahrung – letztlich den Zusammenhalt des Sozialen verbürgt. Pflanzen sind Subsistenz, und Pflanzen sind Essenz.

Im lebenden Wesen, seinem aufstrebenden Stamm, seinen werdenden, welkenden Blättern, seinen wie Sterne aufgehenden Blüten zeigt sich die Tiefe von Sinn während sie sich in der gleichen Bewegung wieder verhüllt, ähnlich wie auch unser eigener Körper einerseits für uns offen ist, zugleich aber opak, nicht buchstabierbar, nur lebbar, nur in seinen Gesten auszukosten, eine fraglos wachsende Pflanze. Der Schwung der Arabeske bleibt Geheimnis, seine gerade in der jeweiligen Beschaffenheit wirkende Kraft, die eine Kraft des Faktischen ist, des Ausstrahlens, der realen Präsenz eines Gegenübers. Hier ist nicht mehr was, nur noch dass. Hinter seiner letzten Schranke ist es »ohne warum« (Angelus Silesius), und damit das Privileg Gottes.

Das Paradies, so lernen wir im Garten, das Paradies gehört dem Menschen – wenn er es nicht zu beherrschen sucht, sondern sich unauffällig, lauschend, antwortend darunter mischt. Lassen wir uns endlich darauf ein, dass Menschsein immer schon hieß, mehr als Mensch zu sein; mehr als ein Mensch zu sein. Hier, in der Zeitenthobenheit des Fleisches der Welt, im ewigen Jetzt zwischen den Spektraltönen herbstlicher Ahornngloben und dem transparenten Weiß erster Schneeglöckchen, die ihre zierlichen Gestalten dem Eis abringen, zwischen Sommer und Frost, Licht und Finsternis, Moder und Duft, Blütenparfum und Humusodem, Leben und Sterben liegt das Königreich dieser Welt, und es liegt jedem zu Füßen, der Sinne hat zu fühlen. Es ist irdisch in voller Ausschließlichkeit, und es ist Geist in seiner Essenz. Wie hatte der Dichter Albert Camus gesagt? »Im Licht bleibt die Welt unsere erste und letzte Liebe.«

**EINE ANDERE WELT
PFLANZEN: GÄRTEN ALS
RÄUME VON SUBSISTENZ
UND POLITIK**

Veronika Bennholdt-Thomsen

Ökonomie des Gebens. Wohlstand durch Subsistenz

Gegenwärtig lebt die Mehrheit der Menschen unter den Bedingungen der globalisierten kapitalistischen Wirtschaftsweise, der Ökonomie des Nehmens. Stets geht es in erster Linie darum, dass, was und vor allem wie viel man bekommt: Danach bemessen sich Erfolg und Ansehen, das ist das Ziel des Handelns, so sieht Leistung aus. Nach diesem Muster werden wir sozialisiert, jeder und jede Einzelne von uns. Egoismus und Individualismus konnten sich breit machen, weil wir Angst vor der Knappheit haben. Sie beherrscht uns selbst mitten in der Gesellschaft des Überflusses. Die moderne Wirtschaftswissenschaft versteht sich als Lehre davon, wie angesichts der knappen Mittel (Ressourcen, Güter) die unbegrenzten, vielfältigen menschlichen Bedürfnisse befriedigt werden können.

»Menschliche Nähe ist im Verständnis von modernem Wirtschaften nicht nur nicht vorgesehen, sondern sogar frevelhaft. Niemand hat das deutlicher ausgesprochen als Adam Smith, der Vater der modernen Wirtschaftswissenschaften. Der Wohlstand aller, also der Wohlstand im Großen, entsteht für Smith durch den Eigennutz im Kleinen, Individuellen. Seine berühmte, zentrale These ist bis heute der erste Hauptsatz der Ökonomie: Wenn jeder seinem Eigennutz folgt, dann kann er dem Wohlstand der Nation besser dienen, als wenn er sich diesem ausdrücklich verschreiben würde. Umgekehrt folgert daraus, dass derjenige, der nicht eigennützig danach strebt, sich möglichst viel anzueignen, sowohl am allgemeinen als auch am eigenen Mangel Schuld trägt. Die »barbarischen«, »unzivilisierten« Völker seien so »jämmerlich arm«, weil sie diesen ökonomischen Grundsatz nicht beherzigen würden (Smith 1776/2009, S.44).

Spätestens seit dem Liberalismus des 19. Jahrhunderts sind wir in den »gesitteten« und »blühenden Völkern« (A. Smith) gesellschaftlich mit einem Verständnis von wirtschaftlich richtigem Handeln sozialisiert worden, das

Nähe, Mitgefühl, Genügsamkeit und die Orientierung an dem, was zum Leben notwendig ist, statt am Surplus, ausschließt. So sind wir in unserer Zeit mit der schwierigen Aufgabe konfrontiert, wie die Glaubenssätze der modernen Zivilisation des Wirtschaftswachstums Schicht um Schicht abgetragen werden können und gleichzeitig eine andere ökonomische und soziale Praxis entfaltet werden kann. Die Herausforderung ist groß, denn schließlich prägen die Anschauungen und Werturteile das alltägliche Handeln. Zu einer anderen Praxis zu finden, ist schwer. Denn soviel steht fest, die auf Eigennutz gründenden und auf Maximierung zielenden Überzeugungen sind Teil eines vielfach verflochtenen kulturellen Gewebes. Sie betreffen keineswegs nur Ökonomisches, sondern unter anderem auch Psychisches, etwa die soziale Identität oder das individuelle Selbstverständnis, und sie wurzeln in der abendländischen Ethik und der christlichen Moral (Weber 2000; Hirschman 1980).

Vom Geben und Nehmen

Heutzutage, mehr denn je, sind Zweifel an der zentralen These unseres Wirtschaftsverständnisses angebracht. Denn, trifft es überhaupt zu, dass je mehr die Einzelnen sich bemühen zu nehmen, es der Gesamtheit der Wirtschaftenden besser geht? Wirkt der Markt tatsächlich sich selbst regulierend wie eine »unsichtbare Hand«, die den individuellen Eigennutz in allgemeinen Wohlstand verwandelt? Im 19. und teilweise bis ins 20. Jahrhundert hinein konnten diese Thesen, wenn überhaupt, dann im nationalen Rahmen der kolonialen Mutterländer, eine gewisse Evidenz beanspruchen. Dank der erzwungenen Öffnung der Häfen (für britische Waren), dank der abgehackten Hände der bengalischen Weber, insgesamt dank der kolonialen Gewalt- und Machtausübung wurde auf der einen Seite immer mehr angehäuft, weil auf der anderen entsprechend viel geplündert werden konnte. Scheinbar »unsichtbar« wurde die Plünderung durch das Geld, weil es die Gewalt vernebelt. Die Kopfsteuer etwa, die in den afrikanischen Kolonien eingeführt wurde, verschleierte die Tatsache, dass die kolonialen Untertanen nun in den Plantagen und Minen arbeiten mussten, um überhaupt das Steuergeld aufbringen zu können. Dafür mussten sie ihre Felder und ihr Handwerk verlassen, die ihnen bis dahin die Subsistenz garantierten. Ihnen gab die »unsichtbare Hand« nicht, sie nahm.

Aber auch für die LohnarbeiterInnen in den sich industrialisierenden kolonialen Mutterländern führte der Eigennutz der Kapitaleigner nicht zu einer verbesserten Lebenslage. Vielmehr mussten sie den Verlust des Zugangs zu Land im Zuge des Bauernlegens mittels der Einhegungen durch den Ver-

kauf ihrer Arbeitskraft gegen prekäre Löhne und miserable Lebensverhältnisse kompensieren. Wie die Plünderung im Lohnarbeitsverhältnis vonstatten geht, wird erst durch Marx Analyse sichtbar. Er zeigt, wie der Profit der Kapitaleigner auf den Knochen der ArbeiterInnen gewonnen wird. Der Befriedungsbonus, der für das Proletariat in den Metropolländern auf der Basis der kolonialen Plünderungen abfiel, vermochte allerdings ihr Los etwas zu erleichtern, bzw. ließ sie dieses offenbar leichter vergessen. Der Zucker aus den Kolonien versüßte den ArbeiterInnen in Großbritannien im wahrsten Sinne des Wortes das Leben, nämlich den ebenfalls aus den Kolonien stammenden Tee, so dass sie kurzzeitig aufgeputscht länger ohne solidere Nahrung in der Fabrik aushalten konnten (Mintz 2007). Die gleiche Funktion der Befriedung übernahm in den USA das Beefsteak von Rindern, die am La Plata weideten (Rifkin 2001). Auch der enorme Fleischkonsum im gegenwärtigen Deutschland ist nur durch den Import von Soja möglich, das auf fremden Ackerflächen, etwa im abgeholzten Amazonasgebiet, für die Mastbetriebe (vor allem Schweinemast) in Europa angebaut wird. So werden der Sozialabbau (Hartz IV) und die Staatsverschuldung durch die milliarden schweren Rettungspakete für die Banken hingenommen, weil der Konsumismus (u. a. von täglichen Fleischrationen) das Bewusstsein hervorruft, im Wohlstand eines privilegierten Landes zu leben, das diese Position vorgeblich zum Nutzen aller bewahren soll.

Aber selbst wer heutzutage den weltweiten Konsum von Coca Cola oder von Nike-Schuhen mit der Verbreitung des Wohlstands auf der ganzen Welt gleichsetzt, kommt nicht darum herum, den Zusammenhang zu den Plünderungen, die mit der Globalisierung des Massenkonsumismus einhergehen, zur Kenntnis zu nehmen. In Schlagworten: Peak Oil, über eine Milliarde Hungernde und Unterernährte, Artensterben, Wüstenbildung, Klimawandel, Ressourcenkriege. Im Zuge der Globalisierung der Märkte, sprich der zunehmenden Aufhebung der nationalen Grenzen für Güter, Kapital und die Ware Arbeitskraft geht der Bonus für die BewohnerInnen der Länder der ehemaligen Kolonialmächte und heutigen sogenannten hoch entwickelten Industrieländer langsam verloren. Die Polarisierung in diejenigen Menschen, denen die unsichtbare Hand gibt, und diejenigen, von denen sie nimmt, kennt deutlich immer weniger nationale Grenzen. Die Zivilisation des Wirtschaftswachstums gerät, für alle sichtbar, in die Krise.

Wie aber gelingt es uns, einen anderen Begriff von Wohlstand zu gewinnen? Einen, der sich nicht in der Abstraktion von Geldsummen erschöpft, im Konsum von Waren und der Ausweitung anonymer Marktbeziehungen? Sondern einen Begriff von Wohlstand, der wirklich die Sättigung kennt, das

gute Brot und das frische Gemüse, statt nur den Preis? Einen Begriff von Wohlstand, der die Befriedigung kennt, das »Genug ist genug«, die Muße statt der Freizeit? Wie gelingt es uns, die Vorstellung von Fleiß und gutem Wirtschaften von der des Eigennutzes, von Konkurrenz oder sogenannter Wettbewerbsfähigkeit zu trennen? Denn ist Wohlstand nicht vielmehr friedliches Zusammenleben aller, sich umeinander sorgen und versorgt sein, sich sicher und geborgen fühlen?

Die aggressionsfreie, an der genügsamen Befriedigung der Bedürfnisse orientierte Vorstellung vom guten Leben ist im Konzept des Homo oeconomicus nicht enthalten. Es geht vielmehr von der biologistisch postulierten Natur des Menschen als des Menschen Wolf aus. Entsprechend bedarf es, um überhaupt ein Zusammenleben zu gewährleisten, eines Ausgleichs, der sich nach Meinung der Apologeten des Wirtschaftswachstums durch den freien Markt herstellt. Im Gefolge von Adam Smith geht man davon aus, dass die Konkurrenz zu individuellen Höchstleistungen anspornen würde, was zu guter Letzt allen zugute käme. Der Widersinn, dass die Menschen gleichsam erst einmal aufeinander losgehen müssen, damit es hinterher allen besser geht, fällt in dem System, das von einer grundlegenden Feindseligkeit aller gegen alle ausgeht, nicht weiter auf. Außerdem ergibt sich die habsüchtige Feindschaft scheinbar wie von alleine aus der Annahme der Knappheit.

Im Gegensatz zu einem weit verbreiteten Mythos fällt die sozialistische Version von modernem Wirtschaften nicht minder kriegerisch aus, und auch das Menschenbild ist nicht viel anders. Auch hier stehen die Auseinandersetzung und die Habsucht im Vordergrund. Nur dass der Staat vorgeblich den Ausgleich garantiert und nicht ein anonymer, sich irgendwie selbst regulierender Marktmechanismus. Aber das Postulat bleibt bestehen: Jeder Einzelne und alle zusammen möchten mehr haben, beziehungsweise nehmen können. Das Wirtschaftswachstum heißt hier »Wachstum der Produktivkräfte« und »Produktionssteigerung«.

Homo donans

Unter den Bedingungen des skizzierten Menschenbildes stellt sich durchaus die Frage, wie Gesellschaft überhaupt funktionieren kann, ohne dass man sich gegenseitig den Schädel einschlägt (Elias 1980). Entsprechend ausgiebig beschäftigen sich die Wirtschafts- und Gesellschaftstheorien mit dem Thema. Die sozialdarwinistische Grundannahme selbst stellt kaum jemand infrage. Auch jene nicht, die sich auf die Seite der potenziellen Opfer schlagen und für diese einen größeren Anteil an der Beute einfordern.

Fazit: Wir müssen aus dem begrenzenden Rahmen springen, jene die Plünderung antreibenden Postulate hinter uns lassen. Sie sind der Motor des zivilisatorischen («zuvielisatorisch» las ich kürzlich auf www.regionalentwicklung.de) Prozesses, der den Planeten in die Krise treibt. Es gilt, der zerstörenden Kraft der ökonomischen Vernunft ein anderes Bild entgegenzusetzen: Die Menschen sind nicht grundsätzlich habgierig. Wir müssen uns nicht stets neu als habgierig inszenieren, um vernünftig zu erscheinen, sondern wir erschließen uns die Welt neu – die Umwelt und die Mitwelt – von der Warte des Homo donans, des gebenden Menschen aus.

Die symbolische Ordnung des Homo oeconomicus ist die des Kriegers und Eroberers, wohingegen Homo donans die symbolische Ordnung der Mutter repräsentiert (Vaughan 2008, Muraro 1993). Sie ist in unserer gegenwärtigen Welt genauso vertreten wie die patriarchale, kriegerische Ordnung der Wachstumszivilisation, allerdings bedarf es einiger Mühe, sie aus der Unsichtbarkeit zu befreien, in die sie der wissenschaftliche, politische und mediale Diskurs verdrängt haben. Wenn die Väter der kapitalistischen Theorie, allen voran Adam Smith, für ihre Theoriekonstruktion anstelle des alleinstehenden («single») bürgerlichen Mannes als kleinste ökonomische Einheit eine Mutter genommen hätten, dann wären sie nicht so ohne weiteres auf das Axiom der eigennützigen menschlichen Natur verfallen, spotten wachstumskritische Ökonomen (Lessem/Schieffer 2010).

Bekanntlich ist Empirie von der »Brille« abhängig, mit der etwas erforscht wird, wie insgesamt von der vorgeprägten Sichtweise abhängig ist, was wir überhaupt bewusst wahrnehmen. Wenn man also die zahlreichen Studien etwa zu Klassenkämpfen oder die Berichte zu feindlichen Übernahmen von Konzernen oder die immense Umweltverschmutzung in China als Beleg dafür nimmt, dass sie eine Wirklichkeit abbilden, die vom Homo oeconomicus geprägt ist, dann ist das zwar richtig, aber mehr als einseitig. Die Wirklichkeit des Homo donans ist deshalb nicht abwesend. Nicht umsonst nennt die feministische Forschung, zumal der frühen Jahre, jene Bereiche, die sie gegen die Tradition der jeweiligen Wissenschaft hinsichtlich des Wirkens der Geschlechterverhältnisse empirisch in den Blick nimmt, »blinde Flecken«, die »unsichtbar« gehalten oder »einäugig« betrachtet werden.

Genevieve Vaughan (2008) bringt es auf den Punkt: Mag sein, dass in der modernen Wirtschaft und Gesellschaft das Paradigma des Nehmens vorherrscht, aber die gebende, sorgende Instanz muss darin mindestens genauso wirksam sein, sonst gäbe es keine Gesellschaft. Ohne die bedingungslos gebende Fürsorge der Mutter oder ähnlich umsorgender Menschen kann das Kleinkind nicht überleben. Insgesamt können wir sagen, dass ohne die nach

herkömmlichem Verständnis ökonomisch nicht vernünftige, aber von Empathie geleitete Pflege von Landschaft und Tieren oder von Nachbarschaft und Freundschaft diese Welt längst verödet wäre. Das fällt uns gerade gegenwärtig erheblich auf, da alles, von der Bildung über die Gesundheit bis hin zu Wasser und Luft, nach betriebswirtschaftlichen Renditekriterien beurteilt und kommerzialisiert wird.

»Eine andere Welt ist pflanzbar«

Unter dieses Motto stellen Initiativen von städtischen Gemeinschaftsgärten ihr Engagement (<http://eine-andere-welt-ist-pflanzbar.urbanacker.net/>). Damit beziehen sie sich bewusst auf das Motto der weltweiten globalisierungskritischen Bewegung, das da lautet »Eine andere Welt ist möglich«. Vandana Shiva sagte in eben diesem Sinne auf dem Evangelischen Kirchentag 2009: »Gärtnern kann die Welt retten«.

Kann Gärtnern Politik sein, mögen sich manche fragen, für die Politik in hergebrachter Weise eine Frage der Macht und des Einwirkens auf Machtstrukturen ist. Tatsächlich steht hinter der gärtnerischen Vision ein anderes Politikverständnis, nämlich »die Welt [zu] verändern, ohne die Macht zu übernehmen« (Holloway 2006). Gärtnern ermöglicht einen anderen Zugang zur Umwelt und zur Mitwelt. Womit es – wie alle Subsistenztätigkeiten – mehr ist als die Erfahrung eines sinnvollen, notwendigen Tuns, nämlich zugleich ein Erkenntnisprozess. GärtnerInnen erfahren sich als unmittelbar produktiv. Ihre Arbeit zeigt in absehbarer Zeit Wirkung, dennoch steht das Pflanzenwachstum nicht in ihrer Macht; es geschieht ohne sie. Sie erfahren die lebendige Kraft der Natur. Das Ergebnis ist Nahrhaftes oder, wie die Blumen, unmittelbar für das gute Leben Nützliches. Diese Erfahrung tritt an die Stelle des sinn(lich)entleerten industriellen, insbesondere des elektronisch geführten Produktionsprozesses und der Gleichgültigkeit gegenüber dem Stoff, die die Lohnarbeit und der Konsum gegen Geld mit sich bringen. Zugleich wird die Abhängigkeit von Naturvoraussetzungen sichtbar, wodurch ein Gefühl für die notwendige Kooperation zwischen Mensch und Natur zu entstehen vermag.

Vor allem ermöglicht Gärtnern eine unschätzbar wichtige Erfahrung in dieser Zeit der Angst vor der Knappheit: die der Fülle der Gaben der Natur. Zur Erntezeit ist immer von der einen oder anderen Frucht »zu viel« da; Freunde, Nachbarinnen, Bekannte, Vorbeigehende werden beschenkt: »damit nichts verkommt«. Das Gefühl und die Moral hinter den Gaben gehorchen einem uralten Impetus, der das Natur-Gegebene ehrenvoll würdigt. Aus der Anthropologie sind unzählige Beispiele bekannt, wie die Gabe Gemeinschaft

schaft und stärkt (Mauss 1990). Der gemeinschaftsstiftende Effekt stellt sich zweifelsohne auch in der Gegenwart her, wie die Studien zu »Urban Gardening« oder zu Interkulturellen Gärten immer wieder betonen.

Die Antwort auf die Frage, ob Gärtnern Politik sein kann, fällt in einem erstaunlich umfassenden Sinne positiv aus. Der und die Einzelne erfährt sich als sinnlich und sinnvoll handelnde Person, deren Einsatz unmittelbar verändernde Wirkung zeigt, im Gegensatz zum Ohnmachtsgefühl der Politikverdrossenheit. Gärtnern vermittelt einen anderen als den wachstumsökonomisch fixierten Blick. Es kann eine andere Werthaltung lehren und zu einer Sozialisierung gegen die Angst vor der Knappheit beitragen sowie gegen den damit verbundenen Egoismus des ausschließlichen Habenwollens.

Ein neuer Wohlstandsbegriff

Die Erfahrungen aus der Praxis des Gärtnerns, des unmittelbaren, nicht geld- und lohnvermittelten Handelns bereiten den Weg für einen anderen, neuen Wohlstandsbegriff. Darin liegt ihr entscheidender Beitrag für eine Gesellschaft des Postwachstums. Dennoch halten größere Teile der globalisierungs- und wachstumskritischen Bewegungen, so bei attac oder in den Sozialforen, an Vorstellungen von Wohlstand und sozialer Gerechtigkeit fest, die mit dem Bild der Fülle für das Lebensnotwendige und mit der entsprechenden Haltung der Genügsamkeit nicht kompatibel sind. Ihr Ziel ist ein größerer Anteil am Wohlstand für die gering Bemittelten beziehungsweise ein gleich großer Anteil für alle. Wie weltverändernd aber ist dieser Ansatz?

Das Motto »eine andere Welt ist möglich« wird, zumal von Gruppen und Organisationen, die für eine gerechte Sozialpolitik eintreten (Netzwerk Grundeinkommen, Brot für die Welt, Initiativen innerhalb aller Parteien des Deutschen Bundestags) häufig durch den bestätigenden Hinweis »es ist genug für alle da« ergänzt. Damit wird die gerechte Verteilung dessen angemahnt, was uns in einem Land sowie weltweit an Ressourcen, Gütern und sonstigen Mitteln zur Verfügung steht, im Gegensatz zu einer Politik, die Konzerne und Banken fördert, damit durch deren Wachstum, nach alter entwicklungspolitischer Manier, etwas auf die lohnarbeitende Bevölkerung »heruntertröpfelt« (trickle down effect). Ist da die Forderung nach Umverteilung nicht ohne Einschränkungen richtig?

Zweifelsfrei ist die gerechte Verteilung des Gegebenen notwendiger Bestandteil einer anders zivilisierten Welt. Dennoch liegt in der Betonung der Verteilung ein Problem. Ernst Bloch hat es in seinem »Naturrecht und menschliche Würde« treffend analysiert. Darin untersucht er die Wandlung der Gerechtigkeitsvorstellungen im abendländischen Denken und stellt sie

in den Kontext der jeweiligen Gesellschaftsverfassung bzw. der entsprechenden Vision von Gesellschaft. Der Appell oder auch die Forderung zur gerechten Verteilung der Güter setzt, so Bloch, eine »Gerechtigkeit von oben, die jedem, austeilend oder vergeltend, seine Ration verschreibt«, voraus (Bloch 1961). Die Betonung der Verteilung gehört demzufolge zu einem hierarchischen Gesellschaftsbild, in dem es ein soziales Oben und ein soziales Unten gibt, in dem Macht ausgeübt und zugeschrieben wird, und in dem es Mündigkeit der Urteilskraft und Unmündigkeit gibt. Demgegenüber steht die Vorstellung einer egalitären Gesellschaft der Ebenbürtigen, in der jede Person die Souveränität der menschlichen Würde genießt.

Die Vision der Ökonomie des Gebens

Der neue Wohlstandsbegriff, der in Vision und Praxis des »eine andere Welt ist pflanzbar« angelegt ist, geht von der Selbstermächtigung des Individuums aus. Der oder die GemeinschaftsgärtnerIn ist nicht umverteilungs-, sondern subsistenzorientiert. Er oder sie erwartet nicht die sozial gerechte Verteilung von Seiten einer übergeordneten Instanz, sondern teilt selbst gemeinschaftlich, sozusagen auf Augenhöhe, was die Erde hervorbringt.

Mit dieser Geisteshaltung bedarf es keiner Mittel der sozialen Distinktion, jener Quelle des Habenwollens und des ostentativen Konsums, die die Wachstumsökonomie mit ihren Massenkonsummitteln sowie die herrschenden Vorstellungen von Wohlstand speist (Veblen 1971). Subsistenzorientierung statt Verteilungsorientierung heißt, dass der Maßstab des Konsums zum einen das Notwendige ist, das, was Menschen zum guten Leben brauchen. Zum anderen gibt es kein vorgegebenes Maß dessen, was notwendig oder was gutes Leben ist. Unter diesen Voraussetzungen herrscht nicht das einheitliche Maß, sondern regieren die jeweils unterschiedlichen, vielfältigen Bedürfnisse. Wenn das Bild von dem, was auf der Welt zur Verfügung steht, das der Fülle ist, dann bedarf es keiner Zuteilung. Das Maß der Notwendigkeit und des guten Lebens liegt in dem Gegebenen selbst. Ein Vergleichsmaß ist obsolet.

Das skizzierte Weltbild und die skizzierten sozialen Verhaltensweisen sind die Grundlagen für eine Ökonomie des Gebens. Gesellschaften, die dem Gegebenen nicht mit dem ängstlichen Blick der Knappheit begegnen, sondern darin gelassen die Fülle erblicken, gehen auch anders mit dem Verfügbaren um. Die Einzelnen empfinden sich als Teil des Ganzen, nämlich der natürlichen Umwelt. So gibt es, für uns schwer vorstellbar, in der Sprache der Tzotzil und Tzeltal im mexikanischen Chiapas kein »ich«, sondern nur das wechselnd zusammengesetzte Wir: »wir« das Maisfeld (ich eingeschlossen), »wir«

die Versammelten (ich eingeschlossen), wir der Hund (ich eingeschlossen) (Lenkersdorf 1999).

Unter den Bedingungen eines derart holistischen Weltbildes ist das Ziel nicht die individuelle Aneignung und der ausgleichende Tausch des »ich gebe, damit du mir gibst«, sondern in einer Gesellschaft dieser Verfasstheit leben alle von und mit dem Gegebenen und sind alle in den Kreislauf der Gaben eingebunden. Die Handlungsweise ist nicht egozentriert wie im Falle des Tausches, bei dem man nur gibt, um etwas zu bekommen, sondern sie ist auf das Gegenüber orientiert. Ich gebe, weil du es benötigst und nicht, weil du etwas zurückgeben wirst. Vielmehr geben der/die andere ihrerseits denjenigen, die der Gabe bedürfen, und so entsteht ein Kreislauf des Gebens oder eben eine Ökonomie des Gebens. Durch Subsistenzorientierung entsteht der Wohlstand, in den alle eingebunden sind und bei dem alle das Lebensnotwendige vorfinden.

Der skizzierte kulturelle und materielle Rahmen einer egalitären Gesellschaft ohne Habgier (Eigennutz) und ohne Angst vor der Knappheit, wo anstelle einer Tauschökonomie das gebende Wirtschaften über einen Kreislauf der Gaben funktioniert, ist eine idealistische Darstellung, die nicht unmittelbar umsetzbar ist. Praktisches Handeln jedoch tut not. Woher aber sollen wir in unserer Zeit ein Menschenbild nehmen mit Eigenschaften wie Uneigennützigkeit und Gemeinschaftsorientierung sowie sich als integraler Teil der Welt/der Natur zu empfinden? Handelt es sich dabei nicht um ein romantisches Phantasiegebilde, das einem gesellschaftlichen Utopia entstammt und auch nur dort seinen Platz hat, aber nicht in der Wirklichkeit unserer Welt?

Eine andere Welt ist machbar

Eine Ökonomie des Gebens ist greifbarer als wir denken. Auch in der Gegenwart erfahren Kinder am eigenen Leib, wie es ist, bedingungslos umsorgt zu werden. Denn bedingungsloses Geben gehört zur *conditio humana* sowie zur Voraussetzung von Gesellschaft schlechthin. (Klein-)Kinder sind anders nicht lebensfähig.

Die Erfahrung, voraussetzungslos umsorgt zu werden, hat größte Bedeutung für die Fähigkeit des Individuums, eine andere friedliche und herrschaftsfreie Welt ohne Raub und Plünderung »machen« zu können. Die Tragik unserer Zivilisation liegt darin, dass Fürsorge und bedingungsloses Geben nicht als Ökonomie zählen. Was aber ist grundlegend wichtigeres, gesellschaftlich notwendigeres Wirtschaften als die unmittelbar umsorgende Arbeit zum Gedeihen der nächsten Generation? Die schwarze Pädagogik der Zuchtanstalten des 19. bis hinein ins 20. Jahrhundert dienten aber dazu, vor allem

die jungen Männer zu einer eigennützigen, kriegerischen Haltung zuzurichten. Das Pendant dazu für Frauen ist die Entökonomisierung ihrer Sorgearbeit.

Dennoch, es gibt in unserer aktuellen Welt eine Vielzahl von Aktionen und Produktionsprozessen, die nicht vom Nehmen und vom immer mehr Haben wollen geprägt sind, ohne dass wir uns dessen hinreichend bewusst wären. Genau hier aber liegen die Anknüpfungspunkte für anderes Wirtschaften. Zahlreiche Beispiele dafür, wie einzelne Personen auf ihrem Lebensweg Entscheidungen fällen für »Arbeit, Engagement und Muße jenseits des Marktes« finden sich in der Studie »Wovon Menschen leben« von Andrea Baier, Christa Müller und Karin Werner (2007). Friederike Habermann versammelt in ihrer Dokumentation »Halbinseln gegen den Strom« (2009) zahlreiche Beispiele von Gruppen, die sich in Deutschland, Österreich und der Schweiz zusammenschließen, um gemeinsam auf dem Weg zu einem nicht eigennützigen, nicht wachstums- und nicht konkurrenzorientierten Wirtschaften voranzuschreiten.

Jenseits des bewussten Handelns in den Initiativen ist die Haltung des Gebens gerade in der einfachen Ökonomie des Alltags ganz vieler Menschen weit verbreitet. Zumal Frauen orientieren sich in unserer Kultur an anderen Kriterien als der materiellen Sicherheit und zwar gerade auch bei Lebensentscheidungen. Sie suchen das gute Leben im Zweifelsfall eher im sozialen Beziehungsgeflecht als in der Entlohnung. Dafür sind sie häufig als romantisch, gefühlsduselig oder gar als »Muttertiere« beschimpft worden, auch in der Frauenbewegung, die in weiten Teilen am wachstumsökonomischen Habenwollen orientiert war, den gleichen Anteil am (Beute-)Kuchen – gleiche Posten, gleichen Lohn, gleiches Vermögen – wollte. Von der feministischen Subsistenzperspektive her hingegen haben wir stets auf die antikolonialistische, antikapitalistische, ökologische und menschenfreundlich friedliche Ethik der mütterlichen oder weiblichen Kultur der Fürsorge hingewiesen und bedauert, dass der Mainstream der Frauenbewegung im sorgenden Wirtschaften und der Mütterlichkeit nur die patriarchale Abhängigkeit sah, nicht aber die darin verborgene antikapitalistische und antipatriarchale Stärke erkannte. Denn die Geringschätzung der Subsistenz beziehungsweise deren Entökonomisierung ist ein entscheidender Baustein der herrschenden Ideologie des Nehmens in der Maximierungswirtschaft. Wohingegen die Hinwendung zur Subsistenz, sozusagen die Demontage der Demontage, uns der Ökonomie des Gebens wieder näher bringt.

Nicht zuletzt wegen des antikapitalistischen und antidesarrollistischen Charakters, der auch in ihr enthalten ist, haben wir für die unbezahlte, sor-

gende (Haus-)Frauenarbeit am Subsistenzbegriff festgehalten, der aus der Debatte um die Bauern und Bäuerinnen in der Dritten Welt stammt. Als Entwicklungshemmnis diffamiert, soll die bäuerliche Produktionsweise in den sogenannten Entwicklungsländern, spätestens seit den 1970er-Jahren explizit, von der Subsistenz weg, hin zur kommerziellen Landwirtschaft gebracht werden. Fast zeitgleich ereilt die Bauern und Bäuerinnen in Deutschland die Agrarpolitik des Wachsen oder Weichen, die demselben wachstumsökonomischen Fetisch gehorcht und zum massiven Bauernsterben geführt hat.

Angesichts der weltweiten, gravierenden ökologischen Schäden auch durch die Landwirtschaft und angesichts des zunehmenden Hungers sieht sich in neuester Zeit sogar die Weltbank gezwungen, im Weltagrарbericht jenen Stimmen Raum zu geben, die die Förderung der Kleinbauern und Bäuerinnen einklagen (Wege aus der Hungerkrise 2009). Denn sie würden, so wird in dem Bericht erklärt, nicht um des Profits willen, sondern in erster Linie um der Subsistenz willen die Landwirtschaft betreiben und entsprechend schonend mit dem Boden, den Pflanzen und Tieren umgehen sowie nach wie vor über die entsprechenden Kenntnisse zur Kooperation zwischen Mensch und Natur verfügen, an die angeknüpft werden kann. Ferner wird in dem Bericht argumentiert, dass die lokalen und regionalen bäuerlichen Märkte die Versorgung nicht zuletzt deshalb weit besser als die internationale Supermarktwirtschaft garantieren, weil sie in der regionalen Gesellschaft verankert und ihr verpflichtet sind. Mit anderen Worten, es gibt im lokalen/regionalen Wirtschaften nach wie vor andere als rein rechnerische Tauschkriterien. Wir sprechen deshalb auch von Subsistenzmärkten, die es nach wie vor gibt und zwar auch in den Ländern des Nordens: Wochen- oder Bauernmärkte, Erzeuger-Verbrauchergemeinschaften, gemeinschaftsgestützte Höfe (CSA: Community Supported Agriculture) und viele andere alte und neue Formen mehr (Bennholdt-Thomsen/Mies 1997).

Wohlstand durch Subsistenz

Das Diktat der globalisierten kapitalistischen Wirtschaftsweise, der Ökonomie des Nehmens, unter dem gegenwärtig die Mehrheit der Menschen lebt, ist weit weniger umfassend als wir häufig meinen. Denn das Wirtschaften für die Subsistenz kann nicht vollends vom Markt und von der Warenökonomie verdrängt werden. Das unmittelbare, selbstversorgende, fürsorgliche Tun, ohne dafür Geld oder auch nur Gegenleistungen zu erwarten, verschwindet nicht und kann auch gar nicht verschwinden. Ohne zu nähren und genährt zu werden, ohne zu pflegen und gepflegt zu werden, ohne sich zu kümmern und bekümmert zu werden, ohne zu schenken und beschenkt zu

werden, können wir nicht existieren. Die Zurichtung zum Homo oeconomicus hat hier ihre Grenzen.

Die bewusste Orientierung an der Subsistenz, also an dem, was wir zum Leben brauchen – Essen, ein Dach über dem Kopf, Beziehungen der Freundschaft und der Fürsorge, klares Wasser, gesunden Boden, frische Luft – geht mit einer Reihe von Qualitäten einher, die, fast wie von alleine, zu einer anderen Ordnung führen:

- Subsistenzorientiertes Handeln ist unmittelbare »grass roots« Politik. Niemand macht das deutlicher als die städtischen GemeinschaftsgärtnerInnen. Sie pflanzen etwas, und schon verändert sich der öffentliche Raum; es entsteht Nützliches und Nahrhaftes ohne den sonst üblichen städtischen Warenhandel; sich sonst fremde Menschen arbeiten gemeinschaftlich. Aber auch die Umsonstläden, die Volxküchen oder »Flash Mobs«, durch die Vorbeigehende an die spontan organisierte Frühstückstafel auf dem Bürgersteig eingeladen werden (Wien), zeigen die Kraft und Kreativität, mit der zumal junge Leute subsistenzorientiert Politik betreiben. Sie tun Nützliches und Notwendiges, ohne lange zu fackeln.
- Arbeiten unmittelbar für das Nützliche und Notwendige bringt ein anderes Verständnis vom guten Leben mit sich. Selbst tätig zu sein verschafft eine Befriedigung, die der Konsumismus nicht hervorbringen kann. Die Befriedigung entstammt auch noch einer anderen Dimension: Der Sinn und Zweck des Tuns vermittelt sich unmittelbar. Sinnvoll tätig sein verschafft Befriedigung.
- Die Subsistenzorientierung stiftet Gemeinschaft. Die Tatsache, dass die Subsistenzperspektive zur Politik des Individuums gehört, ist nicht gleichbedeutend mit Individualisierung, sondern das Gegenteil davon. Die geldlose und nicht warenförmige Versorgung mit Notwendigem gelingt nur in Kooperation. Der Arbeitsprozess selbst führt zur Vergesellschaftung.
- Die Subsistenzorientierung führt zu einem gemeinschaftsbasierten Eigentumsbegriff. »Es ist deine Stadt. Grab sie um!« lautet ein Motto urbaner Landwirtschaft und gemeinwesenorientierter Nutzung (Andreas Bauer, Münchner Stadtgespräche 48/49, 05/2008). Die darin enthaltene Vorstellung von Aneignung des Landes, beziehungsweise in der Stadt des Bodens, auf dem wir stehen, durch subsistenzorientierte Arbeit, gehorcht der Ethik der Allmende oder der »Commons«, das, was uns allen gehört.

Der Wohlstand durch Subsistenz ist der Wohlstand aller. Die Subsistenzorientierung vermag uns gerade auch hinsichtlich der »Global Commons« den Weg gegen deren Zerstörung zu weisen. Die implizite Moral des subsistenzorientierten Wirtschaftens bedeutet nämlich, dass, so wie ich selbst, auch meine Nächsten die Bedingungen vorfinden sollen, ein menschenwürdiges Leben führen zu können. Eben dies ist das Prinzip der Allmende: Jeder geht pfleglich mit ihr um, weil sie allen gehört. Wenn ich vor Ort, dort, wo ich bin, subsistenzorientiert lebe, dann nehme ich niemandem anderswo auf der Welt etwas weg, dann trage ich zum eigenen wie zum Wohlstand aller bei.

Literatur

- Baier, Andrea/Müller, Christa & Karin Werner** (2007). Wovon Menschen leben. Arbeit, Engagement und Muße jenseits des Marktes. München: oekom.
- Bennholdt-Thomsen, Veronika/Mies, Maria** (1997). Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive. München: Frauenoffensive.
- Bloch, Ernst** (1961). Naturrecht und menschliche Würde. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Elias, Norbert** (1980). Über den Prozess der Zivilisation. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Habermann, Friederike** (2009). Halbinseln gegen den Strom. Anders leben und wirtschaften im Alltag. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer.
- Holloway, John** (2006). Die Welt verändern, ohne die Macht zu übernehmen. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Lenkersdorf, Carlos** (1999). Die Natur und das »Wir«. In: Bennholdt-Thomsen, Veronika/Holzer, Brigitte & Christa Müller (Hg.). Das Subsistenzhandbuch. Widerstandskulturen in Europa, Asien und Lateinamerika. Wien: promedia, S. 74–83
- Lessem, Ronnie/Schieffer, Alexander** (2010). Integral Economics. Farnham: Ashgate/Gower.
- Mauss, Marcel** (1990). Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Mintz, Sidney** (2007). Die süße Macht. Kulturgeschichte des Zuckers. Frankfurt/New York: Campus.
- Muraro, Luisa** (1993). Die symbolische Ordnung der Mutter. Frankfurt/New York: Campus.

- Rifkin, Jeremy** (2001). Das Imperium der Rinder: Der Wahnsinn der Fleischindustrie. Frankfurt/New York: Campus.
- Smith, Adam** (2009). Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes (Wohlstand der Nationen, 1776). Frankfurt/M.: Zweitausendeins.
- Vaughan, Genevieve** (2008). For-Giving. Schenken und vergeben. Eine feministische Kritik des Tauschs. Frankfurt/M.: Ulrike Helmer.
- Veblen, Thorstein** (1971). Theorie der feinen Leute. Frankfurt/M.: Fischer.
- Weber, Max** (2000). Die protestantische Ethik und der »Geist« des Kapitalismus. München: Beck.
- Zukunftsstiftung Landwirtschaft (Hg.)** (2009). Wege aus der Hungerkrise. Rheda Wiedenbrück: AbL Verlag.

Ella von der Haide, Severin Halder, Julia Jahnke, Carolin Mees

Guerilla Gardening und andere politische Gartenbewegungen. Eine globale Perspektive

Während das traditionelle Kleinbauerntum verstärkt unter den Druck global agierender multinationaler Agrarkonzerne und deren wachsenden Einfluss auf die nationalen Gesetzgebungen gerät, nimmt das Interesse an nicht-kommerziellen kollektiven Gartenprojekten, in denen Menschen gemeinsam ihre Umgebung gestalten und ökologische Nahrungsmittel anbauen, zu. Angesichts abnehmender Ölvorräte, Klimawandel und ökonomischer Krisen entstehen weltweit in Großstädten – aber auch in kleineren Orten und auf dem Land – unterschiedliche Gartenbewegungen: Selbsternteprojekte, Interkulturelle und andere Gemeinschaftsgärten, Pflanzaktionen, Schulgärten oder Sorten-Erhaltungsgärten. Viele dieser Gartenprojekte sind politisch motiviert; wir bezeichnen sie als politisches Gärtnern oder Guerilla Gardening: Es handelt sich um Gartenprojekte und Pflanzinterventionen, die mit konstruktiven Strategien auf zunehmende Verarmung und Vereinzelung, Ressourcen- und Machtmonopolisierung, Privatisierung von öffentlichem Raum, klimatische Veränderungen und verschiedene Formen des Ausschlusses von gesellschaftlichen Gruppen reagieren.

Obwohl solche Projekte in unterschiedlichen Ländern, Gesellschaften und Konstellationen zu finden sind, beziehen sie sich doch oft auf ähnliche Themen und wenden vergleichbare Strategien an. Viele dieser GartenaktivistInnen arbeiten parallel und ohne voneinander zu wissen, aber immer mehr von ihnen suchen Kontakt zu anderen, tauschen sich aus und knüpfen Netzwerke. So auch die AutorInnen dieses Artikels: Wir sind vier deutsche ForscherInnen, die sich seit mehreren Jahren mit Gartenprojekten in den USA, Brasilien, Argentinien, Kuba, Südafrika, England und Deutschland auseinandersetzen. Unser Zugang ist sowohl privat-aktivistisch als auch wissenschaftlich-empirisch, basierend auf aktionsorientierter Forschung, unter

anderem nach Kurt Lewins Action Research-Ansatz. In diesem Artikel erläutern wir auf der Grundlage unserer Forschungsarbeiten der letzten acht Jahre, wo wir Ähnlichkeiten und Parallelen zwischen den Initiativen sehen und versuchen in einem weiteren Schritt, die politischen Aspekte herauszuarbeiten.

Guerilla Gardening: Gärtnern als Widerstand

Der Begriff Guerilla Gardening geht auf die New Yorker KünstlerInnen- und AktivistInnengruppe der 1970er-Jahre zurück, die Green Guerillas, inzwischen eine etablierte NGO (www.greenguerillas.org). Sie waren nicht die ersten und nicht die einzigen, die durch gärtnerische Aktivitäten im öffentlichen Raum politischen Protest mit Solidarität, Selbsthilfe, Kiezverschönerung, Kreativität, Lebensqualität und Freude verknüpften, aber sie leisteten durch ihre kontinuierliche Arbeit und öffentliche Sichtbarkeit einen großen Beitrag dazu, dass aus Einzelaktionen eine Bewegung entstand. Auch das städtische Programm »Green Thumb« zur Unterstützung (und auch Kontrolle) der vielen New Yorker Community Gardens (Gemeinschaftsgärten), hat sich aus diesen Zusammenhängen entwickelt. Inzwischen sind Gemeinschaftsgärten aus vielen nordamerikanischen Großstädten nicht nur nicht mehr wegzudenken, sondern erhalten im Gegenteil mehr und mehr Aufmerksamkeit, wobei diese Bewegung dort jedoch heute eher unter dem Begriff Community Gardening statt Guerilla Gardening gefasst wird.

Dabei ist Guerilla Gardening – ausgelöst vor allem durch die medienwirksamen Aktivitäten des Londoner Guerilla Gärtners Richard Reynolds – als Terminus seit einigen Jahren wieder ins öffentliche Interesse gerückt. Dieser Londoner Gärtner führt nicht nur praktische Pflanzaktionen durch, sondern bezieht auch mit leidenschaftlichem Eifer andere Personen mit ein, sammelt Guerilla Gardening Geschichten aus aller Welt und verbreitet seine Erfahrungen mittels Internetforen, Blogs, Vorträgen, Interviews und Twitter sowie durch das Buch, das er über Guerilla Gardening geschrieben hat. Allerdings gibt es für die verschiedenen AkteurInnen und BeobachterInnen bislang noch keine einheitliche Definition davon, was Guerilla Gardening denn nun eigentlich bedeutet. In der Presse werden meist nur kurzfristige Pflanzinterventionen auf vernachlässigtem Straßenbegleitgrün, die vorzugsweise nachts und ordnungswidrig stattfinden, vorgestellt; die damit einhergehende gesellschaftspolitische Kritik, der Transport von Wertvorstellungen und konstruktiven Konzepten, die der kapitalistischen Gesellschaft gegenläufig sind, werden kaum beleuchtet.

Viele der AkteurInnen, die sich selbst als Guerilla GärtnerInnen bezeichnen oder von anderen so genannt werden, haben dagegen ein anderes Ver-

ständnis. Es lässt sich aus der Definition von Guerilla ableiten: ein militärischer Begriff, der beinhaltet, dass eine oder mehrere kleine Einheiten sich mit wenigen Mitteln, dezentral organisiert und häufig improvisiert, einer militärisch stärkeren, unterdrückenden Macht widersetzen. Durch eine große Flexibilität in Strategie, Ort, Zeit und Ausmaß gleichen Guerilla-Bewegungen das aus, was ihnen an militärischer Ausrüstung fehlt.

So verstehen sich auch Guerilla Gardening Projekte und Aktionen oft als widerständige Praxen, als Strategien, die dezentral, kreativ und mit geringer Ausstattung versuchen, eine alternative, gerechtere Gesellschaft aufzubauen und emanzipatorische Konzepte umzusetzen. Damit stehen sie im Widerspruch zur neoliberalen globalisierten Wirtschaftspolitik.

So betrachtet, umfasst Guerilla Gardening also eine Vielzahl von Gartenprojekten und Pflanzinterventionen in den unterschiedlichsten Städten und Kulturen, verbunden mit weitreichenden und vielfältigen, immer emanzipatorischen Zielen. Damit bezeichnet der Begriff für uns genau diese Gegenstrategie gegen Symptome der neoliberalen Gesellschaft. Konkret kann das aussehen wie ein Gemeinschaftsgarten in Südafrika oder Buenos Aires, wie eine nächtliche Aussaataktion von Cannabis in Tübingens Blumenkästen oder eine provokante, von »Resistance is fertile«-Bannern begleitete Gemüsepflanzung vor dem Londoner House of Parliament zur 1.Mai-Demonstration.

Rechtliche Grauzonen im Grünen

Obwohl häufig als illegal und kriminell abgetan, sind die vielfältigen Formen des Guerilla Gardening keinesfalls in Gänze gesetzwidrig. Aber da das bestehende Planungsrechtssystem die moderne Idee der Funktionstrennung umzusetzen versucht, sind Räume für innerstädtische landwirtschaftliche Nutzung in der Regel nicht vorgesehen. So ergibt sich schnell der Status der Informalität der Gärten.

Gartenprojekte, die an Gegenentwürfen zum neoliberalen System arbeiten, sind unter bestimmten Umständen bereit, die Grenzen der Legalität auszuloten oder zu überschreiten, zum Beispiel durch die Besetzung von Land. Schließlich ist das Rechtssystem Grundlage verschiedener Arten von Ausschlüssen und Kriminalisierung und nicht selten auch ein Instrument der Repression gegen alternative Projekte. Ein Beispiel dafür, wie man große Erfolge im Kampf gegen ungerechte, aber rechtlich legitimierte Zustände erzielen kann, sind die Landbesetzungen durch die Bewegung der brasilianischen Landlosen (Movimento dos Trabalhadores Rurais Sem Terra, MST). Das geltende brasilianische Rechtssystem und die bestehenden Machtverhältnisse verhindern eine gerechte Umverteilung des Landes, also wird es besetzt und

bewirtschaftet. Der MST gilt heute über den lateinamerikanischen Kontinent hinaus als Symbol für den bäuerlichen Widerstand und verbreitet dabei auch unter den Guerilla GärtnerInnen Hoffnung auf einen grünen Wandel »von unten«.

In den uns bekannten Fällen fehlen die notwendigen planungsrechtlichen Grundlagen, die es kollektiven Gartenprojekten erlauben würden, Eingang in die Rechts- und Verwaltungssysteme und damit eine juristische Daseinsberechtigung und Absicherung zu finden. Es gibt einfach keine »Schubladen« dafür.

Eine Verschärfung von rechtlichen Grauzonen oder sogar Illegalität wird wahrscheinlich das neue EU-Saatgutverkehrsrecht mit sich bringen, das voraussichtlich 2012 in Kraft tritt. Es ist zu befürchten, dass die Aussaat, die Ernte, der Handel und möglicherweise sogar der Tausch von nicht eingetragenen Sorten stark reglementiert bzw. unterbunden werden sollen. Auch wenn die Gesetzesänderungen nicht sofort in den kleinteiligen, nicht auf Vermarktung ausgerichteten Gartenprojekten wirksam werden, laufen diese Entwicklungen den Zielen eines solidarischen und selbstbestimmten Arbeitens von GärtnerInnen und Klein(st)bäuerInnen entgegen. Auch die Verbreitung von nicht zugelassenem Saatgut, zum Beispiel über Saatgutbörsen, wird von manchen GartenaktivistInnen daher unter dem Label Guerilla Gardening verstanden.

Politisches Gärtnern und seine Potenziale

Guerilla Gardening kann unterschiedlich interpretiert werden. Wir beschreiben diese vielfältige Palette gärtnerischer Aktivitäten mit – mehr oder weniger expliziten – politischen Hintergründen auch als »politisches Gärtnern«. Die meisten Gemeinschaftsgartenprojekte sind nicht alleine durch die Lust am Gärtnern oder den ökonomischen Aspekt der Lebensmittelversorgung, sondern auch von emanzipatorischen Ideen und einem Gefühl der Solidarität motiviert. Die GärtnerInnen pflanzen mit dem Bewusstsein, gesellschaftliche, wirtschaftliche und ökologische Zusammenhänge hinterfragen und auf unterschiedlichsten Ebenen Veränderung bewirken zu wollen.

Der Begriff »Politisches Gärtnern« kann bedeuten, dass StadtbewohnerInnen sich selbst organisieren, um sich mit Themen wie der Verteilung von Land und anderen Ressourcen, Saatgutpolitik, globalem Agrarhandel sowie lokaler Stadtplanung und -politik auseinanderzusetzen. Auch Integration ist in diesem Zusammenhang ein zentrales Thema, wobei Integration weitaus mehr bedeutet als im herrschenden Diskurs. Es geht um Fragen der Mitbestimmung und Machtverteilung, die den politischen Kontext automatisch

mit einbeziehen. Durch Tauschen und Hilfe ohne Gegenleistung, durch Subsistenzwirtschaft und gemeinsames Lernen von unterschiedlichen Handlungsmöglichkeiten wird eine alternative Ökonomie praktiziert und geübt und so daran gearbeitet, die Abhängigkeit vom neoliberalen System zu reduzieren. Solche Gartenprojekte sind kleinteilige Basisprojekte, die lokal Verantwortung für Eigenversorgung, Umwelt und Gesellschaft übernehmen und damit eine Form der Raum- und Stadtplanung von unten.

Die Nachbarschaft lernt sich beim gemeinsamen Arbeiten kennen und entwickelt dadurch in der Regel ein Gefühl von Gemeinschaft und Solidarität, das die übliche urbane Anonymität aufricht. Die einzelnen Pflanzungen haben einen positiven Einfluss auf Stadtklima und Biodiversität in Flora und Fauna, wodurch sie eine ökologische Bedeutung gewinnen. Gärten sind oft der erste Kontakt von Kindern zu Pflanzen und Tieren und Erde. Das praktische Lernen durch eigene Anschauung und Erfahrung ist sinnlicher und freudvoller und dadurch effektiver als trockener Frontalunterricht und reine Theorie. Aber auch für Erwachsene ist diese Art des Lernens unschätzbar wertvoll.

In vielen Projekten spielt auch die Frage des Geschlechterverhältnisses eine Rolle. Es arbeiten weitaus mehr Frauen als Männer in den Gärten. Im Zusammenhang mit der basisdemokratischen Rauman eignung durch politische Gartenprojekte sind Frauen an der gemeinschaftlichen Gestaltung und Verwaltung öffentlicher Räume federführend beteiligt. Sie erfahren und leben dadurch eine andere Realität als in vielen Gesellschaften dieser Welt üblich, die meist von strukturellen Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen geprägt sind.

Wir haben in unseren unterschiedlichen Erfahrungsbereichen festgestellt, dass auch eher »unpolitische« Menschen durch die Auseinandersetzung mit den oben genannten Themen in den Gärten politisch sensibilisiert werden. Das Verständnis von und das Interesse an übergreifenden Zusammenhängen steigt. Gleichzeitig wachsen das Bedürfnis und das Vertrauen, selbst etwas verändern zu können und der inhumanen Logik eines globalen neoliberal-kapitalistischen Systems konstruktive und lebensbejahende Alternativen entgegenzusetzen.

Konkrete Beispiele weltweit...

Nach diesen eher allgemeinen Überlegungen wollen wir einige Gemeinschaftsgartenprojekte aus Rio de Janeiro/Brasilien, Buenos Aires/Argentinien, New York/USA und aus Südafrika vorstellen und die GärtnerInnen in Zitaten selbst zu Wort kommen lassen.

Brasilien – Gärten der Gerechtigkeit

Rio de Janeiro kann immer noch, trotz welkendem Traumstadt-Image, mit einer von Naturschönheiten geschmückten Stadtlandschaft aufwarten, die wohl weltweit ihresgleichen sucht. Und gerade hier, in dieser bezaubernd gelegenen Stadt, die gleichzeitig, wie keine zweite, die extreme Ungerechtigkeit der brasilianischen Gesellschaft widerspiegelt, ist auch der Naturgenuss am Strand, im Küstenregenwald oder unterm Wasserfall tendenziell ein Privileg der wenigen Reichen. Ganz zu schweigen vom ungleich verteilten Zugang zu überlebenswichtigen Ressourcen wie fruchtbarer Boden, gesunde Nahrungsmittel und medizinische Versorgung. Doch haben eine Vielzahl derjenigen, die in den aberhunderten Favelas, meist fernab von Traumstränden und Naturschutzgebieten in direkter Nachbarschaft zu bestialisch stinkenden Müllkippen und Abwasserkanälen, luftverschmutzenden Autobahnen oder toxischen Industriekomplexen ihre Heimat gefunden haben, ihre ländlichen Wurzeln nicht vergessen und schaffen sich tagtäglich ihr eigenes Stück Stadt-Natur. Trotz gesellschaftlicher Stigmatisierung des Bäuerlichen zeugen unzählige Favelagärten stolz von ihrem bäuerlichen Ursprung und der Widerstandskraft im Kampf gegen Armut, gesellschaftliche Ausgrenzung und kapitalistische Konsumkultur. Die ersten Samen werden von den Favelabewohnern dabei oftmals ohne große Hintergedanken gesät. Doch führen die landwirtschaftliche Betätigung im städtischen Umfeld sowie der Kontakt mit anderen StadtgärtnerInnen, Gemeinschaftsgärten, sozialen Bewegungen und NGOs nicht selten zur Politisierung der GärtnerInnen: Unterernährung, ungerechte Landverteilung, Gentechnik, darbende Kleinbauern, Umweltzerstörung und agroindustrielle Weltmarktproduktion sind einige der Themen, deren Reflexion durch die eigene und kollektive Gartenarbeit angestoßen wird. Als Alternative betreiben und fordern die Stadtbauern und -bäuerinnen die Praxis der Agrarökologie, das heißt unter anderem Nahrungssouveränität, Rückbesinnung auf traditionelles Wissen, mehr Biodiversität, lokale Vermarktungsstrukturen, Entstehung politischer Netzwerke und nicht zuletzt Solidarität mit Gleichgesinnten. Konkret bedeutet das nicht weniger als ein gesellschaftliches Umdenken in Brasilien und weltweit, weg von einer Landwirtschaft und einem Konsum, dessen kapitalistische und koloniale Prägung unübersehbar sind. Dass diese Gärten, die dem Meer aus Favelahütten entwachsen, den fruchtbaren Boden für die gesellschaftsverändernde Saat bereiten können, belegen die Aussagen der Favelabauern und -bäuerinnen, von denen einige im Folgenden zu Wort kommen.

Dona Leda vom Heilkräuter-Netzwerk Rede Fitovida aus der Favela Jardim Guaratiba: *»Schon in meiner Kindheit nahm ich Heilkräuter zu mir. Denn das*

einzigste, was du machen kannst, wenn du kein Geld hast, um in der Apotheke einzukaufen, ist anzupflanzen, dann hast du deine Medizin immer in deiner Nähe. Ich wurde von meiner Großmutter aufgezogen, die selbst mit Landwirtschaft, Gartenarbeit und in der Natur groß wurde. Und das hat sie an uns weitergegeben. [...] So können wir aufgrund unseres Bewusstseins pflegen, beschützen, etwas verbessern und dabei die anderen Menschen, die unser Bewusstsein nicht haben, ermuntern, dass es wichtig ist. Dass es um die Luft geht, die wir atmen. Und mein Garten ist eine Lunge, wunderbar und genussvoll. [...] So schaffen wir jedes Mal mehr Bewusstsein dafür, dass es wichtig ist, etwas anzupflanzen. Und die Menschen erwachen. [...] Die Menschen werden sich bewusst, dass man, auch wenn man in einer Stadt wohnt, etwas anbauen und pflügen kann.»

Maria, Nachbarin und Mitstreiterin von Dona Leda ist auch bei der Rede Fitovida aktiv und daneben treibende Kraft im lokalen Gemeinschaftsgarten: »Es geht auch um den Erhalt der [kulturellen] Wurzeln, wir sind in den Favelas aktiv, um die Wurzeln zu erhalten, weil wir das von unseren Vorfahren geerbt haben, von den Indios, von den Schwarzen, also respektieren wir die Vorfahren. [...] Viele kommen vom Land und vergessen dies, töten ihre Herkunft, weil sie diese nicht mehr leiden können, weil sie denken, die Stadt ist ein Paradies, aber das ist sie nicht! Ich wurde auf dem Bauernhof groß, und nur weil ich nun in der Großstadt wohne, soll ich meine Lebensgewohnheiten und meine Herkunft töten? Also habe ich angefangen zu pflanzen. [...] Der Unterschied zum Supermarkt ist dabei folgender: Pflanze Salat oder Tomaten ohne Agrochemikalien in deinem Hinterhof und nimm etwas, was du im Laden kaufen kannst. Die Größe ist unterschiedlich, die Blätter sind unterschiedlich, es ist nicht das Gleiche. Weil dort pflanzen sie an, um zu verkaufen, immer im Gedanken an das große Geschäft, und wir, wir pflanzen aus Liebe, für unseren eigenen Verbrauch, und das macht den Unterschied.«

Lourdinha vom Kräuter-Gemeinschaftsgarten »Semente Viva« aus dem Favelakomplex Maré ist auch Teil der Rede Fitovida: »Also, die Agrartechnik funktioniert so: die Pflanzen getrennt, Kräuter, Büsche und die Bäume. [...] Weil wir aber in der Favela sind, werden wir nicht mit der Agrartechnik arbeiten. In den Favelas wertschätzen wir das Wissen des Volkes. Wir arbeiten im Zusammenleben mit dem Volk, wir wandern mit dem Volk. Wir werden nichts zum Volk hintragen, wir werden leben in Gemeinschaft mit dem, was das Volk besitzt. Das ist unsere Arbeit.«

(Zitate aus: Halder 2009, Gärten der Gerechtigkeit? Die politische Ökologie der Favelagärten von Rio de Janeiro)

Argentinien – Gärten als Alternative Ökonomie

Mitten im dicht besiedelten Buenos Aires entstehen seit Mitte der 1990er-Jahre immer mehr ökologisch bearbeitete Obst- und Gemüsegärten. Neben individuellen Haus- und Familiengärten sind die Gärten oft Gemeinschaftsprojekte verschiedener gesellschaftlicher Gruppen: Arbeitslosenorganisationen, Volksküchen und Nachbarschaftszusammenschlüsse. Gemeinschaftlich wird Land gepachtet oder erstritten, urbar gemacht, bepflanzt und die Ernte geteilt. In den circa 2.600 Gemeinschaftsgärten engagieren sich StadtbewohnerInnen unterschiedlichster Herkunft.

Militärdiktatur, Neoliberalismus und die Wirtschaftskrise von 2001 haben die argentinische Gesellschaft geprägt. Die Gartenprojekte sind Teil einer gesellschaftlichen Entwicklung, die jenseits des Staates entsteht und nach basisdemokratischen Alternativen sucht. Die Gemeinschaftsgärten sind als politische Gärten zu verstehen, denn sie mildern die Not nicht nur materiell durch die Produktion von ökologischen Nahrungsmitteln, sondern helfen mit, das soziale Netz wieder aufzubauen und politische und ökonomische Utopien aktiv umzusetzen. Aufbauend auf Subsistenz wird versucht, von staatlichen Hilfeleistungen unabhängig zu werden, um eine andere Politik und alternative Ökonomien zu gestalten. Die Gärten werden zumeist von egalitären Basisgruppen geführt und das Erwirtschaftete wird in Schul- und Volksküchen solidarisch geteilt. Der Gemeinschaftsgarten des MTD (Movimiento de Trabajadores Desempleados, Arbeitslosenbewegung) in dem Vorort von Buenos Aires Claypole ist ein gutes Beispiel für einen politischen Guerilla Garten: Etwa 2.000 Quadratmeter Land wurden 2001 besetzt und ein Garten angelegt. Parallel dazu wurde auf dem Gelände ein provisorisches Gemeindezentrum errichtet, das seitdem für die Gemeinschaftsküche und politische Veranstaltungen genutzt wird und schnell zu einem Nachbarschaftszentrum wurde.

Nadja aus dem Gemeinschaftsgarten des MTD (Arbeitslosenbewegung) Claypole, Buenos Aires: *»Unser Garten ist ein Weg, um für eine gerechtere Gesellschaft zu kämpfen. Aber nicht nur der Garten an sich, sondern die Organisation, die er mit sich bringt, und wie wir ihn umsetzen. Wenn es einfach nur ein Garten wäre und jemand uns beaufsichtigen würde und uns abends drei Geldstücke für die Arbeit gäbe, dann wäre das zwar ein Garten, würde aber keine Veränderung mit sich bringen. Wir versuchen mit einer anderen Logik zu arbeiten. Das verändert nicht das ganze System, aber es kann dazu beitragen, dass wir die Dinge anders sehen und merken, dass wir auch unabhängig arbeiten können. Hier haben wir gelernt, dass wir fähig sind, uns selber zu organisieren, auch wenn uns jahrelang beigebracht wurde, dass wir das nicht könnten. [...] Wir*

verwenden hier keine chemischen Pestizide oder Dünger, um die Produktion zu beschleunigen. Wir machen das, weil wir nicht einverstanden sind mit dieser Art der Produktion. Außerdem wollen wir so gesund wie möglich essen. [...] Wir sind nicht einverstanden mit der Produktion der großen Unternehmen, die chemische Pestizide benutzt, um immer mehr, immer billiger zu produzieren aus einer kapitalistischen Marktlogik heraus. Wir glauben, dass man die Lebensqualität des Einzelnen, der Freunde oder Nachbarn in den Mittelpunkt stellen muss.»

(Zitate aus: Eine andere Welt ist pflanzbar! Dokumentarfilmreihe zu Gemeinschaftsgärten weltweit von Ella v. d. Haide et al. 2004–06)

Südafrika – Gärten gegen Neoliberalisierung

Auch in Südafrika sind Community Gärten weit verbreitet, vor allem in den Townships. Die meisten Gärten werden von NGOs, dem Staat oder privaten Firmen betreut und dienen ausschließlich der Versorgung mit frischem Gemüse. Nach dem Ende der Apartheid hat die schwarze Bevölkerungsmehrheit zwar politische Rechte gewonnen, ist aber sehr arm geblieben. Heute verfolgt Südafrika eine neoliberale Politik, was die soziale Schere weiter öffnet. Der wirtschaftliche Aufschwung zahlt sich nur für einen kleinen Teil der Gesellschaft aus, gleichzeitig wird wenig in das Sozialsystem investiert, und die Lebenshaltungskosten steigen aufgrund der Privatisierung der Grundversorgung wie Wasser und Elektrizität. Vor diesem Hintergrund scheint die Förderung von Community Gärten durch Privatwirtschaft und öffentliche Hand eine Alibifunktion zu haben, um von der Ungerechtigkeit des Systems abzulenken. Viele der Community Gärten sind jedoch Orte der Hoffnung, der Solidarität und auch des aktiven Widerstands gegen die neoliberale Politik. Das Itsoseng Women's Project in Orangefarm, 45 km südlich von Johannesburg etwa ist gleichzeitig ein Gemeinschaftsgarten und ein Zentrum der politischen Organisation, der Bildung und ein Planungsort »illegaler« Aktionen in diesem Township.

Gladys Mokolo, Gründerin des Itsoseng Women's Project in Orangefarm: »Unser Gartenprojekt läuft seit 1997, denn nachdem unsere Regierung das GEAR Programm ausgerufen hat (ein neoliberales Umstrukturierungsprogramm, d. V.), stellten wir fest, dass immer mehr Menschen ihre Jobs verloren, hungrig waren und nichts zu tun hatten. Daraufhin haben wir Frauen aus Orangefarm die Initiative ergriffen. Zuerst haben wir nur in unseren Vorgärten gegärtnert. Bald aber wuchs unser Projekt. Wir sind zur lokalen Schule gegangen und haben sie gefragt, ob wir dieses Grundstück hier nutzen könnten, das bis dahin ungenutzt war. Wir haben hier wirklich bei Null angefangen, ohne Geräte. Jede hat nur das mitgebracht, was sie zu Hause hatte. Aber wir haben diesen Garten hier angelegt

und haben dann Unterstützung vom Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen bekommen. Wir haben uns auf die Frauen konzentriert, denn wenn es zu Mangel und Hunger im Haushalt kommt, sind die Frauen die ersten, die die Initiative ergreifen, um etwas zu essen zu organisieren für die Kinder. Das war auch hauptsächlich der Grund, warum Frauen hierher ins Projekt gekommen sind und hier angefangen haben zu arbeiten. Wir sind 25 Gärtnerinnen, die hier ehrenamtlich arbeiten und 15 Rand (ca. 1,50 Euro) am Tag verdienen, es reicht gerade, um Brot zu kaufen. Aber die Leute kommen, denn sie haben keine andere Arbeit und würden nur frustriert zu Hause herumsitzen, und hier können sie kollektiv arbeiten und sich gegenseitig unterstützen und auch den Stress gemeinsam abbauen. Wir arbeiten zusammen mit dem Orangefarm Wasser Krisen Komitee, das für soziale Belange kämpft hier in der Gemeinde. Wir als Frauenorganisation machen da mit, da wir Frauen viele Probleme bekommen, wenn das Wasser privatisiert wird. Die meisten der Grundversorgungen sind ja schon privatisiert worden, und das betrifft uns Frauen ganz besonders.»

Richard Brix Mokolo, Organisator des »Orangefarm Water Crisis Committee«, das nach der Privatisierung von Wasser gegründet wurde: *»Solange wir gegen die Apartheid gekämpft haben, dachten die Menschen, dass nach der Abschaffung der Apartheid das Leben für alle besser würde. Aber direkt nach den ersten Wahlen 1996 wurden Menschen entlassen und Häuser geräumt, da haben wir erkannt, dass jetzt die zweite Phase des Kampfes bevorsteht: Der Kampf um Entwicklungsmöglichkeiten. Denn schwarze Townships und weiße Nachbarschaften haben immer noch unterschiedliche Möglichkeiten der Entwicklung. Die Regierung aber legt die Verantwortung für die Entwicklung in die Hände des privaten Sektors. Der private Sektor aber möchte aus Entwicklung Gewinn schlagen, das macht es für die Armen schwierig, an der Entwicklung teilzuhaben. Firmen wie Escom zum Beispiel schalten den Strom für genau die Armen ab, die durch die Apartheid arm gemacht worden sind. Das ist der Grund, warum es derzeit so viele Demonstrationen gibt hier in Südafrika. Die Menschen verlangen bessere Grundversorgung für alle.«*

(Zitate aus: Eine andere Welt ist pflanzbar! Dokumentarfilmreihe zu Gemeinschaftsgärten weltweit von Ella v. d. Haide et al. 2004-6)

USA – New York City: Gärten zur Erhaltung von öffentlichem Land

Community Gardens gibt es in New York City seit der Weltwirtschaftskrise der 1970er-Jahre, als Anwohner verarmter, infrastrukturell vernachlässigter Stadtteile begannen, brach liegende öffentliche und private Grundstücke aufzuräumen. Sie legten Gärten an – als Treffpunkte im Freien und gegen das

mit Müll übersäte brachliegende Land. Ihnen ging es nicht nur darum, die Nachbarschaft zu verschönern und sicherer zu machen, sondern auch darum, sich selbsttätig und kostenlos mit Obst und Gemüse versorgen zu können. Inmitten der sogenannten »Food Deserts«, Stadtgebiete ohne flächendeckende Versorgung mit frischen Nahrungsmitteln, bot das ungenutzte Land ihnen die Möglichkeit, aus eigener Kraft ihre Lebensqualität in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht zu verbessern. Die Eigeninitiative der Anwohner, in einer Wirtschaftskrise städtisches Land in Besitz zu nehmen und gemeinsam zu gestalten, unterscheidet die Community Gardens von den in den 1930er-Jahren von der US-Regierung für einige Jahre propagierten und unterstützten Victory Gardens und War Gardens. Diese Gärten wurden mit dem wirtschaftlichen Wiederaufschwung in den Nachkriegsjahren samt ihrer zentralen Funktion der Nahrungsmittelversorgung wieder aufgegeben, überbaut oder in traditionelle Parks integriert. Die illegale Besetzung von städtischem Land durch Gemeinschaftsgärten wurde dagegen schnell zu einer Graswurzelbewegung. Wegen der rasch wachsenden Zahl von Gärten auf öffentlichem Land begann die Stadt New York bereits im Jahr 1978, die Aktivitäten der Anwohner über die Organisation GreenThumb zu unterstützen bzw. zu kontrollieren (Mees 2010a). Obwohl mit dem Aufschwung der Wirtschaft in den 1990er-Jahren Community Gardens überbaut wurden, gibt es heute rund 280 Gärten im gesamten Stadtgebiet, die bei GreenThumb registriert und die seit September 2010 für die nächsten drei Jahre gesetzlich gesichert sind. Entsprechend der unterschiedlichen kulturellen Hintergründe und gestalterischen Vorstellungen der rund 20.000 Stadtbewohner, die dieses Land nutzen, sind diese Gärten in ihrem Aussehen uneinheitlich. Jedoch werden Community Gardens bis heute vorwiegend für den Anbau von Obst und Gemüse genutzt: Laut einer Datenerhebung von GreenThumb aus dem Jahr 2009 wurden in 88,4 Prozent der untersuchten 275 Gärten Nahrungsmittel angebaut. Den Überschuss an Produkten können die Gärtner stadtweit auf Farmers Markets, Bauernmärkten, die unter anderem von der gemeinnützigen Organisation »Just Food« unterstützt werden, gewinnbringend verkaufen (Mees 2010b). Damit nehmen Gemeinschaftsgärten heute eine Sonderstellung im Vergleich zu anderen Gartentypen und städtischen Freiräumen ein, da sie zusammen mit den Bauernmärkten in der Schnittstelle zwischen urbanem Gärtnern und urbaner Landwirtschaft auch als Orte der lokalen Ökonomie fungieren.

Owen Taylor von der gemeinnützigen Organisation Just Food, Trainer für das City Farms Project und zuständig für die Koordination von Tierhal-

tung in der Stadt: *«Die Bewegung der Ernährungsgerechtigkeit (Food Justice) ist Teil der Umweltgerechtigkeits-Bewegung. Beide beziehen sich auf die Feststellung, dass ärmere nicht-weiße Menschen in besonderem Maße negativ von Umweltproblemen betroffen sind, und Ernährung ist ja Teil der Umwelt. ... In vielen farbigen und armen Nachbarschaften in New York, wie auch sonst im ganzen Land, gibt es zu wenig frische, erschwingliche, gesunde und lokal angebaute Nahrungsmittel... Dort sterben Menschen oder entwickeln schwere gesundheitliche Probleme aufgrund der Strukturen des Nahrungssystems. [...] Was wir hier tun, ist wirklich radikal. Wir unterstützen die Leute, die an radikalen Veränderungen in ihren Nachbarschaften arbeiten. Vielleicht werden sie nicht das ganze Lebensmittelsystem verändern, aber sie schaffen Alternativen, die bedeutungsvoll sind, besonders wenn die Gesundheit von Menschen davon abhängt, was in ihrer Umgebung für sie zur Verfügung steht. ... Aber nicht nur weil die Menschen besser essen, sondern weil diese Projekte Solidarität aufbauen; nicht nur, weil es Orte gibt, wo Nahrungsmittel angebaut werden, sondern weil es Orte sind, wo Menschen miteinander in Kontakt kommen können, und das hat politische Folgen. Treffpunkte heutzutage sind Restaurants und Cafés, und wir haben hier Gärten, Farms und Parks, wo man sich treffen kann und über Ernährungsgerechtigkeit und soziale Gerechtigkeit diskutieren kann, ohne dafür zu zahlen und ohne staatliche Überwachung.»*

(Interview mit Owen Taylor vom 24. August 2010, Ella von der Haide)

Zusammenfassung

Politisches Gärtnern oder Guerilla Gardening kann sehr unterschiedlich aussehen, abhängig vom jeweiligen kulturellen und sozialen Umfeld der GärtnerInnen. Wir haben uns über unsere Forschungsergebnisse und Erfahrungen aus verschiedenen Ländern ausgetauscht und große Überschneidungen und Parallelen gefunden, von Brasilien über Argentinien, USA, England, Deutschland bis hin zu Südafrika. In allen von uns besuchten Gartenprojekten sind wir auf politisches Bewusstsein gestoßen, das durch die Beschäftigung mit dem Gartenprojekt gefördert wird. Die Gartenprojekte werden von den GartenaktivistInnen selbst und von BeobachterInnen oft als konkrete Strategien wahrgenommen, konstruktive, selbstbestimmte und gemeinschaftliche Alternativen zu einem globalisierten neoliberalen System zu leben und weiterzugeben. Daraus schöpfen sie ihr Selbstvertrauen und ihre Kraft, sich für Veränderung auch über die Gärten hinaus einzusetzen. Zunehmend vernetzen sich AkteurInnen weltweit und beginnen dadurch, eine globale politische Gartenszene aufzubauen.

Organisationen und Links

Die KleinbäuerInnen weltweit sind auch politische GärtnerInnen und organisieren sich unter anderem in La Via Campesina, um für ihre Rechte und gegen eine durch die WTO vorgegebene Weltordnung der Liberalisierung und Monopolisierung kämpfen zu können (www.viacampesina.org).

In Europa entsteht im Moment das Netzwerk Reclaim the Fields. Dort sind junge kapitalismuskritische Bauern und Bäuerinnen sowie Menschen aktiv, die landwirtschaftlich tätig werden wollen, auch innerhalb der Städte (www.reclaimthefields.org).

Vom D-Town Farm Projekt in Detroit aus wird ein Internet-Blog betreut. Dort wird über Gärten als Widerstandsform und als Weg, soziale Gerechtigkeit in Bezug auf Rassismus und Geschlechterfragen zu erkämpfen, diskutiert (www.soil2soul.blogspot.com).

Die Saatgutkampagne engagiert sich europaweit unter anderem für die Erhaltung des bäuerlichen Rechts, Samen aus eigener Ernte zu gewinnen, zu tauschen und zu vermarkten, für Transparenz in der Saatgutpolitik und gegen die Monopolisierung des Saatgutes durch transnationale Konzerne (www.saatgutkampagne.org).

Literatur

Haide, Ella von der / Arndt, Christoph & Alexander Puell (2004–06).

Eine andere Welt ist pflanzbar! Dokumentarfilmreihe zu Gemeinschaftsgärten weltweit. Infos: www.eine-andere-welt-ist-pflanzbar.de.

Halder, Severin (2009). Gärten der Gerechtigkeit? Die politische Ökologie der Favelagärten von Rio de Janeiro, Diplomarbeit an der Universität Tübingen.

Jahnke, Julia (2010). Guerrilla Gardening anhand von Beispielen in New York, London und Berlin. Tönning: Der Andere Verlag.

Mees, Carolin (2010a). Community Gardens in New York City: Privatgemeinschaftlich genutzte öffentliche Gärten für innerstädtischen Wohnraum im Freien. In: Hennecke, Stefanie & Gert Gröning (Hg.). Kunst – Garten – Kultur. Berlin: Reimer Verlag, S. 197–219.

Mees, Carolin (2010b). Urban Agriculture – Nahrungsmittelproduktion in der Stadt. In: Arch+ 196/197. Post Oil City, S. 136–137.

Daniela Kälber

Urbane Landwirtschaft als postfossile Strategie. Agricultura Urbana in Kuba

Kuba gilt weltweit als Vorreiter der urbanen Landwirtschaft. Als der Zusammenbruch des sozialistischen Handelsblocks RGW die Staatswirtschaft der Insel in den 1990er-Jahren in die schwerste Krise seit der Revolution stieß, gab die kubanische Führung notgedrungen die bis dato systemimmanente Ideologie einer nachholenden Industrialisierung auf und etablierte in den Folgejahren Strukturen für eine ökologische Ressourcennutzung. Anstatt die staatliche Versorgungspolitik aus der Hand zu geben und in die Privatwirtschaft zu überführen, werden Kubanerinnen und Kubaner heute dabei unterstützt, eine nachhaltige Selbstversorgung in den Städten aufzubauen. Ökologische Ansätze im Obst- und Gemüsebau, möglichst verbunden mit (Klein-)Tierhaltung auf begrenztem Raum in den Stadtzentren und dem suburbanen Umland sind Teil der sogenannten *Revolución Verde*, der grünen Revolution. Dennoch reicht es auf dem Weg zu einer »flourierenden Inselwirtschaft« nicht aus, nur auf die lokale Produktion von Lebensmitteln zu setzen.

In diesem Artikel möchte ich die Erfahrungen und Probleme der kubanischen urbanen Landwirtschaft aufzeigen und das zukunftsweisende kubanische Modell als ein komplexes heterogenes Zusammenspiel von Ökonomie, Ökologie, Gesellschaft und Kultur betrachten. Viele Erfahrungen aus dem kubanischen Kontext ließen sich nämlich auf andere Regionen der Welt fruchtbar übertragen. In einer kurzen historischen Hinleitung gehe ich darauf ein, wie tief der kleinparzellige Anbau in der Geschichte des Landes verwurzelt ist. Zur Zeit der Sklaverei hatten die Gärten die Funktion der Selbstversorgung für die unterdrückten und ausgebeuteten Menschen. Im Anschluss lege ich dar, weshalb die kleinparzellige Versorgung während der Industrialisierungsphase der Insel ab 1960 in Vergessenheit geriet. Erst in

der ökonomischen Krise der 1990er-Jahre erlangten biologische Anbaumethoden eine neue Bedeutung. Zunächst wurde urbane Landwirtschaft im Verborgenen betrieben und half den Menschen so in der Not, einen Teil der Grundversorgung zu sichern. Mitte der 1990er-Jahre führte die Regierung auf undogmatische Weise wirtschaftliche Reformen durch, welche unter anderem die Kleinlandwirtschaft in der Stadt gestatteten und in das ideologische Setting des Karibikstaates integrierten. Im letzten Abschnitt des Kapitels stelle ich die urbane Landwirtschaft in den Kontext aktueller wirtschaftlicher und sozialer Zusammenhänge, die beachtet werden müssen, soll sich das Konzept einer postfossilen Versorgung in Zukunft als denkbare Alternative etablieren. Auf der karibischen Insel lassen sich besonders in den letzten Jahren zunehmend erfolversprechende Schritte auf dem Weg zu einer stabilen Versorgung beobachten, wenn auch eine wirkungsvolle Lösung für das Nahrungsmittelproblem noch in weiter Ferne liegt und die Frage der Ökologie noch nicht abschließend geklärt ist.

Vorläufer und Entwicklung der urbanen Landwirtschaft

Bedingt durch die besondere historische Entwicklung der Hauptinsel des karibischen Archipels finden sich die ersten Formen städtischer Selbstversorgung bereits während der Zeiten der Massensklaverei ab Ende des 18. Jahrhunderts. Die auf Jamaika und anderen Inseln der Antillen genauer erforschten Huertos Caseros (Hausgärten) oder Conucos¹ gab es auch in Kuba und anderen Inseln der Karibik (Mayor 2001 / Castiñeras 2002). Dort bedeuteten die Conucos, die meist direkt an die Hütten der städtischen Sklaven anschlossen, für die aus afrikanischen Kulturen entwurzelten Menschen und ihre Nachfahren einen gewissen ökonomischen und sozialen Freiraum innerhalb des Zwangsregimes der spanischen Kolonisatoren (vgl. Roberts in Falola & Childs 2004). Mit diesen Parzellen, auf denen Gemüse, Obst und Kräuter angebaut wurden, sollten sich die Sklaven selbst versorgen. Sie nutzten jedoch die Conucos auch dazu, aus den afrikanischen Kulturen bekannte Anbaumethoden fortzuführen, quasi-familiäre Banden zu schließen und sich in die fremdartige Kultur und feindliche Umgebung zu integrieren. Neben diesem sozial-integrativen Moment wurden damals, wenn auch nicht bewusst, Methoden zur Kultivierung der Vielfalt von einheimischen Obst- und Gemü-

¹ Der Begriff Conuco stammt aus der Karibik und wurde während der Kolonisation als Bezeichnung für die Gärten verwendet, die Sklavinnen und Sklaven von ihren Besitzern zur Verfügung gestellt wurden. Heute werden damit häufig ländliche Subsistenzgärten bezeichnet, Conuco kann aber auch einfach nur »Hügelbeet« bedeuten.

sesorten tradiert, die bereits vor Beginn der Kolonisierung, insbesondere von den indianischen Ureinwohnern, den Taínos, eingeführt worden waren. Im Rahmen ihrer konventionellen landwirtschaftlichen Ökonomie kultivierten die Taínos tropische Feldfrüchte, besonders Knollenfrüchte wie Yuca und Boniato, aber auch Mais, Erdnüsse, Paprika, Ananas, Baumwolle und Tabak auf Hügelbeeten. Bis heute gehören die im Geschmack der Kartoffel ähnelnden Gewächse Yuca, Boniato und Malanga, auch Vianda (Speise, aber auch Wurzelknolle) genannt, zu einem typisch kubanischen Mahl.

Im Zuge der Abolition wurden viele der Hütten und Gärten ehemaliger Sklaven per Wohnheitsrecht in der Familie weitervererbt. Noch während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts pflegten die immer noch unterdrückten und marginalisierten Nachfahren ehemaliger Sklaven im familiären oder quasi-familiären Verbund kleine Stadtgärten und etwas größere Fincas. Von Beginn der kubanischen Revolution 1959 an galt diese häusliche Subsistenzökonomie jedoch als Merkmal der Unterentwicklung und sollte durch eine weniger arbeitsintensive industrielle Produktion abgelöst werden.² Zu Beginn der 1960er-Jahre kamen erstmals industrielle Techniken zum Einsatz, um in der Stadt Gartengemüse und Obst anzupflanzen. Während auf dem Land große staatliche Farmen (*granjas estatales*) entstanden, in denen Bauern mehrheitlich Zuckerrohr, aber auch Tabak, Reis, Gemüse und Obst pflanzten, verschwanden nach und nach ökologische Anbaumethoden wie die Dreifelderwirtschaft. Häusliche Anbaumethoden hielten dem Industrialisierungsdruck und der passiven Kooperativierungspolitik des kubanischen Staates nicht stand (Grote 2004). Für die Produktion von frischen Lebensmitteln auf kleinem Raum wurden sogenannte *Hidropónicos* und *Zeopónicos* (inputintensive Monokultur) eingerichtet. Der Einsatz von starken chemischen Produkten zur Düngung und Schädlingsbekämpfung sollte die Ertragsraten steigern. In den 1970er- und 1980er-Jahren führte man diese Systeme mit relativ geringem Erfolg auch in den Städten ein (vgl. Rodríguez Castellón 2000).

Anfang der 1990er-Jahre jedoch stand die kubanische Agrarwirtschaft, mittlerweile hoch aufgerüstet mit sowjetischen Erntemaschinen und nahezu vollständig vom Import russischen Kraftfutters abhängig, vor dem Aus. Die Sowjetunion hatte fast 30 Jahre lang als Garant für die kubanische Wirtschaft gedient, unter anderem weil sie dem Bruderstaat den zwölfwachen Weltmarkt-

² Nicht vergessen werden dürfen die sozialen Errungenschaften der Revolution, die kostenlose Bildungskampagnen für alle Kubanerinnen und Kubaner beinhalteten und die rassistische Alltagspraxis eliminierten. Dadurch entwickelte sich eine starke Solidarität der vormals marginalisierten Klassen mit der sozialistischen Regierung (vgl. de la Fuente 2001).

preis für das wichtigste Exportgut Zuckerrohr zahlte.³ Nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Blocks verlor Kuba fast alle Handelspartner, so dass das seit 1962 bestehende und in den 1990er-Jahren zweimal verschärfte Handelsembargo der Vereinigten Staaten nun in voller Härte zum Tragen kam. Im Land fehlte Benzin, um reife Feldfrüchte in die Städte zu transportieren. Im Gegenzug konnte sich die Bevölkerung selbst kaum auf den Weg zu den stadtnahen Fincas und Gärten machen, da aufgrund des Treibstoffmangels das öffentliche Transportsystem kollabiert war. Zu Beginn der 1990er-Jahre verrottete ein Großteil der Ernte regelmäßig auf den Feldern. Die Handelsbeziehungen mit den Sowjetstaaten und die dadurch forcierte übereilte Industrialisierung entpuppten sich als Geißel für die kubanische Gesellschaft.

Anbau in Plastiktüten und Joghurtbechern

In dieser Notsituation begannen Tausende von Stadtbürgern für den Eigenbedarf anzubauen. Ein typisches Beispiel für die ersten Selbstversorgungsstrategien der städtischen Bevölkerung war die Pflanzung von Knoblauch in mit Sand gefüllten Plastiktüten oder alten Joghurtbechern. Die ersten städtischen Gartenkonstruktionen wurden aus Platzmangel häufig auf Dächern und Balkonen errichtet. In der alltäglichen Krisensituation wurden die weiteren Folgen dieser »Umnutzung« von Wohnraum zunächst nicht beachtet, was das Verschimmeln oder den endgültigen Zerfall von nicht restaurierten Gemäuern aus der Kolonialzeit noch beschleunigte. Nicht nur die Altstadt Havannas stand im Zeichen des Verfalls. Die drastischsten Zeugnisse des Mangels während der Sonderperiode, die sich in der Folge durch die Ernüchterung der Ideale der kubanischen Revolution auszeichnete, lieferten Schweine, Hühner und Ziegen, die in Badewannen gehalten wurden, oder Haustiere, die den Weg in den Kochtopf fanden, weil nicht genug Essen vorhanden war, um die Grundbedürfnisse zu decken.

Während meiner Feldforschungen in den Jahren 2007 und 2009 schilderten mir meine Informanten, wie sie mit Erfindungsgeist im krisengeprägten Alltag Essen (er)fanden. Lediglich Spitzenfunktionäre und Kubaner mit guten Beziehungen zur Landwirtschaft konnten ihre Grundbedürfnisse an Lebensmitteln decken. Olga berichtete mir aus der Perspektive einer »Erfin-

³ Von 1975 bis 1985 wurde auch Erdöl unter dem Weltmarktniveau aus der Sowjetunion gekauft und in den Jahren 1986 bis 1990 machte die sowjetische Hilfe 16% des Bruttoinlandsprodukts aus (Mesa-Lago 1992, S.25ff). 98% der Brennstoffe, 86% der Rohstoffe, 80% der Maschinen und technischen Geräte sowie 63% der Nahrungsmittel wurden im Jahr 1989 aus den RgW-Staaten importiert (Widderich 2002, S.1).

derin«, wie sie es schaffte, Essen auf den Mittagstisch zu stellen, welches nicht aus Zucker und gestrecktem Soya bestand:

»In der Periodo Especial gab es nichts außer vianda. Das war es aber, was uns am Leben erhielt. Klar habe ich zwischendurch einen Sack Kartoffeln an einen Bekannten verkauft, der zu Hause eine Familie versorgen musste, so wie ich eben auch. Ein Sack Kartoffeln hat damals 300 Pesos gekostet. Die Preise waren um das Achtfache gestiegen.« (Olga, 51, aus Havanna).

Mehr als zwei Drittel des Einkommens der Kubaner wurde während der Sonderperiode im informellen Sektor ausgegeben (vgl. Carranza/Urdeneta/Monreal/Gonzales 1995, S.77–101 in Burchardt 2001, S.317). Olga, die heute im Garten ihrer Schwester mit anpackt, arbeitete in den 1990er-Jahren als Verwalterin eines Bauernmarktes. Als einzige der ZeitzeugInnen behauptete die Habanera von sich, während der Sonderperiode »reich« gewesen zu sein. Gewiss ist, dass diejenigen Familien oder nachbarschaftlichen Gemeinschaften die besten Ausgangschancen hatten, in der Krise zu bestehen, die auf vorhandenes Wissen über den Anbau von Obst und Gemüse zurückgreifen konnten. Ihre Fähigkeiten waren plötzlich lebenswichtig, während sie zuvor als veraltet gegolten hatten.

Postfossile Überlebensstrategien

Bevor ab 1994 die Umstrukturierung der Landwirtschaft einsetzte, wurde zu Beginn der 1990er-Jahre zunächst versucht, die wirtschaftspolitische Ausrichtung auf Außenhandel und Importe beizubehalten (vgl. Burchardt 2001, S.316–310). Ein staatliches Ernährungsprogramm sollte die Zuckerrohrproduktion auf stabilem Niveau fortführen. Da lediglich 20 Prozent der Maschinen, Düngemittel und Pestizide zur Verfügung standen, wurden die städtischen Einwohner aufgerufen, sich an der Feldarbeit zu beteiligen. Der Anbau von Zuckerrohr stand hierbei im Vordergrund, außerhalb der dreimonatigen Erntephase wurde die städtische Gesellschaft zu allen Arten von Feldarbeit eingesetzt. Aufgrund mangelnder Schulung der Arbeiterinnen und Arbeiter und Überforderung der eingesetzten Fachkräfte bei der Organisation des kaum kalkulierbaren Arbeitsaufwands, blieben die Erfolge des Ernährungsprogramms hinter den hoch gesteckten Zielen zurück. Es wurde jedoch noch eine weitere Komponente eingeführt, die bei aller gerechtfertigten Kritik am Programa Alimentario (Burchardt 2001, S.313ff, Espina 2003) meist keine Beachtung findet, obwohl sie für die Transformation der Landwirtschaftspolitik eine Schlüsselrolle spielt. Zum ersten Mal in der Geschichte des tropischen Sozialismus wurde die Idee der selbstständigen Versorgung auf Provinz- oder Gemeindeebene etabliert. Einzelne Haushalte durften durch die

neue Gesetzgebung Wurzelknollen, Bananen, Huhn, Milch und Fisch produzieren. Mitten im staatlich gelenkten Sozialismus übergab der Staat den Bewohnern die Verantwortung für die Deckung der Grundbedürfnisse ihrer Nachbarn. Diese mit dem staatlichen Ernährungsprogramm eingeleitete Anerkennung des hauswirtschaftlichen bzw. nichtindustriellen Anbaus von Obst und Gemüse sowie der Tierzucht stellt die eigentliche Geburtsstunde der kubanischen Agricultura Urbana (urbane Landwirtschaft) dar. Als im Jahr 1994 die neue Agrargesetzgebung verabschiedet wurde, bildeten die in der städtischen Kleinlandwirtschaft etablierten familiären und nachbarschaftlichen Beziehungsnetze und die Produktionsweise, die notgedrungen »ökologisch« war, bereits die Basis der Versorgung der städtischen Bevölkerung. Mit der Gründung der »Nationalen Gruppe für urbane Landwirtschaft« (GNAU) wurden die häuslichen Versorgungsstrategien in die staatliche Ordnung implementiert⁴. Die damit einsetzende beträchtliche Einflussnahme des Staates durch Organisation, Entwicklung und Kontrolle der urbanen Landwirtschaft soll jedoch nicht über die eigenmächtigen Strategien und Vorgehensweisen der Gärtner hinwegtäuschen, die sich bis heute in vielen Gärten beobachten lassen. Dass die Entscheidungen darüber, welche sozialen Gruppen welche Nahrungsmittel besonders benötigen, auf der basisdemokratischen Ebene – dem sogenannten Poder Popular getroffen werden, spricht für die Möglichkeit einer starken Kohäsion zwischen staatlichen und privaten Interessen. Bevor dieser Aspekt diskutiert werden kann, stelle ich die verschiedenen Formen urbaner Landwirtschaft vor, die heute in das staatliche Konzept eingebunden sind.

Organopónicos und Huertos Intensivos

Auf der ganzen Insel verteilt finden sich sogenannte Organopónicos, in denen pro Jahr durchschnittlich 20 Kilo Obst und Gemüse pro Quadratmeter geerntet werden. In diesen Gärten wird nicht auf Mutterböden angebaut, sondern es werden auf unfruchtbaren Böden Hochbeete errichtet und mit Knollenfrüchten (Yuca, Malanga, Boniato, Kartoffel) sowie mit Kräutern und Gemüsesorten (besonders Tomate, Gurke, Salate und (Dick-)Bohnen) bepflanzt. Hierfür füllen die Gärtner mit Kompost oder cachaza (Abfallpro-

⁴ Einzelne Garteninitiativen sind in Kooperativen integriert (UBPC, CCS, CPA). Diese werden durch Delegierte vertreten, die wiederum ein Mitspracherecht auf kommunaler Ebene genießen. Diese Organisationsstruktur bewirkt, dass die Auswahl der Sorten von der staatlichen Zuteilung abhängt. Ein informeller Austausch zwischen einzelnen Kooperativen ist nicht vorgesehen. Was schließlich auf dem Acker wächst, entscheiden nicht die Gärtner.

dukt aus der Zuckerproduktion) angereicherte Erde in Kästen aus Asbestzement⁵, ausgemusterten Baustützen oder Eisenbahnschienen. Wegen der abgeschlossenen Hochbeete können keine Gifte in die Pflanzen und damit in die Speisen gelangen.

Verbessert sich die Qualität des natürlichen Grundes nach einigen Jahren »sanfter Intensivkultur« messbar, können Organopónicos in sogenannte Huertos Intensivos umgewandelt werden, bei denen auf fruchtbareren Böden gesät und angepflanzt wird.⁶ Meist liegen sie auf großen Freiflächen, auf denen sich früher Häuser oder Parkplätze befanden. Schon von weitem sind diese Gärten an den Tröpfchenbewässerungssystemen erkennbar, die zwischen den Beetzeilen angebracht sind. Häufig werden während der heißen Jahreszeit Mikrofasernetze aufgespannt, um besonders dünnblättrige Gemüse und Kräuter vor Sonneneinstrahlung zu schützen. Auch Gewächshäuser mitten in der Stadt sind heute keine Seltenheit. Kaum ein Ort in Havanna ist ordentlicher als die Stadtgärten. Aufgrund der technologischen Vorrichtungen, aber auch der Pflanzung von Salat, Tomatenpflanzen oder Kohl in Reih und Glied beurteilte ich bei meinen Rundgängen diese Gärten auf den ersten Blick als Vorstufe des halbindustriellen Gartenbaus, doch wenn mir die Gärtnerinnen und Gärtner in den Beetzeilen kniend erklärten, dass ihre Sonnenblumen Bienen anlocken und Optimismus verbreiten, relativierte dies den Eindruck des »ästhetischen Makels«.

Parcelas und Huertos Populares

Substanziell bedeutender als die beschriebenen neuen konventionellen Gärten sind die Parcelas und Huertos Populares. Sie dienen primär der familiären und regionalen Subsistenz und werden aus lokalen Initiativen oder von Einzelpersonen gegründet. Auf den insgesamt 412.014 privaten Parzellen und Patios (Innen- und Hinterhöfen) sind wesentlich mehr Menschen beschäftigt als insgesamt in den Organopónicos und Huertos Intensivos. Besonders unter den älteren Kubanerinnen und Kubanern sind die Gemeinschaftsgärten beliebt, rund zehn Prozent der städtischen Gärtnerinnen und Gärtner sind Rentner (Herrera Sorzano 2008). Die staatliche Akzeptanz der Selbst-

⁵ Solange die Asbestbecken nicht durch Werkzeuge o. ä. verletzt werden, treten keine Giftstoffe aus. Die Nutzung dieses Materials ist aus der Not geboren und wird aufgrund der anhaltenden Engpässe in der Baustoffindustrie beibehalten.

⁶ Laut offizieller Daten existierten im Jahr 2001 auf der ganzen Insel 3.500 Organopónicos und 7.189 Huertos Intensivos, vgl. MINAGRI. Grupo Nacional de Agricultura Urbana. Informe Central Januar/Februar 2002.

versorgung aus Eigeninitiative stellt für private Projekte eine Möglichkeit dar, neben bzw. nach der regulären Arbeit einen sinnvollen Beitrag zur Versorgung der Familie und der Nachbarschaften mit gesunden Lebensmitteln sowie soziale Arbeit zu leisten. Hier wird der ästhetische und kulturelle Aspekt großgeschrieben.

Neben diesen privaten Gemüsegärten, die erst etwa ab dem Jahr 2000 – sechs Jahre nach der Einführung der *Agricultura Urbana* – Beachtung fanden, gibt es noch zwei weitere Arten von Selbstversorgergärten. Allein in den 1990er-Jahren wurde die Neugründung von 300 *Fincas* aus Eigeninitiative von FabrikarbeiterInnen oder Angestellten eines staatlichen Betriebs in den großen und mittelgroßen Städten registriert. Auch außerhalb der mehr oder weniger urbanen Stadtkerne finden sich Anlagen in der Größenordnung von zwei bis 15 Hektar, die als Teil des Aufbauprojekts der urbanen Landwirtschaft von finanzieller, organisatorischer und sozialer Unterstützung profitieren. Außerhalb der Stadtzentren wird besonders Wert darauf gelegt, kleinbäuerliche Betriebe, die sich ausschließlich dem Anbau von Obst und Gemüse widmen, von den Vorteilen der integrierten Tierhaltung (Hühner, Trutzhähne, Schweine und Ziegen) zu überzeugen. Dies geschieht vor dem Hintergrund des hohen Bedarfs an Fleisch in der kubanischen Gesellschaft. Heute muss beispielsweise Geflügel aus den USA importiert werden, um den nationalen Bedarf zu decken. Um diese Importabhängigkeit zu mildern, wird die integrierte urbane und periurbane Landwirtschaft durch Fortbildungsmaßnahmen, etwa in biologischer Düngung oder Produktvermarktung, und finanzielle Anreize, wie etwa *estímulos*⁷, gefördert. Durch diese Maßnahmen sollen die während der Industrialisierungsperiode in der Landwirtschaft ausgebildeten Bauern dazu angehalten werden, die Verwendung von chemischem Dünger auf ein Mindestmaß zu begrenzen (vgl. Companioni et al. 2000).

Ein synergetischer Prozess? Strategien für eine ökologische Landwirtschaft auf dem Prüfstand

Der kubanische Staat verfolgt beim Aufbau der urbanen Landwirtschaft das primäre Ziel, den hohen Bedarf an frischen Nahrungsmitteln in den dicht besiedelten Gebieten der Insel möglichst ortsnah zu decken. Hierfür wurden Abgabequoten an soziale Einrichtungen wie Krankenhäuser, Kindergärten

⁷ »Estímulos« werden entweder in nationaler Währung oder in Devisenwährung ausgezahlt, wobei die mittlere Höhe heute bei 20 CUC (18,50 Euro) pro Monat liegt. Die »estímulos« stellen eine Alternative zur Überschussvermarktung dar, die nicht in jedem Garten möglich ist.

und Altersheime geschaffen, die heute bei mindestens zehn Prozent liegen. Die Verminderung der Transportkosten war hierbei in den Anfangsjahren zentral. Außerdem stand die Frage im Mittelpunkt, wie der Arbeitsaufwand bewältigt werden könnte, der mangels großer Gerätschaften, wie beispielsweise Mähdrescher und Traktoren, seit den 1990er-Jahren anfiel. In den Städten, so sieht es die Regierung, stehen hierfür prinzipiell drei Viertel aller KubanerInnen, »zur Verfügung« (Rodríguez Castellón 2000). Die Suche nach einer sinnvollen Beschäftigung der städtischen Bevölkerung fällt umso mehr ins Gewicht, als sich die Migrationsströme vom Land in die Stadt ungehindert fortsetzen. Gerade die hinzugezogene ländliche Bevölkerung findet häufig in der Stadt keine Arbeit und siedelt sich in periurbanen Zonen an. In neu entstehenden Wohngebieten wachsen die Müllprobleme und es droht soziale Desintegration (Thomssen 2008). Besonders auf den schnell zu Müllhalden verkommenen Freiflächen ist die staatlich angeleitete urbane Landwirtschaft in zweifacher Hinsicht eine Hilfe: Sie lindert die ökonomische Not und schafft Integration innerhalb der neu hinzugezogenen ländlichen Bevölkerung. Aus der Sicht des Staates stellt das Projekt »Revolución Verde« für die kubanischen Städte eine zukunftsweisende Strategie zur Armutsmilderung und sozialen Integration sowie einen Meilenstein auf dem steinigen Weg zur nationalen Unabhängigkeit im Bereich der Nahrungsmittel dar.

Über das Interesse einer nationalen Selbstversorgung hinaus basiert die staatliche Entscheidung für einen bewussteren Umgang mit natürlichen Ressourcen auf der Einsicht in die tatsächliche wirtschaftliche Struktur des Landes. Da auf dem Weltmarkt industrielle Produkte aus Kuba nicht wettbewerbsfähig sind, stellen landwirtschaftliche Erzeugnisse eine der wenigen Alternativen dar, Außenhandelsbeziehungen aufzubauen.⁸ Aus diesen Gründen wird Initiative ergriffen, seltene Pflanzen vor dem Aussterben zu bewahren, spezielle medizinische Kräuter und Gewürze zu züchten und alte Obstsorten zu verbreiten. Diese Subprogramme der urbanen Landwirtschaft sind zunehmend auch wichtig für den Tourismus sowie für den Export. Für den kubanischen Staat kann es keine bessere Lösung geben, als dass sich die kubanische Bevölkerung diesem Projekt selbst und freiwillig widmet.

⁸ Bis heute fällt der Export von Produkten aus der urbanen Landwirtschaft in der Gesamtwirtschaft nicht prozentual ins Gewicht. Dieser Punkt ist jedoch nicht zu vernachlässigen, da Exportorientierung prinzipiell dem Ziel der Selbstversorgung entgegensteht. Generell lässt sich bei agrarischen Exportprodukten, mit Ausnahme von Tabak, eine rückläufige Tendenz beobachten. Bedeutend im Exportbereich sind heute vielmehr medizinische Dienstleistungen, Biotechnologie und Pharmazeutik.

Ausblick

Der Staat möchte mit lokalen Konzepten, der Förderung von kubanischer Experimentierfreudigkeit und dem behutsamen Einsatz von Technologien auf die globale ökologische Krise der Landwirtschaft antworten. Die Prämissen der urbanen Landwirtschaft sind heute, auf städtischen Böden keine chemischen Düngemittel zu verwenden, Techniken für die Wiedergewinnung von Agrarland einzusetzen und rein biologische Schädlingsbekämpfung zu betreiben. Neben gezielten Methoden zum Aufbau von Gärten auch in eigentlich »naturfeindlichen« Gebieten verfügt Kuba inzwischen über ausreichend qualifiziertes Personal und ein Netz an Forschungszentren, welche Studien über Erfolge und Misserfolge in der urbanen Landwirtschaft durchführen und Empfehlungen für die Zukunft entwickeln. Neben bildungspolitischen und kulturellen Aspekten werden für den weiteren Ausbau der Gärten auch ökonomische Anreize geschaffen. Zwar verdienen die Gärtnerinnen und Gärtner den durchschnittlichen Monatslohn staatlicher Angestellter (ca. 400 Pesos) als Basisgehalt, doch können sie durch den Verkauf ihrer Überschussproduktion mindestens 50 Prozent des Umsatzes unbesteuert behalten (vgl. Herrera Sorzano 2008, S. 8). Auf dieser Grundlage soll die städtische Landwirtschaft auch Vorbildfunktion für den Ackerbau auf dem Land haben. Bäuerliche Landwirtschaft, die in weiten Teilen der Insel die Hauptbeschäftigung der Kubaner darstellt, soll zukünftig gezielt gefördert, und die in Kooperativen organisierten Bauern gleichzeitig durch die städtische Produktion entlastet sowie ihre Verkaufsoptionen, zum Beispiel durch höhere Quoten für Milch und Fleisch, verbessert werden.

All diese Strategien sind zukunftsweisend, weil sie auch bei eingeschränkter Verfügbarkeit von fossilen Brennstoffen einen nicht zu vernachlässigenden Anteil an der Grundversorgung garantieren (s. Tab.).

Tabelle: Anteil urbane Landwirtschaft an der Gesamtproduktion Kubas
(Quelle: Castellón Rodríguez 2002)

Reis	50,00 %
Gemüse	70,00 %
Obst (ohne Zitrusfrüchte)	39,00 %
Wurzelknollen	13,00 %
Eier	6,00 %

Bei der Ausweitung der urbanen Landwirtschaft bleibt noch viel zu tun. Besonders die strikte Struktur durch Kontrolle, Zuteilungspolitik und top-down-Organisation schadet dem Ansehen der städtischen Gärten im eigenen Land. Die Normierung des Marktes von Agrarprodukten fördert ein Denken in Knappheitskategorien, denn die Knappheit der Güter bestimmt die staatlich regulierte Preisbildung.

Experimentierfreudigkeit – ein Kennzeichen subsistenter Lebensweise – ist nur innerhalb festgelegter Schranken (Kooperative, Saatgutzuteilungen, eingeschränkte Verkaufsoptionen) möglich. Gerade daraus schöpfen jedoch, wie Untersuchungen zeigen, kubanische *parcelas* und *huertos comunitarios* ihre Antriebskraft. Wenn auch die schwersten Zeiten der Krise überwunden sind, so sind es häufig gerade die manchmal eigenartigen Erfindungen, von denen Gärtnerinnen und Gärtner voll Stolz berichten und ihre Erfahrungen teilen: Eine Utopie wird wahr, wenn sich eine ehemalige Müllhalde in ein Freiluftklassenzimmer verwandelt, in dem Trockenklokonstruktionen erfunden werden und ein rosafarben bemalter Panzer aus der ehemaligen DDR als Schutz vor Wirbelstürmen dienen soll. In einem Hausgarten im Zentrum von Havanna stellt eine Künstlerin selbst bemalte Puppen zwischen den Blumen- und Kräuterbeeten aus. Keiner weiß, ob es sich um »magische Arbeit« handelt, oder um ihr eigenwilliges Kunstverständnis. *Agri-cultura* wird gesät, wenn Rentner auf ihren Hausdächern französische Weinsorten züchten oder ein angeflogener Samen des Fetthennengewächses *Siempreviva* Heilung für die kranke Großmutter verspricht.

In Kuba zeigt sich schon heute: Urbane Landwirtschaft dient in Zeiten der globalen Ressourcenknappheit nicht nur der Versorgung mit materiellen Gütern, sie ist auch ein wichtiges »Übungsfeld« für soziale und kulturelle Innovation und für den Zusammenhalt der Gesellschaft. Dass ausgerechnet der 2009 gegründete Berliner Prinzessinnengarten mit seinem Anbau in Bäckerkisten und Reissäcken wesentliche Impulse aus der *Agricultura Urbana* Kubas bezieht, unterstreicht auch auf unerwartete Weise, warum Kuba als globaler Vorreiter für die Gestaltung einer postfossilen Zukunft gilt.

Literatur

- Altieri, Miguel. A.** (1999). ¿Por qué estudiar la agricultura tradicional?
En Agroecología y Agricultura Sostenible. Erste Ausgabe: Agroecología.
Bases históricas y técnicas. Ediciones CEAS-UNAH-ACTAF.
- Burchardt, Hans-Jürgen** (2001). Kubas langer Marsch durch die Neunziger –
eine Übersicht in Etappen (313 – 336). In: Ette, O./Franzbach, M. (Hg.).
Kuba heute. Politik, Wirtschaft, Kultur. Frankfurt/M.
- Carranza, Julio/Urdueta, Luis/Monreal, Pedro** (1995). La reestructuración
de la economía. Una propuesta para el debate. Madrid.
- Castiñeiras, Leonor et al.** (2002). Conservación de la diversidad de las plantas
cultivadas en los huertos caseros de comunidades rurales de Cuba,
Ediciones INIFAT.
- Companioni, Nelson et al.** (2000). La agricultura urbana en Cuba. Ediciones
INIFAT, MINAGRI.
- Dueñas, Francisco/Plana, Dagmara/Salcines, Isis et al.** (2009). Una historia
exitosa que puede mejorar aún más. In: Leisa. Revista de agroecología.
September.
- Espina Prieto, Mayra Paula** (2003). Efectos sociales del reajuste económico:
igualdad, desigualdad y procesos de complejización en la sociedad
cubana. La Habana. Francisco, García/Elio, Perera (1997). Los problemas
ecológicos en la agricultura cubana. CITMA, März 1997.
- de la Fuente, Alejandro** (2001). A Nation for all. Race, Inequality and Politics
in Twentieth Century Cuba. Chapel Hill und London.
- Grote, Bettina** (2004). Zwischen Heldenkult und Marginalisierung. Klein-
bauern und Genossenschaften in Kuba 1940-1963. Norderstedt.
- Herrera Sorzano, Angelina** (2008). Impacto de la agricultura urbana en
Cuba. In: Novedades en Población. Revista especializada en temas de
población. Nummer 5 2008, CEDEM.
- Mayor Fundora, Zoila et al.** (2001). Manejo de los cultivos en los conucos
cubanos: dos experiencias interesantes. In: Rev. Agr. Orgánica, 1.
- Mesa Lago, Camelo** (1992). Causas, magnitud y alternativas de la crisis
económica de Cuba en los 90. In: Cuadernos del Este. La Habana.
- Roberts, Kevin** (2005). Yoruba Family, Gender, and Kindship Role in the
New World Slavery. In: Falola, Toyin/Childs, Matt (Hg.).
The Yoruba Diaspora in the Atlantic World. Indiana University Press.
- Rodríguez Castellón, Santiago** (2000). Las transformaciones agrarias en
Cuba. Propuestas para el desarrollo de una agricultura sostenible. CCEC
Universidad de la Habana (Universitätschrift).

- Rodríguez Castellón, Santiago** (1997). La agricultura orgánica en Cuba. Avances y retos. [www.cubavibra.es/admin/viewPDF.phpPDF=/documentos/agricultores/Agricultura_organica_Cuba_CEEC.pdf].
- Thommsen, Ines** (2008). Llega y Pon o Sal si puedes? Havannas Slums zwischen Marginalität und Exklusion. Magisterarbeit, Universität Kassel.
- Widderich, Sönke** (2002). Die sozialen Auswirkungen des kubanischen Transformationsprozesses. Kiel (Universitätsschrift).
- Zeuske, Michael** (2004). Schwarze Karibik. Sklaven, Sklavereikultur und Emanzipation. Zürich: Rotpunkt.

Martin Held

Peak Oil und die Krise der Böden – urbane Nutzgärten und ihr Beitrag zu einer postfossilen Gesellschaft

»Fossiles Denken schadet noch mehr als fossile Brennstoffe.«
(Anzeige Bank Sarasin Oktober 2009)

Der Anfang vom Ende des fossilen Zeitalters

Die industrielle Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wäre ohne fossile Energieträger nicht möglich gewesen. Beginnend mit der Nutzung der »unterirdischen Wälder« in Form von Kohle, und später ergänzt durch Erdöl und Erdgas, konnte der anthropogene Stoffwechsel in den letzten 150 Jahren extrem gesteigert werden (Sieferle 1982; vgl. Grober 2010, 10. Kapitel). »Weiter–Schneller–Mehr!« lautet seitdem die ebenso erfolgreiche wie folgenreiche Maxime für fast alle Bereiche des Lebens und Wirtschaftens. Auch die Industrialisierung der Landwirtschaft hat fossile Treiber: Mechanisierung und Intensivierung mit (erdölbasiertem) Kunstdünger und Pestiziden sowie einer auf beides abgestellten Züchtung ermöglichten ungeahnte Steigerungen der landwirtschaftlichen Produktion.

Dass die fossilen Energieträger nicht erneuerbar sind und deshalb die durch sie ermöglichte Art des Wirtschaftens nicht von Dauer sein würde, war von Anfang an bekannt. Das Ende des fossilen Zeitalters wurde jedoch in eine ferne, unbestimmte und für das gegenwärtige Handeln irrelevante Zukunft verlegt (vgl. Held & Nutzinger 2001). Erst in jüngster Zeit wird realisiert, dass der durch die exzessive Nutzung fossiler Energien ermöglichte Entwicklungspfad definitiv an seine Grenzen stößt. Eine paradox anmutende Situation: In einer Zeit, in der sich im Zuge der Globalisierung diese Art zu wirtschaften weltweit erfolgreich ausdehnt, wird zugleich unübersehbar, dass sie nicht verallgemeinerbar ist. Wir sind Zeitzeugen einer sich rasch

vollziehenden nachholenden Entwicklung auf der Basis fossilen Wirtschaftens in China, Indien und vielen anderen Ländern. Die mental so lange in »ferner Zukunft« liegende Grenze dieses Wirtschaftens kommt auf diese Weise sehr rasch immer näher.

Der Klimawandel markiert die eine Grenze des fossilen Zeitalters. Die Aufnahmekapazität der Natur für die Emissionen unseres Lebensstils erweist sich als beschränkt. Die Wetterextreme aufgrund des Klimawandels häufen sich bereits heute; die globale Temperatur der Erdatmosphäre steigt stetig. Im Unterschied zum Klimaproblem dringt jedoch die andere Begrenzung, die Ressourcenknappheit, zeitlich verzögert ins öffentliche Bewusstsein. Das ist fatal. Denn dieses Zeitalter kommt nicht erst dann an sein Ende, wenn der »letzte Zentner fossilen Brennstoffs verglüht ist« (Weber 1963, S. 203), der sprichwörtliche »letzte Tropfen Öl« verbraucht und das letzte Erdgasfeld geleert sein werden. Nein: Sobald der erste große fossile Energieträger sein Fördermaximum erreicht hat, ist die bisherige Geschäftsgrundlage des Wirtschaftens und die Voraussetzung der bisherigen Politik nicht mehr gegeben: Reichlich und billig verfügbare fossile Energie steht nicht länger für eine ständig wachsende Nachfrage zur Verfügung.

Tatsächlich haben wir, öffentlich bisher noch tapfer ignoriert, das Fördermaximum des Öls, auch »Peak Oil« genannt, bereits erreicht. Damit beginnt der Anfang vom Ende des fossilen Kapitalismus, wie wir ihn kennen: »It's the end of the fossil world as we know it«, so könnte man den Song der Rockband R.E.M. aus dem Jahr 1987 abwandeln.¹

Wir stehen am Beginn der nächsten »großen Transformation«²: dem Übergang von einer fossil geprägten zu einer postfossilen Gesellschaft und Wirtschaft (Henseling 2008). Dieser Übergang ist eine eigene, lang währende Phase. Man wird nicht einfach den Schalter umlegen können – »Öl raus, Wasserstoff bzw. Elektrizität rein« – und alles geht so weiter wie bisher. Wir stehen zweifellos vor einem Strukturbruch mit schwer absehbaren Folgen.

Im Folgenden möchte ich der Frage nachgehen, welche Bedeutung urbanen Nutzgärten für den anstehenden Wandel, die große Transformation zu einer postfossilen Gesellschaft, zukommen könnte.

¹ Dieser Song ist in der amerikanischen Szene schon lange als Metapher für den sich heute abzeichnenden Umbruch gängig. In Deutschland wurde er durch den Buchtitel von Leggewie und Welzer (2009) einer breiteren Öffentlichkeit bekannt.

² Der Klassiker zum Thema Große Transformation stammt von Polanyi (1978; Orig. 1944); vgl. weiterführende Literatur in Schindler et al. (2009, 7. Kapitel).

Peak Oil ist jetzt

Der Verkehr ist fast vollständig von fossilem Öl abhängig. Damit sind die derzeitige Struktur der weltweiten Arbeitsteilung und der bisher in Ländern wie den USA, aber auch in großen Teilen Europas noch dominante Lebensstil sowie die Raum- und Siedlungsstrukturen von fossilem Öl abhängig (Schindler et al. 2009; BBR 2009); Landwirtschaft, Chemieindustrie und viele andere Wirtschafts- und Alltagsbereiche sind ihrerseits stark durch das Erdöl geprägt. Gemessen an dieser grundlegenden Bedeutung des fossilen Erdöls ist es erstaunlich, wie sehr die Realität bisher verdrängt wurde. Daher in der gebotenen Kürze die wichtigsten Fakten zum Thema Peak Oil:³

- Fossiles Erdöl ist eine in menschlichen Zeitskalen nicht erneuerbare Ressource.
- Das Maximum der Funde neuer Ölfelder lag in den 1960er-Jahren.
- Seit Beginn der 1980er-Jahre wird mehr Öl verbraucht als neu gefunden.
- Das Maximum der Ölförderung wurde in großen Fördergebieten bereits erreicht. So ging etwa die Förderung in Großbritannien seit dem Peak 1999 in zehn Jahren um mehr als die Hälfte zurück.
- Grundlegend ist die weltweite tatsächliche Ölförderung, »crude oil« genannt. Diese stagniert seit sechs Jahren (seit 2004) auf nahezu gleichem Niveau.⁴
- Die Ölproduktion ist seit Mitte 2004 auf ihrem Gipfel angekommen: Peak Oil. 2005 war mit 73.719.000 Barrel das Jahr mit der höchsten Förderung.
- Der Peak Oil ist offenbar kein steiler Gipfel, sondern ein langgezogenes Förderplateau. Oder anders formuliert: Peak Oil ist jetzt.
- Die Daten der Ölproduktion in 2010 lassen keine Trendumkehr erkennen. Im Gegenteil mehren sich die Indizien, dass die Ölförderung bald Post Peak Oil sein wird. Sie wird zeitnah abnehmen, Jahr für Jahr.

³ Ausführlich dazu vgl. den Klassiker von Campbell (1997) sowie Campbell et al. (2002) und Zittel/Schindler (2009); spezifisch zur Einordnung des »oil spill« im Golf von Mexiko Schindler (2011).

⁴ Im Jahr 2004 waren es 72.476.000 Barrel Öl pro Tag, dann 73.719.000 (2005), 73.429.000 (2006), 72.987.000 (2007), 73.652.000 (2008), 72.251.000 (2009). Quelle: Energy Information Agency, International Petroleum Monthly September 2010; abgedruckt und kommentiert in <http://europe.theoil Drum.com/node/6945>. Bei diesen Zahlen sind »tar sands« und »unconventional oil« (aus Tiefsee etc.) schon enthalten.

- Ob diese Abnahme bereits 2010, »erst« 2011 oder 2012 beginnt, hängt von unterschiedlichen Einflussgrößen ab, insbesondere der weiteren wirtschaftlichen Entwicklung.
- All dies hat weitreichende Konsequenzen: a) Die üblicherweise unterstellte Zeitskala für die Anpassung und Umstellung für »die Zeit nach dem Öl« steht nicht zur Verfügung. b) Das maximal erreichte Niveau des Ölangebots ist viel niedriger als üblicherweise unterstellt; und das ist klimapolitisch gut so.
- Absehbare Folge der Verknappung der Öl-Ressourcen: Die Ölpreise werden tendenziell steigen. Dadurch werden, so die gängige Deutung, bisher in der Förderung zu teure Felder rentabel, und das Ende der fossilen Ära wird weiter nach hinten verschoben. Doch dieses Szenario übersieht, dass die Energieversorgung in Zukunft nicht einfach (nur) teurer wird. Es wird auch absolut (immer) weniger Öl zur Verfügung stehen. Die physische Limitierung des Ölangebots ist entscheidend: Das Ölangebot sinkt, unvermeidlich, von Jahr zu Jahr. Darauf sind wir nicht vorbereitet, da nicht rechtzeitig umgesteuert wurde.

Peak Oil & Soil

Die massive, über Generationen anhaltende Bodendegradation ist eine der grundlegenden Indizien der Nichtnachhaltigkeit des heutigen Wirtschaftens. Dabei besteht ein enger Zusammenhang mit der Nutzung fossiler Ressourcen, insbesondere Erdöl. Durch die angesprochene fossile Revolution in der Landwirtschaft war es möglich, die seit langer Zeit anhaltende Bodendegradation zu überspielen. Die negativen Effekte der Intensivlandwirtschaft auf die Bodenfruchtbarkeit wurden maskiert, das heißt zeitlich stark verzögert wahrgenommen (Pimentel et al. 1995; Kümmerer et al. 2010). Hinzu kommen gleichzeitig die immer weitere Ausdehnung der Agglomerationen, der »urban sprawl«, und die damit einhergehende zunehmende Flächenversiegelung. Der mit reichlich und billig erscheinendem Öl angetriebene Verkehr war und ist die Voraussetzung für das ungehinderte Wuchern der Städte.

Diese Entwicklung führt dazu, dass Menschen zunehmend »bodenlos« leben (Kümmerer et al. 1997; Held 2000). Boden wird nicht mehr als natürliche Lebensgrundlage verstanden. Es entstand vielmehr der Eindruck, dass durch technischen Fortschritt der Boden beliebig ersetzbar sei. Im alltäglichen Leben verloren immer mehr Menschen auf den versiegelten Flächen auch den physischen Kontakt zum Boden.

Wir erleben also eine doppelte Krise der Böden: a) die Bodendegradation in Form von Bodenerosion, -verdichtung, -verunreinigung und großflä-

chiger Versiegelung sowie b) das fehlende Bewusstsein für die tragende Funktion von Böden, was dazu führt, dass Böden nicht ihrer Bedeutung gemäß geschützt werden und dass die Boden- und Landnutzung weit davon entfernt ist, nachhaltig zu sein (vgl. Politische Ökologie 2010).

Erinnern wir uns kurz: Der Begriff Kultur stammt von »agricultura« bzw. »horticultura« (den Boden kultivieren). In vielen Religionen und Kulturen ist der enge Zusammenhang des Menschen mit dem Boden verankert. So etwa im malayisch geprägten Kulturraum, in dem sich die Menschen als »Söhne der Erde« verstehen, oder im alten Rom, wo »homo« für Mensch stand und die gleiche Sprachwurzel hat wie Humus, die fruchtbare Erde. Im biblischen Schöpfungsbericht steht »eva« für Leben, »adam« bedeutet Mensch und »adama« heißt Erde/Acker. Der Mensch, Adam, ist also ein Erdling, und er kehrt nach seinem Tod zu seinem Ursprung zurück (Schneider/Haber 1999).

Auch wenn die sich darauf beziehende alte Formel bei Beerdigungen noch gesprochen wird, haben sich sehr viele Menschen von ihren Wurzeln entfernt. Die zentrale, für alles Überleben unersetzbare Ressource Boden wurde immer mehr abgewertet. Der nichtnachhaltige Umgang mit Böden und die gesellschaftliche Ignoranz des Bodenproblems hat für den renommierten amerikanischen Bodenforscher David Pimentel damit zu tun, dass der Boden von den Menschen »als dreckig empfunden wird«: »It's dirty« (in: Held 1997, S. 33; vgl. Montgomery 2010).

In der anstehenden Post Peak Oil-Phase wird die massive Bodendegradation und Flächenversiegelung nicht mehr mental und real so leicht überspielbar sein wie bislang. Vielmehr werden die Böden als Lebensgrundlage in ihrer existenziellen Bedeutung wieder klar zum Vorschein kommen.⁵ Das gilt zum einen für die Bodenfruchtbarkeit und damit die Ernährungssicherung, zum anderen für die Ökosystemdienstleistungen wie etwa die Kohlenstoffbindung und die Regulierung des Wasserhaushalts. In der postfossilen Wirtschaft werden die Naturproduktivität und die Reproduktion nicht länger vernachlässigt werden können, sondern den ihnen zustehenden Platz im Wirtschaften einnehmen (vgl. Biesecker/Hofmeister 2006).

⁵ Ausführlicher zum Zusammenhang von Peak Oil und Boden vgl. local land & soil news, 36/37 2011, Peak Oil & Soil/Peak Oil & Boden sowie zum Zusammenspiel unterschiedlicher Formen von Energie in Böden und Sedimentierungsprozessen vgl. Blum (2008). Zur Einordnung der Thematik fossile Energieträger und Boden in den übergeordneten Zusammenhang Landnutzung und ökologische Grundprobleme vgl. Haber (2007). Informationen zum vergleichbar wichtigen Zusammenhang von Boden und Klima finden Interessierte im Bodenportal der EU-Kommission [http://ec.europa.eu/environment/soil/publications_en.htm].

Wieder Boden unter den Füßen

Damit kommt den sich derzeit entwickelnden neuen Formen urbaner Nutzgärten sowie der urbanen Landwirtschaft insgesamt eine wichtige Rolle zu: Sie sind Teil des Übergangs vom fossil getriebenen, nicht nachhaltigen Wirtschaften zu einer postfossilen Gesellschaft. In der bisherigen Debatte über urbane Gärten stehen zunächst die gesellschaftliche und kulturelle Funktion – etwa bezogen auf die kulturelle Vielfalt, die Entwicklung des urbanen Raums etc. (vgl. Reimers 2010) – im Vordergrund. Zugleich wird jedoch erkennbar, dass unser Naturverhältnis und der gesellschaftliche Stoffwechsel mit der Natur über das urbane Gärtnern einen Wandel erfahren.

Wer gärt, wer Sonnenäcker, Kraut-, Nachbarschafts- oder Interkulturelle Gärten betreibt, der »kultiviert die Erde« (Reimers). Damit kommt der Boden in den Blick – insbesondere die Böden in der Stadt.

Stadtböden wurden in der Fachwelt lange Zeit kaum bzw. nachrangig behandelt. Die Neuinanspruchnahme von Flächen für Siedlungs- und Verkehrsflächen wird in der amtlichen Statistik als »Flächenverbrauch« bezeichnet, obgleich die Fläche ja streng genommen nicht verbraucht wird. Und die betreffende Fläche wird pauschal als »versiegelt« kategorisiert, unabhängig davon, ob die betreffenden Böden für Gebäude und Verkehrsflächen versiegelt werden oder Bodenfunktionen noch ganz bzw. zumindest teilweise ausüben können. Das bedeutet unter anderem, dass urbane Gärten bisher nicht entsprechend erfasst werden, trotz ihrer hohen ökologischen, sozialen und urbanen Bedeutung. Inzwischen werden Stadtböden bei den Bodenfachleuten zunehmend in ihrer Bedeutung erkannt (vgl. Miehl 2010). Ein Indiz: Boden des Jahres 2010 wurden »Die Stadtböden«.

Städtische Gärten und urbane Grünflächen aller Art spielen eine wichtige Rolle, da unversiegelte Böden der Aufheizung durch den Inseleffekt entgegenwirken. Stadtböden tragen außerdem zur Staubbindung und zur Regulierung des Wasserhaushalts bei. Dies fördert im wahren Wortsinn ein gutes städtisches (Mikro-)Klima. Und dies kann zugleich Kanalisationskosten begrenzen und einen Teil der Folgen der mit dem beginnenden Klimawandel zunehmenden Extremereignisse in Form von Starkniederschlägen abpuffern.

Städtische Nutzgärten und damit die Bodenfruchtbarkeit von Stadtböden können darüber hinaus das Ihre dazu tun, dass die Städte wieder »Boden unter den Füßen« gewinnen. Nutzgärten waren lange Zeit eine Nische für Hobbygärtner, öffentlich kaum beachtet, bei vielen Älteren noch mit Not und schlechten Zeiten der Nachkriegsjahre assoziiert. Heute werden urbane Gärten zunehmend als Möglichkeit zur gesunden Ernährung aus der Stadt und Region und als Bestandteil einer lebendigen, urbanen Kultur verstanden.

Böden kehren wieder in den Erfahrungsbereich der Menschen zurück und können als Lebensgrundlage erlebt und wertgeschätzt werden. Dies wiederum ist die Voraussetzung für einen wirksamen Bodenschutz, für einen nachhaltigen Umgang mit Böden und Land. Auch wenn städtisches Gärtnern bezogen auf den Ölverbrauch mengenmäßig (noch) nicht ins Gewicht fällt, ist es doch ein Schritt in die richtige Richtung.

Urbane Gärten und das Ende der fossilen Welt, wie wir sie kennen ...

»Every day, businesses, government agencies and households around the world plan and make decisions based on the assumption that oil and natural gas will remain plentiful and affordable. In the past few years, powerful evidence has emerged that casts doubt on that assumption and suggests that both oil and natural gas production are likely to begin to decline significantly. This phenomenon is known as »peak oil.« (City of Portland 2007, S.4)

So beginnt der Bericht der Peak Oil Task Force der Stadt Portland. In diesem ersten offiziellen Peak Oil-Bericht wurde auch der Bereich Ernährung und Landwirtschaft behandelt.⁶ Nach dem Verkehrsbereich wird dieser Bereich am stärksten und schnellsten vom Peak Oil betroffen sein. In dem Bericht werden urbane Gärten und Landwirtschaft ausdrücklich behandelt. Beispielsweise wird ein Projekt hervorgehoben, in dem neben den bereits bestehenden Community Gardens nicht bzw. wenig genutzte städtische Grundstücke für urbane Gärten gesucht werden (www.diggablecity.org/).

Ein weiteres Beispiel, das inzwischen immer weitere Kreise zieht: In Kinsdale, einer irischen Kleinstadt führte Rob Hopkins im Rahmen eines zweijährigen Studiengangs zu einer ökologisch-nachhaltigen Lebensführung (ein weites Feld von Permakultur bis Feldökologie) den Film »The End of Suburbia« vor. Anschließend referierte Colin Campbell, der Initiator von ASPO (Association of the Study of Peak Oil and Gas), zum Ölfördermaximum. Dies gab 2005 den Anstoß für eine lokale Initiative von Transition Towns. Angesichts von Klimawandel und Peak Oil soll der Übergang zu einer postfossilen Kommune und damit die Befreiung von der Abhängigkeit von fossilem Öl und Gas aktiv vorangetrieben werden.

In Rob Hopkins Buch »The Transition Handbook: From oil dependency to local resilience« (2008) wird anschaulich geschildert, wie sich dieser Über-

⁶ Der sogenannte Hirsch-Report (Hirsch et al. 2005) behandelt die übergeordnete Thematik und ist noch allgemein gehalten. Portland gab den Startschuss für andere US-amerikanische Städte, sich ebenfalls aktiv als Post-Carbon Cities auf den Peak Oil vorzubereiten (www.postcarboncities.net).

gang in vielen kleinen Schritten vollziehen kann. Die Initiative breitet sich seither rasch aus. Im Berliner Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg entstand die erste deutsche Initiative und zwischenzeitlich bildeten sich weitere Gruppen (www.transition-initiativen.de). Es wurden Materialien zur praktischen Umsetzung und Trainingseinheiten entwickelt. Im Unterschied zum amerikanischen Beispiel der Post Carbon-Cities, bei denen die Kommunen selbst die Federführung haben, handelt es sich bei den Transition Towns um eine partizipativ getragene Bewegung kommunaler Erneuerung mit unterschiedlich engen Kontakten zur lokalen Verwaltung und Politik.

Urbane Nutzgärten und Ernährung aus der Region spielten von Anfang an eine wichtige Rolle, da Rob Hopkins und seine MitstreiterInnen bereits in der Permakultur aktiv waren. Diese Initiative ist für die sich entfaltende Vielfalt städtischer Gärten deshalb interessant, da ausdrücklich von Klimawandel und Peak Oil ausgegangen wird. Zugleich wird in den zwölf »Schlüsselzutaten« des Transition-Modells auf die kulturelle Seite der Transformation abgestellt, weit über rein technisch orientierte Fragen von Energieeffizienz und erneuerbaren Energien hinausgehend.

Das Netzwerk Slowmotion ist eine sehr junge, noch in den Anfängen befindliche Initiative. Der Slogan »Mobilität genießen: menschenfreundlich, postfossil, klimaverträglich« illustriert, dass ihr Auslöser unter anderem Peak Oil und Klimawandel waren. Urbane Gärten spielen darin zunächst keine Rolle, doch inhaltliche Berührungspunkte sind vorhanden. In Anlehnung an die bekannten Ernährungspyramiden wurde am 7. Oktober 2010 weltweit erstmalig eine »Mobilitätspyramide 2010« präsentiert (Netzwerk Slowmotion 2010). Die alternative Nobelpreisträgerin Vandana Shiva brachte 2010 auf der Velo-City-Konferenz in Kopenhagen den Zusammenhang zwischen Ernährung und Bewegung auf den Punkt: »Cycling is to mobility what organic farming is to agriculture.« (Vandana Shiva, Copenhagen Velo-city Global 2010, Conference Journal, S.52f).

In lebendigen Städten entsteht eine neue Balance aus Nähe und Ferne, Langsamkeit und Schnelligkeit. Cargo-Fahrräder, wie heute bereits in Kopenhagen weit verbreitet, erlauben es, die in urbanen Gärten produzierten Lebensmittel mit minimalem Energieaufwand zu verteilen. Städtische Gärten und die mit ihnen gesteigerte urbane Lebensqualität wirken zudem der Stadtflucht entgegen. Gärtnern gehört wie Zufußgehen und Fahrradfahren zu den körperlichen Aktivitäten, die Gesundheit und Wohlbefinden fördern. Nach wissenschaftlichen Erkenntnissen ist es förderlich, wenn sich der (gesunde) Mensch nahezu täglich mindestens eine Stunde gemäßigt körperlich betätigt (vgl. Netzwerk Slowmotion 2010).

Starke Publicity weltweit erhielt Michelle Obama, als sie 2009 Kinder in den Nutzgarten des Weißen Hauses einlud. Was weniger bekannt ist: In Gesprächen mit den Kindern kam ihr die Idee zur Kampagne »Let's move« (www.letsmove.gov), die am 9. Februar 2010 offiziell startete. In der ganzen Republik sollen damit gesundes Essen und physische Aktivität für Kinder propagiert werden. Bessere Bedingungen fürs Zufußgehen und Radfahren für Kinder sind ebenso Bestandteil wie kleinere Essensportionen, weniger Snacks und mehr gemeinsames Essen in den Familien. Ernährung und Bewegung gehören zusammen.

...und wir fühlen uns wohl dabei!

Städtische Nutzgärten sind noch zarte Pflänzchen. Doch wachsen sie, verbreitet sich die Idee, werden sie Bestandteil einer neuen städtischen Kultur. Alte Dichotomien wie Stadt/Land und Kultur/Natur werden dabei überwunden. Gärtnern heißt: mit Lebendigem umgehen, Teil des Lebendigen sein. Gärtnern ist körperliche Aktivität und Voraussetzung dafür, dass wir Menschen unsere Physis nicht länger verdrängen: Ernährung und Bewegung gehören zusammen; nicht die mit Fremdenergie ermöglichte Bewegung – die fossil getriebene Raserei des immer weiter, immer schneller, immer mehr – sondern die Bewegung aus eigener, regenerativer Körperkraft.

Peak Oil ist jetzt. Die Folgen des beginnenden Klimawandels entfalten sich heute. Deshalb sind städtische Gärten als Teil des Übergangs hin zu einer postfossilen Gesellschaft wichtig. Städtische Nutzgärten und alle Gärten bzw. unversiegelten Flächen in Städten sind Voraussetzung für ein gutes städtisches Mikroklima. Sie sind Teil der lebenswichtigen Stadtnatur und wichtig für Biodiversität in wie auf den Böden.⁷ Nutzgärten tragen darüber hinaus zur Nahversorgung bei, ohne lange Transportwege.

Peak Oil und Klimawandel bedeuten einen Strukturbruch. Die anstehende große Transformation ist nicht ein »Weiter so mit möglichst wenig Änderungen«, eine leichte Variation in den Techniken und Energieträgern, aber ansonsten Business as usual. Städtische Nutzgärten können mit dazu beitragen, dass die wahrhaft tragende Bedeutung von Böden wieder erlebbar wird; dass wir wieder »neue Bodenhaftung gewinnen« (Lazar 2010):

⁷ So wie lange Zeit Stadtböden nur randständig behandelt wurden, war Biodiversität in Böden lange Zeit kaum Thema. Dies beginnt sich aktuell langsam zu ändern; vgl. *local land & soil news*, 34/35 2010. *Soil-Biodiversity / Boden-Biodiversität*; vgl. auch Turbé et al. (2010).

um darauf zu gehen und Fahrrad zu fahren ebenso wie darauf Nahrungsmittel in guter Qualität anzubauen.

Der Unterschied zu den viel diskutierten großen Visionen von Skyfarming in grandioser Farm-Architektur ist markant. Diese technischen Phantasien sind beliebt, im fossil geprägten mentalen Rahmen attraktiv – Stichwort »Bio aus dem Hochhaus« (www.nachhaltigkeit.org, 26.5.2009) – und doch zugleich genauso bodenlos, naturfern, nichtnachhaltig, da nicht auf alle Menschen verallgemeinerbar. Mit städtischen Nutzgärten gewinnen wir dagegen wieder Boden unter den Füßen.

Das Gefühl für den Umbruch ist da. Der Eindruck verstärkt sich, dass es mit der Ressourcenverschwendung nicht mehr so weitergehen kann und wird wie bisher. Aber es ist auch viel Angst im Spiel, Angst vor dem Ende des bisherigen Lebens- und Wirtschaftsstils, in dem sich viele Menschen ungeachtet aller negativen Begleiterscheinungen doch eingerichtet haben. Unsicherheit macht sich breit. Deshalb ist derzeit noch die aktive Verdrängung der Tatsache so stark, dass wir bereits auf dem Gipfel der Ölförderung angekommen sind. »It's the end of the fossil world as we know it« (Song R.E.M., abgewandelt).

Der Song hat jedoch noch einen Zusatz, der allzu oft vergessen wird, die eigentliche Pointe: »It's the end of the fossil world as we know it and we feel fine« (Song R.E.M., abgewandelt).

Wir erleben aktuell den Anfang vom Ende des fossil geprägten Kapitalismus, der unökonomischen Verschwendung von Naturressourcen. Es ist jedoch zugleich der Beginn von etwas Neuem, der Übergang zu einer post-fossilen Zeit. Dieser Übergang kann, recht ins Werk gesetzt, attraktiv sein, besser für die individuelle Gesundheit, für lebenswerte Städte, für den sozialen Zusammenhalt und für die Lebensqualität der Menschen. Er bietet die Chance, dass wir uns von fossilen Abhängigkeiten befreien. Es könnte die Gesellschaft befrieden, wenn sie nicht um knapper werdende Naturressourcen konkurriert und Konflikte austrägt, sondern lernt, haushälterisch, eben ökonomisch, mit ihnen umzugehen.

Literatur

- Beese, Friedrich** (1997). Multitalent. Die vielfältigen Funktionen des Bodens. In: Politische Ökologie. München: oekom, Sonderheft 10, S.17–22.
- Biesecker, Adelheid/Hofmeister, Sabine** (2006). Die Neuerfindung des Ökonomischen. Ein (re)produktionstheoretischer Beitrag zur sozial-ökologischen Forschung. München: oekom.
- Blum, Winfried** (2005). Functions of soil for society and the environment. Reviews in Environmental Science and Bio/Technology. No. 4, S.75–79.
- Blum, Winfried** (2008). Forms of Energy Involved in Soil and Sediment Processes. In: J Soils Sediments. Vol. 8, No. 1, S.1–2.
- Blum, Winfried/Warkentin, Benno P. & Emmanuel Frossard** (2006). Soil, human society and the environment. In: Emmanuel Frossard, Winfried Blum & Benno P. Warkentin (Hg.). Function of Soils for Human Societies and the Environment. Geological Society, London, Special Publications, No. 266, S.1–8.
- Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hg.)** (2009). Steigende Verkehrskosten – bezahlbare Mobilität. In: Informationen zur Raumentwicklung, Heft 12.2009. Bonn.
- Campbell, Colin J.** (1997). The Coming Oil Crisis. Brentwood: Multi-Science Publishing.
- Campbell, Colin J./Liesenborghs, Frauke/Schindler, Jörg & Werner Zittel** (2002). Ölwechsel! Das Ende des Erdölzeitalters und die Weichenstellung für die Zukunft. München: DTV.
- City of Portland** (2007). Descending the Oil Peak: Navigating the Transition from Oil and Natural Gas. Report of the City of Portland Peak Oil Task Force. March 2007 [www.portlandonline.com/bps/index.cfm?c=42894].
- Grober, Ulrich** (2010). Die Entdeckung der Nachhaltigkeit. Kulturgeschichte eines Begriffs. München: Kunstmann.
- Haber, Wolfgang** (2008). Energy, Food, and Land – The Ecological Traps of Humankind. In: Env Sci Pollut Res. Vol. 14, No. 6, S.359–365.
- Haubl, Rolf** (2010). Mut zur Angst. In: Psychologie Heute, Heft 12.
- Held, Martin** (1997). »Der letzte Dreck«. Gründe für die gesellschaftliche Ignoranz des Bodenproblems. In: Politische Ökologie. Sonderheft 10, S.33–37.
- Held, Martin** (2000). Bodenlos. Über die Zusammenhänge von Nachhaltigkeit, Landwirtschaft und Ökologie der Zeit. In: Schneider, Manuel/Geißler, Karlheinz A. & Martin Held (Hg.). Zeit-Fraß. Zur Ökologie der

- Zeit in Landwirtschaft und Ernährung. In: Politische Ökologie, Sonderheft 8, 3. Auflage, S. 31–34.
- Held, Martin/Nutzinger, Hans G.** (2001). Nachhaltiges Naturkapital – Perspektive für die Ökonomik. In: Martin Held & Hans G. Nutzinger (Hg.). Nachhaltiges Naturkapital. Ökonomik und zukunftsfähige Entwicklung. Frankfurt/New York: Campus, S. 11–49.
- Henseling, Karl Otto** (2008). Am Ende des fossilen Zeitalters. Alternativen zum Raubbau an den natürlichen Lebensgrundlagen. München: oekom.
- Hirsch, Robert L./Bezdek, Roger & Robert Wendling** (2005). Peaking of World Oil Production: Impacts, Mitigation, & Risk Management. Report for the US Department of Energy.
- Hopkins, Rob** (2008). The Transition Handbook. From oil dependency to local resilience. Foxhole: Green Books [dtsch. Rob Hopkins (2008). Energiewende Das Handbuch. Anleitung für zukunftsfähige Lebensweisen. Frankfurt/M.: Zweitausendeins].
- Kümmerer, Klaus/Held, Martin & David Pimentel** (2010). Sustainable use of soils and time. In: Journal of Soil and Water Conservation. Vol. 65, No. 2, S. 141–149.
- Kümmerer, Klaus/Schneider, Manuel & Martin Held** (1997). Bodenlos. Zum nachhaltigen Umgang mit Böden. In: Politische Ökologie. Sonderheft 10.
- Lazar, Silvia** (2010). Zeit für neue Bodenhaftung. Bewusstseinsbildung. In: Politische Ökologie, Heft 119, S. 46–48.
- Leggewie, Claus/Welzer, Harald** (2009). Das Ende der Welt, wie wir sie kannten. Frankfurt/M.: Fischer.
- Miehlich, Günter** (2009). Ohne Boden bodenlos. Gartenkultur und Bodenschutz – ein Widerspruch? In: Reimers, Brita (Hg.) (2010). Gärten und Politik. Vom Kultivieren der Erde. München: oekom, S. 11–19.
- Montgomery, David R.** (2010). Dreck. Warum unsere Zivilisation den Boden unter den Füßen verliert. Stoffgeschichten Band 6. München: oekom.
- Netzwerk Slowmotion** (2010). Mobilitätspyramide 2010. Mobilität genießen: menschenfreundlich, postfossil, klimaverträglich. München: Green City [www.netzwerk-slowmotion.org].
- Pimentel, David et al.** (1995). Environmental and Economic Costs of Soil Erosion and Conservation Benefits. In: Science. Vol. 267, 24 February 1994, S. 1117–1123.

- Polanyi, Karl** (1978). *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen.* Frankfurt/M.: Suhrkamp [Orig. 1944].
- Politische Ökologie** (2010). *Peak Soil. Die unterschätzte Krise der Böden.* In: *Politische Ökologie*, Heft 119. München: oekom.
- Reimers, Brita (Hg.)** (2010). *Gärten und Politik. Vom Kultivieren der Erde.* München: oekom.
- Schindler, Jörg** (2011). *Deepwater Horizon – »Das Endspiel des Ölzeitalters«* [Arbeitstitel]. München: oekom.
- Schindler, Jörg/Held, Martin unter Mitarbeit von Gerd Würdemann** (2009). *Postfossile Mobilität – Wegweiser für die Zeit nach dem Peak Oil.* Bad Homburg: VAS.
- Schneider, Manuel/Haber, Wolfgang** (1999). Auf dem Weg zu einer internationalen Bodenkonvention. Einführung. In: Haber, Wolfgang/Held, Martin & Manuel Schneider (Hg.). *Nachhaltiger Umgang mit Böden. Initiative für eine internationale Bodenkonvention.* München: Süddeutsche Zeitung Verlag, S. 5–10.
- Sieferle, Rolf Peter** (1982). *Der unterirdische Wald. Energiekrise und industrielle Revolution.* München: C.H. Beck.
- Turbé, Anne et al.** (2010). *Soil biodiversity: functions, threats and tools for policy makers.* Bio Intelligence Service, IRD, and NIOO, Report for European Commission (DG Environment) [<http://ec.europa.eu/environment/soil/biodiversity.htm>].
- Weber, Max** (1963). *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus.* In: Ders. *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I.* Tübingen: J.C.B. Mohr [Orig. 1903/1904].
- Zittel, Werner/Schindler, Jörg** (2009). *Geht uns das Erdöl aus? Wissen was stimmt.* Freiburg: Herder.

Andrea Heisteringer

Leben von Gärten. Warum urbane Gärten wichtig sind für Ernährungssouveränität, Eigenmacht und Sortenvielfalt

Kann man von einem Garten leben? Eine Bekannte berichtet mir erstaunt, dass sie von einer einzigen Kartoffelpflanze 31 große Knollen ernten konnte. Dabei hatte sie die gekaufte Knolle im Frühjahr eher spaßeshalber angebaut – um wieder einmal eine Kartoffelpflanze wachsen zu sehen. Lohnt sich der Eigenanbau von Gemüse in kleinen Gärten, oder ist er bloße Liebhaberei? Was bedeutet der neue Gartenboom in Land und Stadt für das, was täglich auf den Tellern der SelbstversorgungsgärtnerInnen landet? Und wie groß muss ein Garten sein, damit man von den hier geernteten Früchten sich und seine Familie ernähren kann? Diese und ähnliche Fragen wurden mir als Gartenbuchautorin in den letzten Jahren wiederholt gestellt. Von JournalistInnen, Menschen, die gerade dabei waren, für sich und ihre Familie erstmals einen Nutzgarten anzulegen oder von SoziologInnen, die sich mit neuen Phänomenen des urbanen Gärtnerns beschäftigen.

Menschen, die in der Stadt gärtnern, haben oft ein politisches, ökologisches oder kulinarisches Interesse an Sortenvielfalt und bepflanzen häufig sehr kleine Flächen mit einer Fülle an unterschiedlichen Arten und Sorten, wie etwa der österreichische Verein »Arche Noah zur Erhaltung und Weiterentwicklung der Sortenvielfalt« berichtet. Gärten sind auf kleinstem Raum hochproduktiv. Und dies mit – im Vergleich zum Ackerbau – sehr einfachen und größtenteils manuellen Mitteln und Methoden. Damit leisten sie auch einen Beitrag zur Ernährungssouveränität. Auf dieses Konzept geht der Beitrag ausführlich ein, nachdem er Aspekte des Booms der Nutzgärten aufzeigt, das Gärtnern in der Großstadt Wien beschreibt und schließlich die Frage beantwortet, was urbane Gärten für Sortenvielfalt und Ernährungssouveränität bedeuten können.

Der Boom der Nutzgärten

Der amerikanische Publizist Michael Pollan verzeichnet für die USA einen Zuwachs des Anbaus im eigenen Garten von 64 Prozent innerhalb des Jahres 2008 (Pollan 2009). Firmen, die Einmachgläser herstellen, berichten in den letzten Jahren von stark gestiegenen Umsatzzahlen, ebenso wie Gärtnereien und Gartencenter über eine wachsende Nachfrage nach Gemüsejungpflanzen, Obstbäumen und Beerensträuchern. In vielen Gärten – sei es in der Stadt oder auf dem Land, sei es im globalen Norden oder Süden – findet man auch Bienen oder andere Kleintiere wie Hühner, Tauben oder Hasen, also Nutztierhaltung im kleinen Stil. Für viele Klein- und KleinstgärtnerInnen ist es in den letzten Jahren wichtig geworden zu erleben, wie Gemüse aussieht, wenn es nicht im Supermarktregal liegt, sondern im Garten wächst und frisch geerntet auf den Tisch kommt. Motivation vieler KleingärtnerInnen ist auch zu erleben, dass Kulturpflanzen auch ganz anders aussehen und schmecken können als jene Früchte, die für die Erfordernisse des Marktes und der industriellen Landwirtschaft gezüchtet wurden. Für viele Menschen wird ihr eigener Garten zum Ort des Paradigmenwechsels: Sie bauen verschiedene Sorten einer Kulturart an, entdecken die Sortenvielfalt, neue Geschmacksrichtungen und Verwendungsmöglichkeiten und damit Sinnlichkeit und Lebendigkeit von Gemüse und Kräutern. Für andere ist ihr Garten ein Ort, an dem sie ihre aus ihren Herkunftsländern mitgebrachten und vertrauten Gemüse und Kräuter anbauen können, wie etwa Thomas Gladis ausführlich beschreibt: »Indes finden Migranten Brach- oder Pachtland, das sie nach eigenen Vorstellungen bewirtschaften können. Dazu gehören selbstverständlich die eigenen Kulturpflanzen, erprobte Anbautechniken und vertraute Gerätschaften.« (Gladis 2010, S. 197).

Gärtnern in der Stadt Wien

Wer in einer Stadt lebt und hier gärtnern möchte, hat andere Voraussetzungen als im ländlichen Umfeld. Beackerbarer Boden unter den Füßen ist rar. Balkone, Hinterhöfe oder Brachland in der Stadt werden rasch zu klein. Dennoch finden sich für erfinderische StadtgärtnerInnen Möglichkeiten, individuell oder gemeinschaftlich Gartenbau zu betreiben: Viele Städterinnen legen an ihren Zweitwohnsitzen Gemüsegärten an. Zudem entstanden rund um Wien in den letzten Jahren zahlreiche Selbsternteprojekte: Bäuerinnen und Bauern unterteilen ein Feld in einzelne Gartenparzellen und verpachten diese an Menschen, die ihr eigenes Gemüse anbauen wollen, aber kein Wochenendhaus haben, an dem sich ein Gemüsegärtchen anlegen ließe. Bauern und Gärtner teilen sich die Arbeit: Während Pflügen, Anbau und Bewässerung von den Bauern als Service angeboten wird, übernehmen die Pächter die Pflege und die

Ernte der Beete. Manche pachten sich eine Fläche für eine Saison, andere gleich für mehrere Jahre, um in ihrem Garten auch mehrjährige Pflanzen anbauen zu können. Der Kultur- und Sozialanthropologe Michael Schallmayer hat für seine Diplomarbeit sowohl mit dem Verwalter eines landwirtschaftlichen Gutes, das am Stadtrand von Wien Selbsterntefelder anbietet, als auch mit PächterInnen der Parzellen Gespräche geführt. Er benennt neben dem Motiv der Selbstversorgung auch die gesundheitliche Bedeutung, die Menschen dem Gärtnern zuschreiben – sowohl was die Bewegung an der frischen Luft anbelangt, als auch die Möglichkeit, pestizidfreies Gemüse zu essen. Als drittes Motiv benennt er die Freude an der Sortenvielfalt oder an den sozialen Kontakten, die sich durch das Gärtnern mit Gleichgesinnten ergeben (Schallmayer 2006). Regine Bruno, Bäuerin und Koordinatorin der Selbsternte-Initiativen in Österreich hält die soziale Interaktion für ebenso wichtig wie den reinen Gemüseanbau: »Eine Vernetzung findet zwischen Jungen und Alten, Städtern, Landwirten, Anrainern am Feld, Außenseitern wie Zuwanderern oder Eigenbrödlern, Depressiven, Kranken, pensionsgeschockten Leuten usw. statt. Da hat sich sehr schnell gezeigt, dass das Potenzial in der Gartenarbeit und in der Landwirtschaft steckt, verschiedene soziale Gruppen zu vernetzen und interagieren zu lassen« (Regine Bruno in Schallmayer 2006, S. 108).

Eine Möglichkeit des Gärtnerns in der Stadt im weiteren Sinne stellt eine Initiative am Stadtrand von Wien dar, die sich »Gela« nennt und für »Gemeinsam Landwirtschaften« steht. In dieser Form der Community Supported Agriculture (CSA) gehen die zumeist städtischen KonsumentInnen eine langfristige Kooperation mit einem landwirtschaftlichen Betrieb ein. Im Zentrum der Initiative Gela steht die biologisch-dynamische Gärtnerei Ochsenherz (www.ochsenherz.at). Das Modell ist nicht neu und orientiert sich an Vorbildern aus den USA und Kanada, wo es bereits etwa 1.000 CSA-Betriebe gibt. In einer CSA verabredet sich eine Gruppe von Menschen mit einem Bauernhof, die Lebensmittel für eine Saison zu erzeugen. Die Gemeinschaft finanziert diese Unternehmung im Vorhinein, erhält dafür qualitätsvolle Lebensmittel und trägt auch das Risiko von Ernteaussfällen mit. Die Gärtnerei Ochsenherz bietet zusätzlich die Möglichkeit zur Mitarbeit im Betrieb und Kurse im biologischen Gärtnern an, was von vielen genutzt wird, die erstmals einen Hausgarten anlegen oder die Landwirtschaft kennen lernen möchten.

Über einen Aufschwung von Gärten direkt in der Stadt berichtet die in Wien lebende Journalistin Ingrid Greisenegger. Seit mehr als drei Jahrzehnten beschäftigt sie sich mit Ökologie- und Naturthemen. Im Frühjahr 2010 hat sie mit einer österreichischen Tageszeitung – und gefördert vom Landwirtschaftsministerium – die Aktion »City Farming« gestartet. Im Frühjahr wur-

den in den Hauptstädten der österreichischen Bundesländer »Starterpakete« für Gärtnerinnen und Gärtner im bebauten Gebiet abgeben. Die Stadtgärtnerinnen und -gärtner wurden gleichzeitig eingeladen, ihre Balkone, Innenhöfe und Dachterrassen zu dokumentieren und an einem Wettbewerb teilzunehmen. Ingrid Greisenegger fasst die Motivation der meisten City-GärtnerInnen so zusammen: Zum einen sei es die Freude an den Pflanzen, zum anderen gäbe es viele Familien mit Kindern, die ihren Kindern zeigen wollten, wie Natur funktioniert. Viele der urbanen GärtnerInnen seien auch leidenschaftliche KöchInnen. Schließlich thematisiert sie die kommunikative Funktion der Gärten und zitiert Beispiele, wo ein privater Garten für die gärtnernde Nachbarschaft geöffnet wurde. Sie beschreibt das Interesse am Gemüseanbau in Analogie zur Grün- und Ökologiebewegung als genuin urbanes Phänomen. Und: Gemüsebau gelte heute als schick, man müsse sich nicht mehr dafür schämen, wenn man in seinem Garten oder auf seinem Balkon Gemüse und Kräuter anbaue (Interview der Autorin mit Ingrid Greisenegger 3.11.2010).

Schließlich ist auch die landwirtschaftliche Produktion in der Stadt Wien zu erwähnen. In Wien werden 16 Prozent des Stadtgebietes landwirtschaftlich genutzt (www.wien.gv.at). Auf dem Gemeindegebiet wirtschaften im Jahr 2009 über 600 Betriebe, zählt man Gemüse- und Obstanbau, Ackerbau, Weinbau zusammen (www.gruenerbericht.at). Auch dies schafft Begegnungsflächen zwischen rurelem und urbanem Leben.

Der Garten als Freiraum

Gärten sind »Freiflächen«. Sie entziehen sich der Kontrolle von oben und außen. Diese Dimension von Gärten ist aktuell wie nie; wobei sie nicht neu ist, wie etwa der italienische Agrarhistoriker Massimo Montanari beschreibt. So sicherten die Gärten den Bäuerinnen und Bauern im feudalen Europa eine zumindest partielle Unabhängigkeit vom jeweiligen Grundherrn. Denn die in den Gärten angebauten und geernteten Pflanzen unterlagen keinerlei Abgabepflicht gegenüber dem Grundherrn und boten damit eine gesicherte Basis der Selbstversorgung und einen Freiraum des Experimentierens mit neuen Kulturpflanzen jenseits feudaler Sachzwänge (Montanari 1993, S.160). Die im Deutschen noch immer übliche Bezeichnung des »Hobbygartens« im Gegensatz zum »richtigen« oder »professionellen« Gartenbau unterschätzt die Bedeutung des Anbaus von Nutzpflanzen in Privatgärten ebenso wie viele amtliche Statistiken: Die quantitative Bedeutung der Selbstversorgung aus Kleinstlandwirtschaft und Gärten ist gar nicht so leicht zu ermitteln. In den meisten Statistiken zur Menge von »verzehrten Lebensmitteln« erscheinen nur die am Markt gehandelten Waren; nicht jedoch die Ernteprodukte, die

nie in ein warenförmiges Lebensmittel transformiert wurden. Und dies sind meist Lebensmittel, die in Gärten oder kleinen Parzellen angebaut werden und der Versorgung der Familie oder auch lokaler Märkte dienen. Auf diese Dimension sollte jedoch jede Statistik befragt werden, die aufzuzeigen behauptet, welche Lebensmittel für die Versorgung einer Region oder die »Welter-nährung« zur Verfügung stehen. Denn wenn in Statistiken oder Berichten – sei es der Ernährungsindustrie oder staatlicher Institutionen – die in den Gärten von Menschen angebauten und genutzten Pflanzen nicht auftauchen, verschweigen sie, dass Menschen in der Lage sind, sich und ihre Gemeinschaften zum Beispiel mit Gemüse selbst zu versorgen. Nur wenige Arbeiten geben darüber Auskunft. Etwa die Berechnungen von Magdalena Siebold, dass jede zweite in Deutschland verzehrte Tomate aus einem »Hobbygarten« stammt. (Magdalena Siebold in Bernd Horneburg 2010, S. 116). Für andere Gemüse gibt es bislang keine Angaben. In Österreich haben rund 56 Prozent an ihrem Hauptwohnsitz einen eigenen Garten. 34 Prozent verfügen über einen Balkon und 24 Prozent über eine Terrasse. 80 Prozent der GartenbesitzerInnen ernten ihr eigenes Gemüse und 70 Prozent ihr eigenes Obst (<http://oesterreich.orf.at/stories/433200> 28.10.2010).

Ernährungssouveränität aus dem Garten

Gärten sind Freiräume des Improvisierens, des Kultivierens vertrauter Zutaten für das tägliche Essen. Sie sind Orte, die Menschen unabhängig(er) von einer Versorgung durch den Markt oder andere Institutionen machen. Diese Dimension der Gärten verweist auf Eigenständigkeit und Souveränität der GärtnerInnen und Gärtner, die auch den Zugang zu Sorten und Saatgut von Kulturpflanzen berührt. Der Slogan »Wer die Saat hat, hat das Sagen« mag plakativ erscheinen, doch sie wirft ein Schlaglicht auf die Interessen der Agrarkonzerne, die sich den Zugang zu den pflanzengenetischen Ressourcen sichern und damit die Nahrungsmittelkette von Anfang bis Ende kontrollieren wollen. Dieser Macht die Eigenmacht vieler Gemeinschaften entgegenzustellen, erscheint mir für die Zukunft eine der größten Herausforderungen, um Sortenvielfalt und damit die Souveränität von Menschen über ihre Sorten zu erhalten und weiter zu stärken.

Die politische Forderung nach Ernährungssouveränität hat erstmals die weltweit vernetzte Kleinbauernbewegung La Via Campesina anlässlich des World Food Summits der Food and Agriculture Organization der UNO (FAO) 1996 in Rom formuliert. Das Konzept der Ernährungssouveränität ist somit gleichermaßen eine Antwort und eine Weiterentwicklung des im Jahre 1974 von der FAO formulierten Konzepts der Ernährungssicherheit (»Food Secu-

city«). Dieses Konzept umfasst allerdings nicht die soziale Kontrolle über die Erzeugung und Verteilung von Lebensmitteln, sondern bezieht sich auf die Menge an Lebensmitteln oder Kalorien, die ein Mensch zum Leben benötigt (vgl. Patel 2009). Genau an diesen Punkt knüpften über 500 VertreterInnen von La Via Campesina aus beinahe hundert Ländern an, als sie sich 2007 in einem kleinen Dorf in Mali zum Nyéléni Forum für Ernährungssouveränität trafen. Dabei betonten sie immer wieder, dass Ernährungssouveränität kein fertiges Konzept ist, sondern ein Prozess, der von sozialen und ökologischen Bewegungen weltweit getragen wird. So betont zum Beispiel Paul Nicholson, Bauer und Gründungsmitglied von La Via Campesina: »Ernährungssouveränität ist ein Vorschlag, der von sozialen Bewegungen ausgeht und nicht von Institutionen oder Organisationen, sie wird von der lokalen Ebene aus hergestellt« (Hannah Wittmann, 2009, S.681, eigene Übersetzung). Für sie bietet die Forderung nach Ernährungssouveränität ein Dach für verschiedene Arten des Lebens und Wirtschaftens. Dabei eint die VertreterInnen dieses Konzepts die Erkenntnis, dass es eben nicht die eine, richtige Form der Esskultur oder der Ernährungs- und Landwirtschaftspolitik gibt, die für alle Menschen und jederzeit angepasst und sinnvoll wäre: »Ernährungssouveränität ist das Recht jeder Nation, ihre eigene Kapazität zu erhalten und zu entwickeln, um Lebensmittel zu produzieren, die wichtig für die nationale und kommunale Ernährungssicherheit sind sowie die kulturelle Vielfalt und die Vielfalt von Produktionsmethoden respektieren.« (La Via Campesina 1996).

Beim Nyéléni Forum in Mali wurden sechs Richtlinien festgehalten: Menschen stehen stets im Mittelpunkt, die ErzeugerInnen von Lebensmitteln werden wertgeschätzt, die Erzeugung von Lebensmitteln wird regionalisiert und damit die lokale Kontrolle über die Erzeugung und Verteilung von Lebensmitteln gestärkt, ebenso Wissen und Handwerk und das Arbeiten mit der Natur. Als entscheidend für das Konzept erachten die VertreterInnen auch, dass die Prinzipien an die eigenen regionalen, kulturellen und sozialen Unterschiede angepasst werden können. Im Weltagrarbericht wird das Konzept erstmals in einem auch von Nationalstaaten getragenen internationalen Dokument festgehalten: Als Ernährungssouveränität wird »das Recht der Bevölkerung und souveräner Staaten« bezeichnet, »ihre Landwirtschafts- und Ernährungspolitik auf demokratische Weise selbst zu bestimmen« (www.welt-agrarbericht.de). Die Welt der neoliberalen Landwirtschaft – gekennzeichnet von Welthandel, Börsen- und Termingeschäften mit Agrarrohstoffen und in den letzten zehn Jahren verstärkten Landaufkäufen in den Ländern des Südens – ist eine andere. Ernährungssouveränität meint auch den Zugang zu Land und die Rückgewinnung der Kontrolle über die Erzeugung und Vertei-

lung von Lebensmitteln durch Kleinbauern und Konsumenten. Christina Schiavoni, Co-Direktorin der Organisation WHY (World Hunger Year) bringt die Bedeutung der Bewegung so auf den Punkt: »Wenn wir etwas aus der Lebensmittel- und Finanzkrise lernen können, dann, dass wir Strukturen brauchen, die Gemeinschaften von den Unsicherheiten des Marktes abpuffern, damit diese trotz ungünstiger ökonomischer und ökologischer Bedingungen gedeihen können und garantieren, dass die Grundbedürfnisse der Menschen jederzeit erfüllt werden können.« (Schiavoni 2009, S. 686, eig. Übersetzung).

Christina Schiavoni lebt in New York City. Sie nahm am Nyéléni Forum in Mali teil und sagt, dass trotz der Unterschiede zwischen Stadt und Land die Gemeinsamkeiten zwischen den urbanen und den ruralen Initiativen überraschend groß sind – es geht um Zugang zu Land und Wasser, um das Ernten von frischen Lebensmitteln und um die Verfügbarkeit von gutem Essen. Der US-amerikanische Agrarwissenschaftler Peter Rosset, der seit vielen Jahren in Chiapas lebt und arbeitet, bringt diese Erfahrungen auf den Punkt: »Jedes Mal, wenn wir hier in Chiapas eine Veranstaltung zur Ernährungssouveränität durchführen, egal, ob es um indigene Ethnien geht, oder um Schulkinder, reagieren die Menschen beinahe instinktiv, nicht nur wegen des Aspekts der Landwirtschaft, mehr wegen des Aspekts der Lebensmittel. Sie sind sich völlig darüber bewusst, dass unsere traditionellen Maissorten, unsere Tortillas besser sind, einfach, weil sie besser schmecken und weil sie gesünder sind« (Peter Rosset im Interview mit Andrea Heistering 2007).

Lokale Vielfalt

Damit spricht Rosset auch den Aspekt einer lokal verwurzelten Sorten- und Kulturpflanzenvielfalt an. Laut einer Schätzung der FAO sind im Laufe des 20. Jahrhunderts weltweit 75 Prozent der Kulturpflanzenvielfalt unwiederbringlich verschwunden. Dabei handelt es sich sowohl um Arten – wie beispielsweise verschiedene Weizenarten – als auch um Sorten. Als Hauptursachen werden die Industrialisierung und Spezialisierung der Landwirtschaft gesehen, die mit der Einführung »moderner« Sorten (Hybridsorten und anderer »Hochleistungssorten«) einherging. In vielen Ländern trieb die »Grüne Revolution« in einer Allianz von Agrarforschung, Agrarberatung nationaler Regierungen sowie binationaler Kooperationen im Rahmen der sogenannten Entwicklungspolitik und dem Bankenwesen die Intensivierung der Landwirtschaft voran. Aber auch der Verlust von Wissen zur Saatgutgewinnung ist hier zu nennen: Während zum Beispiel in den meisten Regionen Europas auf den Höfen (und auch in vielen Erwerbsgärtnereien) viele Sorten bis Mitte

des 20. Jahrhunderts selbst vermehrt wurden, ging die Züchtung dann ziemlich rasant in die Hände der professionellen Pflanzenzüchtung über. So verschwanden nicht nur viele Haus- und Hofsorten von den Äckern und aus den Gärten, sondern auch das Wissen zur Auslese und Vermehrung von Gemüse, Kräutern und Getreide. Ein weiterer Grund, warum viele Sorten »verloren« gingen, ist der rapide Rückgang der landwirtschaftlichen Betriebe und Gärtnereien in den letzten Jahrzehnten in den industrialisierten Ländern. Peter Rosset beschreibt für die Vereinigten Staaten, dass Bauern und Bäuerinnen in der Berufsstatistik nicht mehr als eigene Berufsgruppe auftauchen. Sie sind offiziell verschwunden, weil in der Berufsstatistik nur Berufe auftauchen, die von mehr als einem Prozent der Erwerbstätigen ausgeführt werden. Auch Umweltkatastrophen, Kriege und Hungersnöte tragen zum Verlust der Sortenvielfalt bei.

Doch die Bauern und Bäuerinnen werden nicht verschwinden: Bäuerliche Familien haben über die letzten Jahrhunderte der ländlichen Geschichte gezeigt, dass sie widerspenstig sind. Ebenso wird die Vielfalt der Kulturpflanzen nicht verschwinden. Diese Behauptung mag erstaunen, wenn man die Berechnungen der FAO in die Zukunft weiterdenkt. Doch ebenso wie Vielfalt verschwinden kann, kann sie auch wieder neu entstehen, nämlich dann, wenn Menschen an vielen Orten die bäuerliche und gärtnerische Pflanzenzüchtung (wieder) selbst in die Hand nehmen. Das ist der ermutigende Teil der Geschichte. Jack Harlan, Pionier der systematischen Sammlung und Konservierung pflanzlicher Vielfalt in Genbanken, meinte zur Frage, wie Kulturpflanzenvielfalt langfristig erhalten werden kann: »Wenn die Vielfalt erhalten bleiben soll, dann wird sie letzten Endes von Amateuren gerettet werden müssen: Von Menschen, die ihre Saaten lieben... Es waren in der gesamten Menschheitsgeschichte immer Amateure, die die Vielfalt bewahrt haben.« Dies mag auf den ersten Blick überraschend klingen, denn die »Absicherung« von Sortenvielfalt in Genbanken scheint – ähnlich wie Sammlungen von historischen Kunstwerken in Museen – für die Ewigkeit gemacht. Doch ganz so einfach ist die Sache nicht. Zum einen stellt sich die Frage der Verfügung über die Sammlungen. Wer hat Zugang und zu welchen Konditionen? Wer kann die Sorten wie weiter anbauen? Zum anderen wissen wir, dass sich Sorten fortwährend weiter verändern, wenn sie angebaut und genutzt werden. Sie passen sich den Niederschlägen und Temperaturverhältnissen an, sie verändern sich in der Hand der Menschen, die sie anbauen und nutzen. Gerade diese Anpassung an – von der Pflanze aus betrachtet – die Umwelt des Menschen, der Kulturtechniken und der Natur machten die Lebendigkeit und Nutzbarkeit von Pflanzen aus. Die Form, wie Kulturpflanzen angebaut wer-

den, prägt ihre Eigenschaften und ihr Erscheinungsbild: Kulturpflanzen, die auf Böden mit einem niedrigen Düngungsniveau angebaut werden, bilden ein stärkeres Wurzelsystem aus, da sie Nährstoffe aus dem Boden selbst aktivieren müssen. Wohingegen Kulturpflanzen, die in flüssigen Nährmedien wachsen, kaum ein Wurzelsystem ausbilden müssen, weil sie ja ständig »gefüttert« werden (dies ist bei allen sogenannten erdelosen Verfahren z. B. beim Anbau von Tomaten oder Gurken der Fall). Sorten, die in Gebirgslagen angebaut werden, kommen über die Jahre mit Bedingungen wie hoher Sonneneinstrahlung oder im Winter länger andauernder Schneedecke immer besser zurecht. Diese Veränderungsprozesse gehen erstaunlich rasch, wie mir die biologisch-dynamische Pflanzenzüchterin Reinhild Frech-Emmelmann bereits an vielen Pflanzen gezeigt hat. Diese Beobachtung, wie rasch Sorten sich verändern können, zeigt, wie wichtig und weitreichend es ist, wenn viele Menschen den Anbau und die Vermehrung von Kulturpflanzen selbst in die Hand nehmen. Sei es, weil es ihnen darum geht, besonders kleinwüchsige Pflanzen zu züchten, die man auch auf dem Balkon in der Stadt gut kultivieren kann, oder Sorten, die besonders rasch wachsen und zügig zu ernten sind; oder auch, weil man Sorten, die man aus einem ganz anderen Teil der Welt in ein neues Lebensumfeld mitgebracht hat, an die hier neuen Wachstumsbedingungen anpassen will. Ein weiterer Aspekt ist für die Frage der Sortenvielfalt in den Gärten wichtig: Für die Saatgutgewinnung braucht es keine großen Flächen, bei den meisten Kulturpflanzen können bereits auf sehr kleiner Fläche Samen für das nächste Jahr oder zum Tausch mit NachbarInnen und FreundInnen geerntet werden.

Kulturpflanzenvielfalt für Gärten

Das »Stuttgarter Filderkraut«, die Karotte »Pariser Treib«, der Apfelpaprika »Wiener Calvill«, der Krachsalat »Grazer Krauthäuptel«, die »Znaimer Gurke«, der Herbst-Rettich »Münchener Bier« – was haben diese Sorten gemeinsam? Alle sind in den Händen von Gärtnerinnen und Gärtnern entstanden. Gemeinsam ist ihnen, dass sie den Anbaubedingungen der Regionen, denen sie entstammen, besonders gut angepasst sind und dass ihre Geschichte mit der jeweiligen regionalen Kultur eng verbunden ist. Sie haben sich im Anbau bewährt – und dies sowohl für die Selbstversorgung als auch für den Marktanbau. Viele dieser Sorten sind im Saatguthandel nicht (mehr) erhältlich. Doch dies heißt keineswegs, dass sie für den Anbau uninteressant geworden wären, die meisten dieser Sorten sind nur an den Erfordernissen des Handels im Supermarkt »gescheitert«: Die Wiener Radieschensorte »Riesen von Aspern« war schlicht zu groß, um sie in die kleinen stapelbaren Kunststoffbehälter des Supermarkt-

regals zu füllen (auf den Wiener Gemüsemärkten wurde sie über Jahrzehnte angeboten – in unverpackter, gebündelter Form). In den letzten Jahren wurden diese Sorten wiederentdeckt, viele waren schon fast vom Markt verschwunden und haben in den Händen von Initiativen zur Erhaltung der Kulturpflanzenvielfalt überlebt: Etwa im Saatgutnetzwerk Arche Noah im österreichischen Schilten oder im Verein VEN – Verein zur Erhaltung der Nutzpflanzenvielfalt (Heisteringer 2010). Auch Initiativen wie Slow Food engagieren sich weltweit für die Erhaltung dieser regionalen Sorten. Slow Food hat dafür die »Arche des Geschmacks« gegründet, die sich für die Nutzung und Erhaltung von lokalen und regionalen Lebensmittel-, Nutztier- und Nutzpflanzenarten engagiert.

Der Anbau der Gemüsesorten ist an die Verfügbarkeit von Saatgut geknüpft – hier gibt es oft Engpässe, sofern die Sorten nicht selber vermehrt werden. Saatgutgewinnung war bis in die 1950er-Jahre Teil der gärtnerischen Ausbildung. Nach einigen Jahrzehnten, in denen das gärtnerische Wissen zur Vermehrung von Gemüse, dem Gemüsesamenbau, ein Schattendasein fristete, nahm das Interesse in den letzten Jahren wieder zu. Viele Erwerbs- und Hobbygärtner vermehren überzeugt und begeistert »ihre« Sorten und erhalten so eine lebendige Sortenvielfalt.

Diese Veränderungen und Anpassungen gelingen nur mit samenfesten Sorten – also dem Gegenteil von Hybridsorten. Die Züchtung samenfester Sorten ist jene Form der Züchtung, die Kulturpflanzen wandel- und veränderbar hält und die seit über 10.000 Jahren Bestand hat. Samenfeste Sorten geben ihre Eigenschaften in einem kontinuierlichen Erbstrom an ihre Nachkommen weiter. Die Pflanzen, die wir aus samenfesten Samenkörnern ziehen, ähneln jenen Pflanzen, an denen die Samen gereift sind, den Mutterpflanzen. Doch genetisch sind sie nicht hundertprozentig identisch mit ihren Mutterpflanzen, stets bleiben samenfeste Sorten leicht variabel. Stets setzen sich jene Pflanzen aus einem Bestand durch, die unter den Umwelt- und Kulturbedingungen am besten gedeihen. Viele der im Handel erhältlichen Sorten sind dagegen Hybridsorten, die nicht sinnvoll weitervermehrt werden können. Die Samengewinnung von Gemüse – aber auch die Vermehrung von Obstpflanzen – ist bereits auf kleinstem Raum möglich.

Gärtnern für das Leben

Heute wird eine Form der Landwirtschaft (wieder) zukunftsfähig, die durch das Aufkommen der »modernen« industriellen Landwirtschaft in der Nachkriegszeit der Vergangenheit anzugehören schien: die kleinbäuerliche, ökologische Landwirtschaft. Dass nur eine kleinbäuerliche, ökologische Landwirtschaft auf Dauer nachhaltig ist, hat sie bereits über Jahrtausende bewiesen.

Dieser Analyse hat sich mittlerweile auch der 2002 ins Leben gerufene Weltlandwirtschaftsrat (IAASTD) angeschlossen und auch der Weltagrарbericht 2010 kommt zu demselben Ergebnis: Nur eine Stärkung der regionalen Landwirtschaft in der »Dritten Welt« könne die Ernährungskrise auf Dauer lösen, die lokalen Produzenten müssten wieder als »Manager ihrer Ökosysteme« in den Mittelpunkt rücken und die Produktivitätssteigerung durch technologischen Fortschritt sei an ihre Grenzen gelangt. Zu wünschen bleibt, dass dieses Ergebnis auch eine Kehrtwende in der internationalen Agrarforschung einleitet: Bislang hatte die kleinbäuerliche Landwirtschaft und die Selbstversorgung in Gärten keine Lobby, und an den meisten Universitäten wurden die Landwirtschafts- und Gartenbau fakultäten in den letzten Jahren verkleinert. Mit einer Ausnahme: der Biotechnologie. Ein weiterer Aspekt des Gärtnerns ist die Produktivität auf kleinstem Raum. Die Agrarwissenschaftler Peter Rosset und Miguel Altieri haben die Produktivität kleinbäuerlicher Landwirtschaft untersucht und kommen zum Ergebnis, dass durch verschiedene Formen der Mischkultur deren Erträge letztlich höher sind, als wenn die einzelnen Pflanzen jeweils in Monokultur angebaut werden. Die Fläche, auf der Mais und Bohnen in Mischkultur angebaut werden, kann laut den Berechnungen von Peter Rosset und Miguel Altieri 1,38 Mal kleiner sein, als wenn Mais und Bohnen jeweils in Reinkultur kultiviert werden. Bei der Mischkultur von Maniok, Mais und Erdnuss ist das Verhältnis gar eins zu 2,5. Dass Gärten produktiv sind und der Eigenanbau von Obst und Gemüse unabhängig(er) macht von einem oft unkontrollierbaren Markt, wissen viele »AmateurgärtnerInnen« seit langem.

Für viele Menschen ist die Welt des Gärtnerns neu. Es ist eine der schönsten Seiten des Gärtnerns, dass man und frau eigentlich einfach losstarten kann. Alles was es zunächst braucht, ist ein Stück Land unter freiem Himmel. Gärten sind historisch gewachsene Kulturräume. Für viele Menschen wird hier gleichermaßen die Üppigkeit wie auch die Fragilität des Lebens unmittelbar erlebbar. Selbst zu gärtnern bedeutet etwas für das Leben, es fördert den Eigensinn und die Erkenntnis der eigenen Produktivität und Handlungsfähigkeit. Es schafft Anknüpfungspunkte für ein Denken und Handeln in regionalen Zusammenhängen und Kreisläufen gleichermaßen wie in solidarischen Märkten. Der eigene Garten – und sei es der eigene Balkongarten in der Stadt – wird so zum raren Begegnungsraum mit der Produktivität von Natur, wie auch mit selbstbestimmten Formen der Esskultur. In Gärten können Gegenbilder zur industriellen Versorgung mit Nahrungsmitteln wachsen. Dies mag eine der weitreichendsten Seiten der neuen urbanen Gartenkultur sein: Zu erleben, was es braucht – an Wasser, Boden,

Luft, an Pflege und Versorgung der Pflanzen – damit zwischen Himmel und Ackerkrume Kulturpflanzen gedeihen können, und zu erleben, dass dies schlicht und einfach möglich ist. Diese Erkenntnis schafft zugleich Verständnis für die kleinbäuerliche Landwirtschaft und Wertschätzung der von Bauern und Bäuerinnen – jenseits der industriellen Landwirtschaft – hergestellten Lebensmittel.

Nachsatz: Wie groß soll ein Gemüsegarten sein?

Es gibt einige Richtwerte, wie viel Anbaufläche man im Durchschnitt braucht, damit der ganzjährige Gemüsebedarf einer Person teilweise, weitgehend oder sogar vollständig aus dem Garten gedeckt werden kann. Erfahrungswerte für die Größe eines Nutzgartens sind in untenstehender Tabelle zusammengefasst. Während Leberecht Migge zu Beginn des 20. Jahrhunderts vorgerechnet hat, dass sich eine fünfköpfige Familie von einer Fläche von 400 Quadratmetern ernähren kann, geben die Gartenplaner des Beratungsbüros Natur im Garten des Landes Niederösterreich 70 Quadratmeter pro Person für eine weitgehende Selbstversorgung und 170 Quadratmeter für eine vollständige Versorgung mit Gemüse, Obst und Kräutern an. Doch letztlich ist es sowohl eine Frage der Fruchtbarkeit des Gartenbodens als auch der Vegetationsdauer, des Witterungsverlaufs und der Form der Mischkultur und Fruchtfolge – also der Intensität des Gärtnerns – wie viel Gemüse pro Fläche geerntet werden kann. Und daneben gibt es das subjektive Maß, wie viel Gemüsegarten genug für mich ist: Wie viel Arbeit macht mir Spaß? Bis wann ist die Gartenarbeit eine wohltuende Bereicherung und ab wann wird sie zur Belastung? Dies kann von Jahr zu Jahr verschieden sein wie auch in einzelnen Lebensphasen.

Tabelle: Größe des Nutzgartens pro Kopf und Nase
(Quelle: Natur im Garten 2000)

teilweise Selbstversorgung: Gemüse und Kräuter, Beeren und Obst inklusive Wege und Kompostflächen	25 m ² pro Person
weitgehende Selbstversorgung	70 m ² pro Person
vollständige Selbstversorgung	170 m ² pro Person, davon 20 m ² Gemüse für den Frischverzehr, 40 m ² Lagergemüse und Erdäpfel, 100 m ² für Beeren, Äpfel, Birnen, Nüsse etc. und 10 m ² für Wege und Kompost- flächen

Literatur

- Albrecht, Stephan/ Engel, Albert (Hg.).** International Assessment of Agricultural Knowledge (2010). Weltagrarbericht (http://hup.sub.uni-hamburg.de/opus/volltexte/2009/94/pdf/HamburgUP_IAASTD_Synthesebericht.pdf) 28.10.2010.
- Badgley, Catherine et al.** (2007). Organic Agriculture and the Global Food Supply. *Renewable Agriculture and Food Systems*, 22, S.86–108.
- FIBL** (2000). Bio fördert Bodenfruchtbarkeit und Artenvielfalt. Erkenntnisse aus 21 Jahren DOK-Versuch. Frick: Eigenverlag.
- Gladis, Thomas** (2010). Gärten und Kulturen auf Wanderschaft. In: Reimers, Brita (Hg.). *Gärten und Politik. Vom Kultivieren der Erde*. München, S.192–207.
- Heisteringer, Andrea** (2007). La Via Campesina ist ein Freiraum. Interview mit Peter Rosset. *Zeitschrift der ÖBV-La Via Campesina Austria* Nr. 4 und 5/2007.
- Heisteringer, Andrea/Arche Noah (Hg.)** (2010). *Handbuch Bio-Gemüse. Sortenvielfalt aus dem eigenen Garten*. Innsbruck.
- Heisteringer, Andrea/Ingruber, Daniela (Hg.)** (2010). *Esskulturen – Gutes Essen in Zeiten mobiler Zutaten*. Wien.
- Horneburg, Bernd** (2010). Tomaten in menschlicher Gesellschaft. In: Reimers, Brita (Hg.). *Gärten und Politik. Vom Kultivieren der Erde*. München, S.107–120.
- International Assessment of Agricultural Knowledge, Science and Technology for Development – IAASTD** (2008). Executive Summary of the Synthesis Report, <http://www.agassessment.org/> 28.10.2010.
- La Via Campesina** (1996). The Right to Produce and Access to Land. Voice of the Turtle. <http://www.voiceoftheturtle.org/library/1996%20Declaration%20of%20Food%20Sovereignty.pdf>. 27. Oktober 2010.
- Montanari, Massimo** (1993). *Der Hunger und der Überfluss. Kulturgeschichte der Ernährung in Europa*. München.
- Natur im Garten** (2000). *Grundlagen naturnahen Gärtnerns. Teil 1: Gemüsebau im Hausgarten*. St. Pölten.
- Patel, Raj** (2009). What does Food Sovereignty look like? In: *The Journal of Peasant Studies*, Vol. 36, S.663–706, London.
- Pollan, Michael** (2009). »Unsere Esskultur beruht auf Missbrauch«. Interview in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, 16. Februar 2009.
- Rosset, Peter/Altieri, Miguel** (1999). The Productivity of Small-Scale Agriculture, International Forum on Agriculture. White Paper.

- Schallmayer, Michael** (2006). Urbaner Ackerbau in Wien. Die Praxis saisonaler »Selbsternte« und ganzjähriger Bewirtschaftung von Ackerflächen in der Ketzergasse. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Universität Wien. Download unter: www.selbsternte.at, 2.11.2010.
- Schiavoni, Christina** (2009). The global Struggle for Food Sovereignty: From Nyéleni to New York. S. 682–689, London.
- Wittmann, Hannah** (2009). Interview mit Paul Nicholson, La Via Campesina. In: The Journal of Peasant Studies, Vol. 36, S. 676–682, London.

Elisabeth Meyer-Renschhausen

Von Pflanzerkolonien zum nomadisierenden Junggemüse. Zur Geschichte des Community Gardening in Berlin

Die Idee des gemeinschaftlichen Gärtnerns stammt aus den USA. Seit bald 40 Jahren werden in den Innenstädten von Philadelphia, Detroit, Boston, Chicago oder New York Community Gardens betrieben. Auch der Begriff »städtische Landwirtschaft« wurde in den USA geprägt. »Urban Agriculture« meint den Gemüseanbau zum Selbstverzehr sowie zum Verkauf, etwa in den Slums afrikanischer Megastädte. Es war insbesondere der Entwicklungsexperte Jac Smit in Washington, der den Begriff Urban Agriculture auch für das Gemeinschaftsgärtnern in den nordamerikanischen Städten einführte (Smit/Ratta/Nasr 1996). Der Begriff Urban Agriculture verweist darauf, dass inmitten des globalen Prozesses der Verstädterung die Grenzen zwischen Stadt und Land verwischen.

Während in Gärten traditionell per Hand gearbeitet wird, arbeitet ein konventioneller Landwirt heute großflächig, monokulturell und mit einem erheblichen Einsatz teurer Maschinen. In Gärten wird auf zumeist kleiner Fläche, dafür aber in der Regel nachhaltiger gewirtschaftet als in der Landwirtschaft. Und: Gärtner produzieren und ernten entgegen herrschender Meinung weltweit im Verhältnis ein erhebliches Mehr pro Quadratmeter als landwirtschaftliche Erwerbsbetriebe.

Die Bewegung der Gemeinschaftsgärten hat in den letzten 15 Jahren viele neuartige Projekte inspiriert. So entstanden in New York, Detroit oder Boston Jugendfarmen für sozial benachteiligte Jugendliche, die ihnen durch landwirtschaftliche Arbeit eine ganz neue Perspektive eröffnen. In der Hauptsache geht es neben dem Gärtnern um die Vermittlung sozial-ökologischen und unternehmerischen Grundwissens. Die Betroffenen sollen aus der Hoffnungslosigkeit der Ghettos herausgeholt und befähigt werden, das Elend ihrer Stadtteile zu mindern. Diese städtischen Gemüseärten liefern der unmittelbaren Nach-

barschaft, die etwa in Red Hook oder East New York mehrheitlich aus Erwerbslosen mit Lebensmittellkarten besteht, das in solchen »Food Deserts« sonst nicht angebotene Frischgemüse (Meyer-Renschhausen 2004, S. 100ff, 107ff; vgl. Hynes 1996). Wenn auch die Armut und die sozialen Unterschiede hierzulande noch nicht so gravierend sind wie in den USA, erfreuen sich doch auch hier die ersten Gemeinschaftsgärten, die über die pure Subsistenzarbeit hinaus ihre Betreiber durch Verkauf der Produkte und Projektförderung unterhalten können, großen Zuspruchs. Der Prinzessinnengarten am Kreuzberger Moritzplatz und die Bauerngärten am Rande Berlins sind die ersten Gemeinschaftsgärten Berlins, die dezidiert auch auf die Erzielung von Einkommen ausgerichtet sind. Beide Projekte wurden fast über Nacht zu Lieblingen der Nation. Stehen wir also vor einer Rückkehr des urbanen Bauerntums?

Ackerbürgerstädte und Gartenstädte

Sicher ist: »Schrumpfende Städte« und Re-Ruralisierungen sind und waren in der Geschichte nicht selten. Max Weber betonte bereits, dass das Phänomen Stadt nicht so einfach zu definieren sei (Weber 1922, S. 517). Sieht man sich die Einkommensquellen von Stadtbewohnern früherer Jahrhunderte an, stellt sich heraus, dass Städter in der Antike wie im Mittelalter eigentlich Ackerbürger waren. Ackerbürgerstädte waren noch Ende des 19. Jahrhunderts weit verbreitet und hielten sich in ärmeren Regionen bis in die Gegenwart. Ihre Bewohner lebten als Selbstversorger und verkauften Überschüsse auf dem Markt. Handwerker waren gewissermaßen »Nebenerwerbslandwirte.« In Berlin erinnert das ehemalige Scheunenviertel im heutigen Bezirk Mitte mit seinen Straßennamen wie Acker- oder Gartenstraße daran, dass Ackerbürger bis ins 18. und 19. Jahrhundert hinein gang und gäbe waren, im Böhmisches Dorf in Neukölln kann man Häuser mit Toreinfahrten sehen (vgl. Meyer-Renschhausen 2000, 2002).

Ein Grund für die wiederkehrenden Armutskrisen, unter denen die Großstädte seit der Industrialisierung leiden, ist neben dem Verschwinden von Allmenden in den Dörfern (Steinbrück 1909, S. 202) das Verschwinden der städtischen Ackerbürgertraditionen. Die Gartenstadtbewegung ab dem späten 19. Jahrhundert gibt eine Antwort auf diese Entwicklung. Es handelte sich um eine weltweite sozialreformerische Bewegung, getragen von Intellektuellen, Künstlern und anderen Idealisten in Großstädten (Hartmann 1978).

Eines der frühesten alternativen Siedlungsprojekte in Berlin war die vegetarische Siedlungsgenossenschaft Eden bei Oranienburg im Norden Berlins, die ab 1891 entstand. Für 37.000 Mark kaufte eine Gruppe von Kaufleuten unter anderem 37 Hektar Schafweide und teilte sie in 85 Parzellen zu je

2.800m² auf. Später wurde auf 120 Hektar erweitert. Die zeitgenössischen Fotos zeigen die Frauen der Gründer beim Hacken – gemeinsame Feldarbeit und gemeinschaftlicher Hausbau waren Programm. Die Siedlung existiert bis heute, weil am Hauptprinzip des genossenschaftlichen Besitzes von Grund und Boden nicht gerührt wurde. Zweck des gemeinsamen Bodeneigentums war und ist es, die Spekulation mit dem Boden zu unterbinden. Die Gründergruppe wollte es Interessierten ermöglichen, sich durch Subsistenzlandwirtschaft oder Gartenbetriebe zu ernähren. Dank der Erwerbsarbeit, der viele Edener in Berlin weiterhin nachgehen konnten, gemeinsamem Bodenbesitz, ihrer »Kleinsthöfe« in den Gärten und lebensreformerisch bescheidenem Lebensstil kamen die Familien mit wenig aus. Einige Edener wurden erfolgreiche Erwerbsgärtner. Ab 1910 wurde die Obstbaukolonie bekannt durch ihre Obstsäfte und »Pflanzenbutter«, mit denen sie die entstehenden Reformhäuser belieferte. Diese erfolgreiche Siedlung der Lebensreformbewegung zog viele Künstlerinnen, Theatermacher und Physiotherapeuten an und war in den 1920er-Jahren eine Art Eldorado der damaligen Alternativ- und Gartenbewegung (Hartmann 1998, Meyer-Renschhausen/Berger 1998).

Das Städteelend der Jahrhundertwende um 1900 war vor allem Folge unbegrenzter Bodenspekulation. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts kam es in den Metropolen wegen spekulativer Aufkäufe von Grund und Boden zu einem unbeschreiblichen Wohnungselend. Kaum war das Land vermessen, empörte sich der zeitgenössische Städteplaner Werner Hegemann, wurde es von Spekulanten gekauft und wenig später – oft noch unbebaut – mit deutlichem Gewinn wieder verhökert (Hegemann 1930). Die so in die Höhe getriebenen Bodenpreise führten zu rasch steigenden Mieten und skrupellos enger Bebauung. Erst die Cholera-Seuche 1892 bewirkte ein Umdenken.

Das 1898 erschienene Buch des englischen Genossenschaftssozialisten Ebenezer Howard »Garden Cities for Tomorrow« (»Die Gartenstadt«) stieß nach 1900 auf ein rasch zunehmendes Interesse. Nach dem Vorbild von Long Island bei New York City forderte Howard, zukünftig nur noch mittelgroße Städte mit genügend Grünflächen zu planen. Gärten sollten in Zeiten von Kurzarbeit über die Not hinweg helfen. Die Kritik der Garden Cities Association an Kapitalismus, Kolonialismus und der daraus entstehenden Not der Besitzlosen wurde um 1900 von breiten Schichten, bis hin zur Frauenbewegung, geteilt. 1902 entstand in Berlin die deutsche Gartenstadtgesellschaft, Gründer waren die Vertreter des Friedrichshagener Dichterkreises (unter ihnen die Gebrüder Hartmann und Kampffmeyer sowie Wilhelm Bölsche, Gustaf Landauer, der Maler Fidus und der Sexualforscher Magnus Hirschfeld). Die Gartenstadtgesellschaft wollte durch eine genossenschaftliche Bauweise auch Geringverdie-

nenden Reihenhäuser mit Gärten ermöglichen. Im gleichen Jahr 1902 wurde eine erste Gartenstadt, Dresden-Hellerau, gegründet – sie ist bis heute beispielhaft. 1907 entstand nach Plänen des Bodenreformers Hans Kampffmeyer die Gartenstadt Karlsruhe-Rüppurr (vgl. u. a. Hartmann 1998, Feuchter-Schawelka 1998).

1908 kamen Mitglieder des seit 1888 erneut existierenden Verbandes für Bodenreform wie Franz Oppenheimer und Adolf Damaschke zur Gartenstadt-Gesellschaft, die dadurch mehr Gewicht erhielt. Man schrieb zur Förderung der Idee 1910 einen Wettbewerb »Groß-Berlin« aus, der Berlin von einem Ring von Gartenstädten umgeben zeigte. Der regierungsnahe »Verband Groß-Berlin« bemühte sich, bei den Umlandgemeinden Berlins (Charlottenburg, Wilmersdorf etc.) für die Errichtung von Gartenstädten zu werben. Ab 1913 entstand – gefördert vom Preußischen Innenministerium – die Gartenstadt Falkensee und gleichzeitig in Berlin-Dahlem die Gartenstadt Berlin Lentzeallee, die mittels großer Gartengrundstücke Geringverdienenden die Möglichkeit bieten sollte, sich selbst zu helfen. Ebenfalls ab 1913 wurde die bis heute bekannte Modellsiedlung »Gartenstadt Staaken« bei Spandau errichtet. Bei dieser Gartenstadt betrieb das Innenministerium den Grundstückskauf und die Genossenschaftsbildung bis hin zur Anstellung der Architekten selbst (Kiem 1997, S. 21, Hartmann 1998). Paradoxerweise kümmerte sich der Staatssekretär Clemens Delbrück, seit 1911 mit Kriegsvorbereitungen befasst, persönlich darum. Wohl weil, wie der Soziologe Franz Oppenheimer meinte, Delbrück von der Idee, Selbstversorgergärten für die Zeiten von Arbeitslosigkeit vorzuhalten, hatte überzeugt werden können (Oppenheimer 1964, Meyer-Renschhausen 2004, Meyer-Renschhausen/Berger 1998).

Andere Gartenstädte wie Neu-Tempelhof wurden vor allem in Folge des Ersten Weltkriegs möglich, als Investoren kein Geld mehr für den Geschosswohnungsbau hatten und es sozialpolitisch zwingend war, Selbstversorger-siedlungen zu errichten. Die Gartenstadt Neu-Tempelhof kam vornehmlich Kriegsversehrten und berufslosen ehemaligen Soldaten zugute. Diese staatlich geförderten Siedlungen waren damals wie auch nach 1945 mit einem »Gemüseanbau-Gebot« verbunden.

Von der kriegsbedingten Hungersnot zu den Kleingärten

Zugleich kam es im Verlauf des 19. Jahrhunderts zu einer sozialen Bewegung, die sich für Kleingärten einsetzte, nach dem Arzt Moritz Schreber, der sich für Kinder mittelloser Schichten engagierte, in Leipzig »Schrebergärten« getauft. Vor 1914 wurden die meisten Eingaben mit der Bitte, Land für den Gemüseanbau zur Verfügung zu stellen, negativ beschieden. Das änderte sich

im Ersten Weltkrieg. Gleich nach Kriegsbeginn verabschiedete der Bundesrat des Deutschen Reichs am 4. August 1914 eine Verordnung, die den Verwaltungsbehörden das Recht auf Beschlagnahme von Land zusprach. Damit sollten Brachländer zur Intensivierung des Nahrungsmittelanbaus genutzt werden können und die Frauen von Amtswegen dazu angehalten werden, die Lebensmittel zu erwirtschaften, die für die Ernährung der Bevölkerung notwendig wären. Die Behörden hegten die Hoffnung, die gesamte Bevölkerung mittels Selbstversorgerlandwirtschaft in Kleingärten mit Gemüse versorgen zu können. Sie stellten aber dafür weder genug Land, geschweige denn tauglichen Mutterboden, Geräte oder Umgrabehilfen zu Verfügung. Es blieb dem auf Anregung des Bundes Deutscher Frauenvereine gegründeten Nationalen Frauendienst überlassen, sich um Gartenland für Bedürftige zu kümmern. Aus Sicht der Frauenrechtlerinnen war eine wesentliche Ursache der Hungersnot im Krieg die fehlende gesellschaftliche Anerkennung der Hausarbeit; sie gründeten daher den deutschen Hausfrauenverband und schlossen sich mit anderen Vereinen zum »Kriegsausschuss der Groß-Berliner Laubenkolonien« zusammen. Gemeinsam beantragten sie beim Berliner Senat, Bedürftigen brachliegende Ländereien zum Kartoffelanbau zur Verfügung zu stellen. Bereits bis zum April 1915 konnte der Kriegsausschuss 200 Hektar unbebautes Land ausfindig machen, auf dem 3.500 Menschen ihre Kartoffeln anbauen konnten. Im Abgeordnetenhaus stellte man fest, dass die Nachfrage nach Land weiterhin groß war und daher Mittel notwendig wurden, um die erforderlichen Wasserleitungen zu bauen (Landesverband Berlin der Gartenfreunde e.V. 2001, S. 43f). Gartenkolonien, die das in Finanznot geratene Berlin heute (2010) der Bauspekulation opfern will, wie die Gartenkolonie Durlach in Wilmersdorf, entstanden 1915, um Kriegerfrauen und Kriegerwitwen den Gemüseanbau zu ermöglichen.

Bodenreform gegen Spekulation mit Grund und Boden

1916 setzte sich der Bund der Bodenreformer dafür ein, Großgrundbesitzern, die ihr Land nicht bebauten, dieses zu entziehen, um es Gärtnern zur Verfügung zu stellen. »Der Bundesrat verfügte in zwei Bekanntmachungen vom 4. April 1916 Rahmenrichtlinien für die Zwangsfestsetzung der Pachtpreise durch die Kommunen und die Bereitstellung von städtischem Gelände. Damit war die Grundlage gegeben, das Generalpachtsystem einzudämmen und die Kriegsgemüsebauer vor profitorientierten Unternehmern zu schützen.« (ebd.) Am 17. Oktober 1917 wurde ein Kündigungsschutz für die Kleingärten erlassen, die auf Brachgelände angelegt worden waren. Damit sollte verhindert werden, dass durch spekulative Kündigung die Pachtpreise in die Höhe getrieben

wurden. Damit war der Preistreiberei des Pachtzinses, dem die Kolonisten vor dem Ersten Weltkrieg ausgesetzt waren, ein Riegel vorgeschoben.

Höhepunkt des Einsatzes der damaligen Gartenaktiven war das im Zuge der Novemberrevolution erlassene Gesetz einer »Kleingarten- und Kleinpachtlandverordnung« der Weimarer Republik vom 31. Juli 1919. Es besagte, dass jeder genügend Land erhalten sollte, um den eigenen Bedarf an Kartoffeln und Gemüse erwirtschaften zu können. Aus diesem Grund ist die Pacht für Kleingärten, in denen Gemüse und Obst angebaut wird, bis heute sehr gering. Das Gesetz verfügte zugleich die Vereinigung von einer Gruppe von Kleinpächtern in einer Gartenkolonie, um für die Behörden die Zahl der Ansprechpartner handhabbar zu machen. Zudem verfügte das Gesetz, dass Kleingärtner sich an bestimmte Auflagen zu halten hätten, wie etwa diejenige, ausschließlich Obstbäume zu pflanzen. Vielleicht war dieses Gesetz, die »Kleingarten- und Kleinpachtlandverordnung« der Weimarer Republik, eines der wichtigsten Gesetze der deutschen Novemberrevolution 1918. Es stellt das heute von vielen Bürgergruppen und NGOs in aller Welt wieder geforderte Recht auf Nahrung mit einem Recht auf freien Zugang zu einem dazu notwendigen Stück Land vor das Recht auf ungezügelte Bau-, Boden- und Investmentspekulationen.

Dass dieses Gesetz nicht bloß Absicht blieb, war Resultat des pausenlosen Engagements der damaligen Gesellschaftsreformer. Der Landschaftsarchitekt Leberecht Migge setzte sich 1919 neben anderem für den Erhalt der Kleingärten auf dem Schöneberger Südgelände ein, eine bis heute besonders große grüne Lunge Berlins; 2.500 Parzellen sind in 25 Kleingartenkolonien eingebettet. Leberecht Migges Frau zeigte in jahrelanger Arbeit am Beispiel ihres Gemüsegartens in Worpsswede, dass man eine vierköpfige Familie von einem gut angelegten Garten von nur 400 m² ernähren kann. Migge seinerseits publizierte die Ergebnisse der Praxis seiner Frau in Aufsätzen und Schriften wie »Der Soziale Garten« und »Jedermann Selbstversorger« (Migge 1999/1926).

Jürgen Hurt, langjähriger Präsident des »Landesverbandes Berlin der Gartenfreunde e.V.«, ist heute (im Sommer 2010) überzeugt, dass die Berliner Laubenpieper ihren hohen Politisierungsgrad in den letzten 30 Jahren besonders der Notwendigkeit eines ständigen Abwehrkampfes gegen die Interessen der »Baulöwen« verdanken. Im Herbst 2009 wollte die Landesregierung erneut ein Fünftel der Kleingärten der Haushaltsanierung durch Bodenverkauf opfern. Die jungen Familien mit Kindern, von denen sich die Administration eigentlich wünscht, sie mögen nicht weiterhin ins Berliner Umland ziehen, verteidigten ihre Kolonie »Württemberg« am Olivaer Platz ohne Erfolg (Schwägerl 2009). Im Frühjahr 2010 wurde die Kolonie mit Riesenbaggern abgeräumt, im Herbst lag sie immer noch ungenutzt da.

Ganzheitliche Pädagogik: Gartenarbeitsschulen

Zu den sozial- und lebensreformerischen Bewegungen gehörte eine starke reformpädagogische Strömung, die nach dem Ersten Weltkrieg zentrale Schulgärten, nämlich die sogenannten Gartenarbeitsschulen, hervorbrachte. In Berlin haben sich diese Gartenarbeitsschulen bis heute gehalten, im Prinzip pro Bezirk eine. Ansonsten behielten lediglich die Hermann-Lietz- sowie die Waldorfschulen die reformpädagogische Idee des Unterrichtens im Garten durchgängig bis heute bei. In der Not nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Gartenarbeitsschulen wieder in Betrieb genommen, um Kindern Aufenthalte an der frischen Luft zu ermöglichen und sie mit dem von den Besatzungsmächten verfügbaren Gemüseanbau vertraut zu machen. Die große Gartenarbeitsschule in der Scharnweberstraße 159 an der Grenze zwischen Wedding (heute Bezirk Mitte) und Reinickendorf hat 22.000 m². Die Gartenarbeitsschulen im Bezirk Mitte bewirtschaften zusammen 45.000 m². Sie nennen sich seit der Wende »Schul-Umwelt-Zentren«, kurz SUZ.

Diese zentralen Schulgärten sind klimarelevante Flächen und als solche auch wichtig für die Biodiversität Berlins. In den Gärten übernimmt ein Lehrer mit seiner Klasse für ein halbes Jahr ein besonderes Beet, die Schüler pflanzen, ernten und kochen (nach Möglichkeit). Die drei Gartenarbeitsschulen im Wedding verzeichneten im Jahr 2009 »44.000 Besuche«, so die amtliche Statistik, und sind insofern »erfolgreiche« Einrichtungen der Bezirke.

Obwohl die Gartenarbeitsschulen die Bezirke wenig kosten, sind sie als freiwillige Leistungen dennoch ständig in Gefahr, der behördlichen Sparwut zum Opfer zu fallen. Kaum war auf Wunsch einiger Bezirkspolitiker ein Interkultureller Generationengarten auf dem Gelände einer solchen Gartenarbeitsschule neu gegründet worden, wollten andere Bezirkspolitiker das Gelände auch schon wieder meistbietend verkaufen. Der heutige Leiter der SUZ, der Gymnasiallehrer Helmuth Krüger-Danielson, betont daher im Gespräch wieder und wieder, dass der staatliche Besitz des Bodens die Voraussetzung der Gartenarbeitsschulen ist.

De facto werden die Gartenarbeitsschulen als »grüne Klassenzimmer« von einzelnen engagierten Bio- und Arbeitslehre-Lehrern verschiedener Berliner Schulen getragen. Ohne die Bereitschaft zu einem weit über das offizielle Deputat hinausgehenden Zeiteinsatz seitens dieser Lehrer, wäre keines dieser Urgesteine der Reformpädagogik mehr vorhanden. Zu jeder Gartenarbeitsschule gehören eigentlich mehrere gelernte Gärtner. Seitdem die Bundespolitik die Kommunen zum Sparen zwingt, gibt es höchstens noch eine Gärtnerin, und die weiteren Mitarbeiter sind meistens junge Leute aus dem Freiwilligen Ökologischen Jahr. Wie alle Gemeinschaftsgärten sind die Gartenarbeitsschulen

fast immer offen. Sie werden heute von Kinderfreizeitpädagogen, wie etwa denjenigen des »Moabiter Ratschlags«, oder von den bezirklich angeregten »Generationengärten« nachmittags nach Schulschluss mitgenutzt.

Die grünen Hinterhöfe der Hausbesetzer

Kaum waren die Schrecken der Weltkriege einigermaßen vergessen, bereiteten sich Bodenspekulanten wieder auf Kosten der Allgemeinheit. In den späten 1960er-Jahren reagierte die studentische Jugend darauf weltweit mit einer Welle von Hausbesetzungen, etwa in den Niederlanden, in Dänemark, in England oder den USA. Ende der 1970er-Jahre erreichte diese Woge demonstrativer Hausbesetzungen auch Westberlin. Zeitgleich wurden auch in Ostberlin leerstehende Häuser von »wilden Mietern« bezogen, hier klammheimlich und ohne gezielt Aufsehen zu erregen.

In Ost- wie Westberlin führten die Hausbesetzungen zudem zu einer ersten wilden Übernahme von Brachen. Wie bereits seit Beginn der 1970er-Jahre in den USA wurden nun auch in Berlin die oft schon seit Kriegsende unbebauten Grundstücke besetzt und begrünt. Überall begannen Gruppen junger Leute, Brachen in grüne Oasen, Abenteuerspielplätze und Kinderbauernhöfe umzuwidmen.

Im Sanierungsgebiet rings um den Klausenerplatz in Berlin-Charlottenburg verhinderten Bewohner zusammen mit Hausbesetzern den weiteren Abriss von Altbauten und die Bebauung eines neu entstandenen Innenhofareals mit Neubauten. Sie begrüntem ein 5.000 m² großes Areal an der Danckelmannstraße, ohne erst um Erlaubnis zu fragen. Sie öffneten den neu gesetzten Zaun, indem sie das Gartentor in einer spektakulären Aktion zurück in das Bezirksamt brachten (Hollricher 1988). Später wurden auch Tiere, Enten, Hühner, Gänse und Ziegen angeschafft – nach ihnen wurde das Gelände auch benannt: der Ziegenhof. Anfangs wurden selbstverständlich Obstbäume gesetzt und auch gemeinsam Gemüse angebaut; über die ermüdende Dauerverteidigung gegenüber unverständigen Anwohnern war dies aber zeitweilig eingeschlafen. Neuerdings betreibt ein Russlanddeutscher einen kleinen Gemüsegarten gemeinsam mit und für die drei Kindertagesstätten auf dem Gelände. Er gehört zu der Gruppe der Ehrenamtlichen, der »Blockinitiative 128«, die sich zuverlässig seit bald dreißig Jahren um das Gelände und die Ziegen kümmert.

Kinderbauernhöfe

Hausbesetzerbewegung und Vorbilder wie der Ziegenhof führten bald überall in der Stadt zur Übernahme von Brachen. Ergebnis war im Rahmen des »ökologischen Stadtumbaus« bald auch ein stadtweites Hinterhofbegrünungs-

programm, in dessen Rahmen der Senat die Begrünung von Hinterhöfen seitens der Hausbewohner mit bis zu 50 DM pro Quadratmeter förderte. Gleichzeitig begannen, besonders auf Brachen entlang des Mauerstreifens und anderen ungenutzten Grundstücken junge Leute zusammen mit Kindern Kinderbauernhöfe zu gründen, die bald von den Touristenbussen ebenso angesteuert wurden wie die Straßen der Hausbesetzer. Ich möchte behaupten, dass es in Europa zunächst diese Kinderbauernhöfe und Abenteuerspielplätze waren, die ab den 1970er-Jahren in Analogie zu den Community Gardens in Nordamerika entstanden. Zeitgleich entstanden aber auch ökologische Vorzeigeprojekte wie etwa das »Ökowerk am Teufelssee«, zu denen stets große gemeinschaftliche Gemüse- und Kräutergärten gehörten. Die wilden kleinen Gemüsegärten, die unscheinbar etwa entlang des Mauerstreifens in Kreuzberg entstanden, erregten weniger Aufsehen, zumal sie nach der Wende ebenso sang- und klanglos wieder verschwanden wie sie entstanden waren. Heute erinnert nur noch der »Mauergarten« zweier türkischer Familien an die ehemaligen wilden offenen Nachbarschaftsgärten entlang der Mauer.

Bis etwa zum Jahr 2000 lag in Berlin der Schwerpunkt eher auf dem Ökologischen, dem Erhalt wilden Grüns, dem Wiederbegrünen von Höfen und Brachen. Für die integrative Kraft des gemeinsamen Gärtnerns interessiert sich der Berliner Senat erst, seitdem die wachsende Zahl an Interkulturellen und anderen Gemeinschaftsgärten mehr und mehr Wirkkraft und Medienresonanz entfalten.

Die Land- und Hausbesetzungen mussten sich von den Behörden »legalisieren« lassen, um nicht dauerndem Räumungsstress ausgesetzt zu sein sowie um öffentliche Förderung einwerben zu können. Die Jugendfarmen werden seit 1984 vom »Landesverband der Abenteuer- und Kinderbauernhöfe« als Fachverband für die »offene Kinder- und Jugendarbeit« (www.akib.de) vertreten. Die Behörden ließen die Aneignungen der Brachen zwar geschehen, erwiesen sich jedoch bis heute als knauserig hinsichtlich der Finanzierung der zur Unterhaltung notwendigen Personalkosten. Der Landesverband wird ausschließlich ehrenamtlich betrieben. Die Arbeit selbst wird durch Mitgliederbeiträge, Spenden und »kostenpflichtige Serviceangebote« (wie etwa Reitstunden) finanziert. Seit 1990 arbeiten die »City Farmer« europaweit mittels der European Federation of City Farms (EFCF) mit Sitz in Belgien (www.cityfarms.org) zusammen. In Berlin existieren von ursprünglich zehn Kinderbauernhöfen infolge mangelhafter Unterstützung seitens der Bezirke heute nur noch sieben. Akut gefährdet ist derzeit der 1980 gegründete Kinderbauernhof in der Franz-Künstler-Straße in Kreuzberg, weil der Bezirk Kreuzberg einen Teil der Fläche an das Land Berlin abgegeben hat und der Liegen-

schaftsfonds an einen Investor verkaufen will. Zumindest für die drei Pferde wäre dann kein Raum mehr, der regelmäßig angebotene Reitunterricht für Kinder würde ebenso wegfallen wie die Möglichkeit, sich in Sachen Tier-schutz, Ernährung und Umweltfragen informell weiterzubilden.

Nachhaltiger Stadtumbau und die neuen Gemeinschaftsgärten Berlins

In den 1980er-Jahren wurde schließlich auch die offizielle Stadtplanung Berlins »grün«. Nachdem bis in die 1970er-Jahre hinein die schönen Naherholungsplätze aus der Zeit von vor dem Ersten Weltkrieg vernachlässigt und ehemalige Grünanlagen wie zum Beispiel der Nollendorfpark komplett dem Verkehr geopfert worden waren, setzte nun ein Umdenken ein. Ziel der IBA, der internationalen Bauausstellung der 1980er-Jahre, war eine »behutsame« Stadterneuerung samt nachhaltiger Sanierung von Altbaubeständen und grünen Innenhöfen. Dann aber kam die Wende, und die Stadt Berlin verlor in Ost wie West die Förderungen, die die beiden Stadthälften bislang als Frontstädte des Kalten Krieges erhalten hatten. Die Industrie verschwand, die Stadt verarmte und wurde erpressbar. Berlin wurde zu einer Verwaltungsstadt, die sich zunehmend vom Verkauf seiner Grundstücke sowie dem Tourismus zu erhalten versucht.

Ab Mitte der 1990er-Jahre beobachten wir weltweit und auch in Berlin eine neue grüne Welle, die nunmehr nach nordamerikanischem Vorbild auf Gemeinschaftsgärten und ab 2000 auch immer mehr auf den gemeinschaftlichen Gemüseanbau setzt. Vielleicht als erste versuchte Irmtraud Grünsteidel über die Stadtentwicklungsgesellschaft »S.T.E.R.N« im Bezirk Prenzlauer Berg einen Gemeinschaftsgarten einzurichten, den »Garten für die Marie« in der Marienburger Straße. Da die Behörden jedoch übergenau sind, wenn es um den Umgang mit eventuell verseuchten Böden geht, war ihr die erste mühselig aufgebaute Gruppe von Freiwilligen bereits wieder abgesprungen, als der Gemeinschaftsgarten im Rahmen des kleinen Anwohnerparks nach langen Jahren des Wartens endlich Wirklichkeit wurde. Ähnlich waren die Erfahrungen bei der Gründung des Kiezgartens in Prenzlauer Berg (Grünsteidel 2000, Gröning 2002, Madlener 2009, Rosol 2006).

Extrem mühselig vollzog sich die Entwicklung auf dem zentral gelegenen Gelände des Berliner Gleisdreiecks, wo die Bahn auf Kosten des Landes Berlin die Erstellung eines Parks hinauszögerte, um möglichst große Teile des ehemaligen Bahnhofsgeländes einer »Aufwertung« respektive »Verwertung« durch Bebauung zuzuführen. Nach jahrelangem Einsatz wurde den Bürgern erst 2005 gestattet, auf dem Gelände zu gärtnern und das zunächst

auch nur im Status der »Zwischennutzung«. Seit 2008 befindet sich der Interkulturelle Garten »Rosenduft« vom Verein »Südost Europa Kultur e.V.« auf einem Geländeteil, auf dem die Stadt über die senatseigene Firma »Grün-Berlin« einen 50 bis 100 Zentimeter tiefen Bodenaustausch zugunsten des systematischen Gemüseanbaus vornehmen ließ. Heute gärtnern hier auf ca. 800 m² 36 Frauen, vor allem Flüchtlinge aus Bosnien-Herzegowina, aber auch andere. Im Spätsommer 2010 gelang es den Bürgerinitiativen um die AG Gleisdreieck, die malerisch-wilden Kleingärten der »Bahn-Landwirtschaft« auf der Westseite des künftigen Parks auf dem Gleisdreieck vor den Baggern der Parkerstellungsfirmen zu bewahren, eine Gartenkolonie, die auf 72 Parzellen heute Menschen aus 16 verschiedenen Nationen beherbergt.

Unterdessen gedieh parallel dazu in Köpenick bereits im Frühjahr 2004 dank einem Zusammenschluss von diversen Bürgerinitiativen bis hin zur örtlichen Agenda 21-Initiative ein erster »Interkultureller Garten« nach Göttinger Vorbild. Der Garten entstand auf einem für einen Kindergartenbau bereit gehaltenen Gelände, ehemals Teil einer Kleingartenanlage längs des Flusses Wuhle. Besonders die östlichen Bezirke Berlins, die im Bereich der Plattenbauten besonders starke Wegzüge verzeichnen, unterstützen die Einrichtung von Interkulturellen Gemeinschaftsgärten, um ihre Quartiere als Wohngegenden wieder attraktiver zu machen. Heute, im Jahr 2010, existieren bereits 20 Interkulturelle Gemeinschaftsgärten in Berlin, weitere sind in Planung (www.urbanacker.net, www.stiftung-interkultur.de).

Die Interkulturellen Gärten sind in der Regel Subsistenzgärten, in denen alle Arbeiten als Eigenarbeit verrichtet werden. Sie florieren jedoch oft dort besonders, wo zumindest ein oder zwei Koordinatoren Gehälter erhalten und sich kontinuierlich um die ständigen widersprüchlichen Anforderungen seitens der Behörden und den Aufbau einer stabilen Gartengruppe kümmern können. Parallel dazu entstanden neuere Varianten von Gemeinschaftsgärten. Eine Variante, die »Guerilla Gärten«, verfolgen die Idee der unentgeltlichen Eigenarbeit ganz radikal. Ihre Verfechter lehnen jegliche »Staatsknete« ab, um nicht erpressbar zu werden. Andere neuere Varianten, die einen sozialen und ökologischen Wandel anvisieren, indem sie durch den Garten kulturelle Angebote für marginalisierte Jugendliche schaffen, sind jedoch darauf angewiesen, dass die Arbeit ihre Initiatoren in diesem wie in jenem Sinne auch »zu ernähren« in der Lage ist. Die meistens außerordentlich geringe Bezahlung der Garten-Idealisten stammt in fast allen Fällen aus EU-Programmen, mit einer gewissen Beteiligung des Bundes und der lokalen Ebene.

Zu guter Letzt

Während die Staatsregierungen sich unfähig zeigen, mit der Last einer weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise kreativ umzugehen, stellen sich die Menschen offenbar, ohne großen Aufwand darum zu machen, auf die neuen Zeiten ein. Sie entdecken die Freuden des Gärtnerns an der frischen Luft, des Buddelns in der Erde, des alljährlichen Staunens über den Frühling, des Marmeladekochens und der kleinen Feste im Verein mit den anderen Gartenfreunden. Die Medien staunten und berichteten: Im Sommer 2010 kamen die Gemeinschaftsgärtner Berlins wegen des medialen Ansturms auf sie kaum noch zum Arbeiten. Eine wachsende Gruppe von Berlintouristen interessiert sich für das grüne Berlin mit seinen wilden Brachen und den vielen Interkulturellen Gärten. Nach wie vor zieht die Stadt Künstler und Intellektuelle aus aller Welt an, die sich für Berlin als Experimentierfeld interessieren und die ihrerseits neue Varianten von junger »grüner Kunst« und Gedanken zu einer lebenswerten Zukunft in Zeiten des Postwachstums mitbringen. Die Politik sollte die bisherigen Bürgergründungen im Gärtnerischen gezielt und bewusst hegen und pflegen. Jugendliches Freiwilligen-Engagement braucht in Zeiten hoher und dauerhafter Erwerbslosigkeit vor allem eines: eine systematische und nachhaltige Unterstützung durch die Länder und Kommunen. Und die Politik sollte sich vor allem daran erinnern, dass es die Kommunen sind, die für Bürgerselbsthilfe in Klein- und Gemeinschaftsgärten den dazu notwendigen Grund und Boden bereithalten müssen

Landwirtschaft ohne Land ist auf Dauer unmöglich, ebenso wie ein EU-Jahr des Ehrenamts ohne den entsprechenden Umgang mit den vielen Stunden freiwilliger Arbeit in Bürgerinitiativen unehrlich wäre. Auch ehrenamtlich Tätige benötigen »Planungssicherheit«. Wenn heute in Berlin von den »Prinzessinnengärten« über die Gruppe »Mobiles Grün« bis hin zum »Allmende-Kontor« Menschen bereit sind, »nomadisch« in Kisten zu gärtnern, so ist eine solche Vorgehensweise auf verseuchten Böden und in extrem innerstädtischen Lagen verständlich. Ökologisch nachhaltig jedoch ist so eine gewissermaßen »bodenlose« Gartenwirtschaft nicht. Eine gute Gartenerde zu entwickeln braucht es Jahre und Jahrzehnte und ein guter Kompoststandort sollte gehütet und nicht unnötig verschoben werden. Eine Politik der Nachhaltigkeit ist notwendig, und das heißt nicht zuletzt: die Rückkehr zu einer städtischen Bodenvorratshaltung sowie die Aufnahme von Flächen für den Gemüseanbau in die Kommunalplanung respektive in die Flächennutzungsplanung.

Literatur

- Baier, Andrea/Müller, Christa & Karin Werner** (2007). Wovon Menschen leben. München: oekom.
- Feuchter-Schawelka, Anne** (1998). Siedlungs- und Landkommunebewegung. In: Kerbs, Diethart/ Reulecke, Jürgen (Hg.). Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880-1993. Wuppertal: Peter Hammer, S.227–244.
- Gröning, Gert** (2002). Gemeinschaftsgärten in Nordamerika. In: Meyer-Renschhausen, Elisabeth et. al (Hg.): a.a.O., S.298–312.
- Grünsteidel, Irmtraud** (2000). Community Gardens – Grüne Oasen in den Ghettos von New York. In: Meyer-Renschhausen, Elisabeth et al.: a.a.O. S.125–139.
- Hartmann, Kristiana** (1998). Gartenstadtbewegung. In: Kerbs, Diethart/ Reulecke, Jürgen (Hg.). Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1993. Wuppertal: Peter Hammer, S.289–300.
- Hegemann, Werner** (1930). Das steinerne Berlin. Braunschweig.
- Hollricher, Jörg** (1988). Bewohner gestalten ihren Hof, unveröff. Diplomarbeit am Fachbereich 14 Landschaftsentwicklung der Technischen Universität Berlin.
- Howard, Ebenezer** (1898/1968). Gartenstädte von morgen. Ullstein: Berlin.
- Hynes, H. Patricia** (1996). A Patch of Eden – America's Inner-City Gardeners. Vermont: Chelsea Green Publishing Company.
- Kiem, Karl** (1997). Die Gartenstadt Staaken 1914–1917. Berlin: Gebr. Mann Verlag.
- Linn, Karl** (2007). Building Commons and Community. Oakland: New Village Press.
- Madlener, Nadja** (2009). Grüne Lernorte – Gemeinschaftsgärten in Berlin. Würzburg: Ergon.
- Meyer-Renschhausen, Elisabeth/Berger, Hartwig** (1998). Bodenreform. In: Kerbs, Diethart/ Reulecke, Jürgen (Hg.). Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880-1993. Wuppertal: Peter Hammer, S.265–277.
- Meyer-Renschhausen, Elisabeth** (1999). Der Blick zurück aufs Land – Zur Subsistenzdebatte in der frühen deutschen Soziologie. In: Ästhetik und Kommunikation, 30. Jg. September, S.67–78.
- Meyer-Renschhausen, Elisabeth/Holl Anne (Hg.)** (2000). Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung. Innsbruck: Studien Verlag.

- Meyer-Renschhausen, Elisabeth/Müller, Renate & Petra Becker (Hg.)** (2002). *Die Gärten der Frauen – Zur sozialen Bedeutung von Kleingewandwirtschaft in Stadt und Land weltweit*. Herbolzheim: Centaurus.
- Meyer-Renschhausen, Elisabeth** (2004). *Unter dem Müll der Acker. Community Gardens in New York City*. Königstein im Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Migge, Leberecht** (1999). *Der soziale Garten. Das grüne Manifest*. Berlin: Gebr. Mann Verlag.
- Müller, Christa** (2002). *Wurzeln schlagen in der Fremde – Die Internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse*. München: oekom.
- Oppenheimer, Franz** (1964). *Selbstbiographie. Erlebtes, Erstrebtes, Erreichtes*. Berlin: Welt-Verlag.
- Rosol, Marit** (2006). *Gemeinschaftsgärten in Berlin*. Berlin: Mensch-und-Buch-Verlag.
- Schwägerl, Christian** (2009). *Kahlschlag im Kleingarten*. Spiegel-Online: 14. Oktober 2009.
- Smit, Jac/ Ratta, Annu & Joe Nasr (Hg.)** (1996). *Urban Agriculture. Food, Jobs and Sustainable Cities*. Washington: UNESCO.
- Landesverband Berlin der Gartenfreunde e.V. (Hg.)** (2001). *Ein starkes Stück Berlin. 100 Jahre organisiertes Kleingartenwesen in Berlin*. Berlin: Verlag W. Wächter.
- Steinbrück, Karl** (1909). *Agrarverhältnisse der Neuzeit*. In: *Handwörterbuch der Staatswissenschaften*, 3. Auflage, 1 Bd. Jena: Kurt Fischer, S. 196–206.
- Veenhuizen, René van (Hg.)** (2006). *Cities Farming for the Future – Urban Agriculture for Green and Productive Cities*. Ottawa: International Institute of Rural Reconstruction and ETC Urban Agriculture.
- Weber, Max** (1922). *Wirtschaft & Gesellschaft*. Tübingen: J.C.B. Mohr/Siebeck.

Antje Schiffers

Vorratskammer. Die Künstlerinneninitiative myvillages.org bewirbt ein Festival mit lokalen Lebensmitteln

Städtischer Honig, eine Wanne voll Holundersirup, ein Schafbock, noch lebend – das ist in den letzten Tagen in unsere Vorratskammer eingegangen. Johannisbeergelee und 20 Einweckgläser mit Zwetschgenmus von Alleezwetschgen stehen im Keller. Fünf Kilo Steinpilze und sechs Kilo Maronen trocknen auf dem Boden und auf Schnüren in unserer Wohnung. Der Interkulturelle Garten in Lichtenberg will auf einer brachliegenden Parzelle Gemüse für uns anbauen und die anderen Berliner Interkulturellen Gärten davon überzeugen, dasselbe zu tun: die einen Bohnen, die anderen Erbsen, am besten das, womit sie sich jeweils besonders gut auskennen. Mit der niederländischen Botschaft sprechen wir über Firmen mit Expertise in Hydrokultursalat, mit der Humboldt-Universität und dem »Innovationsnetzwerk Else« über die Entwicklung eines neuen Produktes aus regionalen Nahrungsmitteln in ihrer Experimentalküche, mit der türkischsprachigen Umweltgruppe des BUND und türkischen Hausfrauen erörtern wir Verarbeitungstraditionen für Milch und Gartenprodukte, mit einem spanischen Kollegen und Betreiber einer Schäferschule in Asturien den Bau einer mobilen Käseproduktionseinheit.

Wofür ist all das gut? Die Kulturstiftung des Bundes hat in Zusammenarbeit mit dem Haus der Kulturen der Welt (HKW) in Berlin ein Projekt mit dem Namen »Über Lebenskunst« initiiert.¹ Im August 2011 wird es mit einem viertägigen Festival gefeiert. Wir, die Künstlerinneninitiative myvillages.org, wurden eingeladen, die Bewirtung der Gäste dieses Festivals aus lokalen Ressourcen zu unserem Thema – und damit zum Thema einer künstlerischen Arbeit zu machen.

¹ www.ueber-lebenskunst.org

Wir bekommen Gäste und wollen sie bewirten

Vorratskammer ist die zentrale Metapher dieser Arbeit. Wir nutzen das Jahr, um Vorratskammern anzulegen, mögliche Produzenten zu treffen und zusammenzubringen, zu sammeln und zu verarbeiten, zu pflücken und zu konservieren, Ackerflächen, Milchbauern und Schnapsbrennereien zu suchen. Wir interessieren uns für Neuproduktionen ebenso wie für Bewährtes, für kleine Mengen wie für große, für Schlepper und Mähdrescher wie für Handarbeit, für neue Technologien wie für Rosenlimonade.

myvillages.org wurde 2003 von den Künstlerinnen Kathrin Böhm, Wapke Feenstra und Antje Schiffers gegründet. Wir schaffen uns mit myvillages.org einen Rahmen, in dem wir unser Interesse am ländlichen Raum, an lokaler Produktion und an Landwirtschaft verfolgen. Wir sind alle in Dörfern aufgewachsen, leben aber in London, Rotterdam und Berlin. Wir betreiben ein reisendes Archiv, genannt »Bibliobox«, und einen »International Village Shop«. Wapke Feenstra reist zurzeit mit den Produkten des Primärsektors, Kies, Sand, Äpfeln und Kartoffeln, durch das belgische Limburg. Ich habe mit meinem Partner Thomas Sprenger drei Jahre lang Tauschgeschäfte mit europäischen Landwirten betrieben – Gemälde gegen Filme über ihre Betriebe. Kathrin Böhm entwickelt seit Jahren mit Frauen im oberfränkischen Höfen die »Höfer Waren«².

Eine Vorratskammer anzulegen, hat mit all dem zu tun: zu wissen, wo das Essen herkommt und wer es warum anbaut, erntet und weiterverarbeitet. Wir haben Erinnerungen an unsere Dörfer, in denen diese Zusammenhänge wichtig waren. Die Bevorratung mit (oder die Vorratshaltung von) Essen und das Versammeln um das Essen herum ist Teil unserer kulturellen Vorstellung vom Land. Mit dem Projekt Vorratskammer soll ein Bild der Großstadt Berlin entstehen. Ein Bild, das entlang unserer Treffen, des Einlagerns und Bewirtens Konturen bekommen wird.

Das Sammeln, die Herkunft der Lebensmittel, Formen des Handels und Austausches und die dazugehörigen Geschichten sind Teil des Projekts. Wir verstehen Produktion und Verzehr der Waren als kulturelles und soziales Handeln, das fest in Zusammenhänge von Anbau- und Verarbeitungstraditionen sowie Landnutzung eingeflochten ist. Das Konzept der Vorratskammer knüpft eine Verbindung zwischen Orten, ProduzentInnen, kultureller Produktion und Festivalöffentlichkeit und erschließt die Mannigfaltigkeit der Themen Nahrungsanbau, Ernährung und Bewirtung.

² www.myvillages.org, www.formerfarmland.nl, www.bibliobox.org, www.ichbingernebauer.eu

Unsere Vorratskammer füllt sich seit dem Sommer 2010 kontinuierlich an; zunächst vor allem mit Plänen und Ideen, mit Begegnungen, Gesprächen, Abmachungen, mit Brachen, die auf die Bestellung warten, Kontakten, die sich ausweiten, und mit Batterien von leeren Weckgläsern.

Alles bis dahin verstreut Eingelagerte und Angebaute wird im August 2011 in einen großen Lagerraum ins Haus der Kulturen der Welt transportiert, und wir können mit dem Bewirten vor Ort beginnen. Das Eingelagerte wird täglich unterschiedlich und für verschiedene Anlässe an Orten im und um das HKW zubereitet und den unterschiedlichen Gästegruppen angeboten werden. Es kann während des Essens über das Woher, Wie und Warum geredet werden. Am Ende des Festivals soll das Lager leer sein.

Im Haus der Kulturen der Welt informiert eine Fallblattanzeige, wie man sie von Bahnhöfen kennt – über das, was angeliefert wird, und das, was wir anbieten. Diese Informationen werden zusätzlich fortlaufend über einen elektronischen Informationsdienst verteilt, und jeder, der sich dafür anmeldet, kann sie per Mobiltelefon empfangen.

Donnerstag / ANLIEFERUNG/ Von wem und woher?

12:35/1 Zentner Kartoffeln/Familie Wolter, Alt-Gatow

12:40/zwei Gläser Gurken/Gisela Struhk, Kleingartenkolonie Pankeglück

13:02/150 Salate/Kleingartenkolonie Saatwinkel Süd

Donnerstag AUSLIEFERUNG

ab 13:30/Pellkartoffeln und Quark/Restaurant HKW

ab 13:30/Zwetschgenmusbrote/die ersten drei Bänke am Spreeufer links
vom Bundeskanzleramt

ab 17:00/Käse/Grillwiese

Manche Gerichte, Produkte oder Getränke werden im HKW-Restaurant serviert, andere auf der Grillwiese³, auf Parkbänken oder auf der HKW-Dachterrasse. Für manche werden Tische gebraucht, andere aus Bauchläden ausgegeben. Wir sehen eine Struktur vor, die Planung ermöglicht, aber auch spontane und kleine Beiträge würdigt, mit der wir uns dem Festivalverlauf anschmiegen können, der von Üppigkeit, Beweglichkeit, Freude und Gemeinschaft handelt. Jede Portion, jedes Produkt werden im direkten Kontakt mit

³ Auf einer großen Wiese im Berliner Tiergarten, dem Haus der Kulturen der Welt gegenüber, darf gegrillt werden, was auch Menschen aller Nationalitäten ausgiebig nutzen.

Produzenten vergeben – also von uns und unseren zahlreichen Partnern. Da wird von guten und schlechten Ernten gesprochen, von Rezepten, speziellen Käsehöhlen oder vom Wert mühsam herzustellender Güter.

Warum eigentlich sollte jemand mit unserer Vorratskammer kooperieren, mit uns ernten, mit uns tauschen, uns etwas schenken? Oder uns gar die beste Ware geben? Welche Währungen haben wir zur gemeinsamen Verfügung – Teilhabe, Gemeinschaft, das große Festival, Tauschware, Geld?

Henry beispielsweise, den Anne Kersten, unsere Koproduzentin in den Bereichen »Gärten« und »Freie Güter«, in der Kleingartenkolonie »Stadtbär« kennengelernt hat, schenkt uns alle Äpfel, alle Zwetschgen, und auch noch die seines Freundes. Er hat mehr, als er verarbeiten kann, und er schätzt sowohl unsere Gesellschaft als auch Annes blaue Augen. Ein Kaninchen möchte er uns gern verkaufen. Er hat wenig Geld, versorgt sich aus seinem großen Gemüsegarten und freut sich über einen kleinen Nebenerwerb. Viele Kleingärtner geben uns ihre Überschüsse gern, ganz unabhängig davon, ob sie sich für unser Anliegen und das Festival interessieren oder nicht.

Mein Onkel, Elektriker in Eisenhüttenstadt, zeigt uns seine besten Pilzplätze und schenkt uns auch seine Ausbeute an Steinpilzen. Wir sind am frühen Morgen gekommen, sollen aber bis zum Abend bleiben, damit wir noch gemeinsam essen können, wenn meine Tante von der Arbeit zurück ist.

Experiment unter »Normalbedingungen«

Die Gartenfreunde Berlin, der Landesverband der Kleingärtner, könnte unser größter Obst- und Gemüseproduzent werden. Es gibt 70.000 Gärten in der Stadt. Der Landesvorsitzende und die Bezirksvorsitzenden haben uns zu einer Sitzung eingeladen, in der sie die Feiern zu ihrem 110-jährigen Jubiläum 2011 planen. Sie fragen, ob sie nicht ihr Fest im Rahmen des Über-Lebenskunst-Festivals auf dem Gelände des Hauses der Kulturen der Welt ausrichten könnten – mit unserer künstlerischen Gestaltung und im Tausch gegen alle Güter, die sie im August aus den Gärten mitbringen. Verantwortlich sind wir dann also weniger für den Anbau als für den Tauschwert. Die Kleingärtner bringen natürlich ihre eigene Vorstellung von einem gelungenen Fest mit. Möglicherweise wird die Integration des Kleingärtnerjubiläums in das Festival zu einer inszenatorischen Herausforderung: Hüpfburgen und Über-Lebenskunst. Mit den unzähligen Kleingärten Berlins kommt eine Praxis ins Spiel, die vieles von den Bildern, Selbstbildern und Visionen der »neuen urbanen Gartenbewegung« relativiert.

Wert, Preis, Wertschätzung, Wirtschaftlichkeit, kontinuierliche Verfügbarkeit der Güter, Verlässlichkeit, das sind wichtige Themen bei allen Bemü-

hungen um regionale oder kleinstrukturierte Produktion, irgendwo zwischen Nachbarschaftsbasar und Manufaktum. Wir können unser Projekt unter den Bedingungen von Experiment und Kunstkontext entwickeln.

Wir gehen von 3.000 Gästen aus; sollte das Jubiläum der Gartenfreunde tatsächlich im Rahmen des Festivals stattfinden, so sind es Tausende mehr. Dass es um Mengen geht, um eine Bewirtung im großen Stil, das ist das Interessante für mich. Es bringt unser Vorhaben vom Handgeschnitzten, Liebevollen, Selbstgemachten in die Nähe zum Experiment unter Normalbedingungen.

Die Klaräpfel von Henry aus der Kleingartenkolonie »Stadtbär«, die noch in diesem Herbst einer Stadtautobahn weichen muss, sind schon gemostet und der Saft ist getrunken. Enttäuschend, die Apfelernte in diesem Jahr, am Baum verfault.

Unser Speiseöl wollen wir aus Sonnenblumenkernen machen lassen. Erntezeit für Sonnenblumen ist September oder Oktober, zu spät für einen Anbau im kommenden Jahr. Wir versuchen, Sonnenblumenkerne aus der diesjährigen Ernte zu kaufen. Erste Anfragen bei Bauern aus dem Kreis Oberhavel ergeben, dass zu Saisonbeginn die Sonnenblumen für die »Winterernährung von Vögeln« höhere Preise versprochen als Sonnenblumen für die Ölherstellung, und deshalb an Stelle der Ölkkerne gesät wurden. Wir werden jetzt fünf Zentner Sonnenblumenkerne bei der Landwirtschafts-GmbH in Meseberg kaufen. Die Landwirtschafts-GmbH baut Sonnenblumen auf einer Fläche von 300 Hektar an. Nebenan liegt das Gästehaus der Bundesregierung. Kürzlich gab es Streit über die Belästigung der Staatsgäste durch den Geruch der neu entstehenden Schweinemastanlage.

Autorinnen und Autoren

Andrea Baier studierte Entwicklungssoziologie an der Universität Bielefeld und war im Anschluss mehrere Jahre in Forschung und Lehre am Oberstufenkolleg der Universität Bielefeld tätig. Von 2004 bis 2006 Mitarbeiterin im anstiftungs-Forschungsprojekt »Nachhaltige Lebensstile und Alltag«, davor im BMBF-Forschungsprojekt »Ansätze nachhaltigen Wirtschaftens in der ländlichen Gesellschaft«. Seit 2007 wissenschaftliche Mitarbeiterin der Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis im Bereich Forschung und Evaluation. Inhaltliche Schwerpunkte: Subsistenz, Regionalisierung, nachhaltige Lebensstile, Urbane Landwirtschaft.

Veronika Bennholdt-Thomsen, Prof. Dr., Ethnologin und Soziologin, Honorarprofessorin an der Universität für Bodenkultur, Wien, Gastprofessorin, zuletzt für rurale Frauenforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin und im Bereich Frauenstudien an der Universität Klagenfurt, des weiteren Lehre an den Universitäten in Bielefeld, Den Haag und Oaxaca in Mexiko. Forschungsschwerpunkte: Bäuerliche und regionale Ökonomie sowohl in Lateinamerika als auch in Europa, Feministische Forschung. Arbeitet im Rahmen des außeruniversitären Instituts für Theorie und Praxis der Subsistenz e.V. in Bielefeld.

Katrin Bohn ist Architektin und Gastprofessorin für Stadt und Ernährung am Institut für Landschaftsarchitektur und Umweltplanung der TU Berlin. Gemeinsam mit André Viljoen betreibt sie Bohn&Viljoen Architects, ein kleines Architektur- und Umweltberatungsbüro in London. Bohn&Viljoen Architects haben in den letzten zehn Jahren an dem von ihnen entwickelten Designkonzept *CPUL Continuous Productive Urban Landscape* gearbeitet, mit dem sie 2004 zum internationalen Urban Design Diskurs beitrugen. Projekte des Büros sind neben Veröffentlichungen, Machbarkeits- und Entwurfsstudi-

en zur Urbanen Landwirtschaft auch Urban Food Growing Installationen und öffentliche Events.

Silke Borgstedt, Dr. phil., ist Direktorin der Sozialforschung beim Sinus-Institut in Heidelberg. Studium der Musikwissenschaft, Psychologie und Erziehungswissenschaft an der Universität Oldenburg und an der Technischen Universität Berlin. 2007 Promotion an der Humboldt-Universität Berlin mit einem Stipendium der Studienstiftung des deutschen Volkes. 2005 bis 2009 Research Manager bei GIM Gesellschaft für Innovative Marktforschung in Heidelberg mit Schwerpunkt im Bereich internationaler Konsum-, Kultur- und Kommunikationsforschung. Seit 2010 Leitung der Abteilung »Soziales & Umwelt« am Sinus-Institut. Arbeits- und Themenschwerpunkte: Familiensoziologie (Gleichstellung, Kinder- und Jugendforschung), Bildung, Migration, Umweltbewusstsein, Alltagsästhetik, Trendforschung, Kultur- und Medienindustrie. Lehrbeauftragte an verschiedenen Universitäten.

Heike Brückner, Dipl.-Ing. für Landschaftsarchitektur (TU Dresden), von 1988 bis 1991 Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der TU Dresden; seit 1991 am Bauhaus Dessau. In den 1990er-Jahren Mitgründerin des Projekts Industrielles Gartenreich mit Forschung, Planung und Projektentwicklung zu den Themen Strategische Denkmalpflege in historischer Kulturlandschaft/Dessau-Wörlitzer Gartenreich und Transformation von Industrie- und Bergbaufolgelandschaften/Kulturlandschaft Goitzsche. Im Jahr 2001 wurde durch die Stiftung Bauhaus Dessau die IBA Stadtumbau 2010 initiiert; in diesem Rahmen maßgeblich am Entwurf und der Realisierung des Dessauer Stadtumbaukonzepts mit der Entwicklung eines neuen innerstädtischen Landschaftszugs beteiligt und verantwortlich für das 400-qm-Claim-Projekt. Das Projekt war ausgestellt auf der Architekturbiennale in Venedig 2008.

Carmen Dams, Dipl.-Ing., Dipl.-Ing. (FH), ist Leiterin des Amtes für Grünanlagen, Forsten und Landwirtschaft der Landeshauptstadt Saarbrücken. Studium der Physikalischen Technik an der FH München sowie Stadt- und Landschaftsplanung an der GH Kassel. Zwischen 1984 und 1994 freischaffende Landschaftsarchitektin in Saarbrücken. Seit 2004 Mitglied des Bundesvorstands der GALK (Gartenamtsleiterkonferenz beim Deutschen Städtetag). Seit 2005 Mitglied des Beirats der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftskultur (DGGL). Seit 2005 Mitglied des AK Stadtgrün des Deutschen Städtetags, jetzt Fachkommission Friedhöfe und Stadtgrün. Zwischen 1999 und 2009 Lehraufträge an der Universität für Bodenkultur in Wien. 2008 Beru-

fung in die Deutsche Akademie für Städtebau und Landesplanung. 2008 ausgezeichnet mit dem Goldenen Ginkgo der Deutschen Gartenbaugesellschaft.

Ella von der Haide ist Gartenaktivistin und Dokumentarfilmerin. Sie forscht und filmt seit vielen Jahren weltweit in Gemeinschaftsgärten. Infos zu den Dokumentarfilmen: www.eine-andere-welt-ist-pflanzbar.de.

Severin Halder ist Dipl.-Geograph und freiberuflicher Bildungsreferent. Seine Diplomarbeit «Gärten der Gerechtigkeit – Die politische Ökologie der Favelagärten von Rio de Janeiro» an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen ist ein Ausschnitt aus dem jahrelangen Dasein als wissenschaftlicher, ökologischer und kultureller Aktivist in Tübingen, Hohenheim und Rio de Janeiro. www.orangotango.info.

Andrea Heisteringer ist freiberufliche Agrarwissenschaftlerin, Fachbuchautorin und Beraterin, lebt und arbeitet in Schiltern bei Langenlois in Österreich. Lektorin an der Universität für Bodenkultur und am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien. Auftragsarbeiten für private und öffentliche Auftraggeber, Arbeitsschwerpunkte: Gärten, Kulturpflanzen und Lokales Wissen, Geschichte und Geschichten von Kulturpflanzen, Frauen in Landwirtschaft und Gartenbau, soziale Fragen der Landwirtschaft. www.kulturpflanzenkonzepte.at.

Martin Held, Dr. rer. pol., ist Studienleiter an der Evangelischen Akademie Tutzing für Wirtschaft und nachhaltige Entwicklung; Studium und Promotion an der Universität Augsburg; Mitglied Enquete-Kommission »Schutz des Menschen und der Umwelt« des Deutschen Bundestags (1992 bis 1994); Mitinitiator Tutzing Projekt »Ökologie der Zeit« (1992); Koordinator »Vorschlag für ein Übereinkommen zum nachhaltigen Umgang mit Böden (Bodenkonvention) (1997); Mitinitiator European Land and Soil Alliance (ELSA)/Boden-Bündnis europäischer Städte und Gemeinden (2000); Gründungs- und Vorstandsmitglied ASPO Deutschland (Association for the Study of Peak Oil and Gas); Mitinitiator Netzwerk Slowmotion (2009); Mitinitiator und Member of Advisory Board Network Scientists for Cycling, European Cyclists Federation (2009).

Heidrun Hubenthal, Dipl. Ing., ist Landschaftsplanerin und arbeitet als wissenschaftliche Angestellte am Fachgebiet Freiraumplanung der Universität Kassel. Sie beschäftigt sich seit 1979 mit dem Gartenarchitekten Leberecht Migge.

1981 Ausstellung »Leberecht Migge 1881–1935. Gartenkultur des 20. Jahrhunderts« in Kassel und Herausgabe des gleichnamigen Kataloges zur Ausstellung (gemeinsam mit Prof. Jürgen v. Reuß). In den letzten Jahren Beschäftigung mit neuen Gärten in der Stadt. Organisation von zwei Tagungen »Gärten als Alltagskultur« (2005 und 2008) zusammen mit Maria Spitthöver und Doris Gstach.

Julia Jahnke, Gartenaktivistin, Gärtnerin, Gartenbauwissenschaftlerin, arbeitet und forscht seit neun Jahren zu urbanen Gärten und politischem Gärtnern. Kontakt: [gartenpiraten\(at\)gruenewelle.de](mailto:gartenpiraten(at)gruenewelle.de)

Daniela Kälber ist Dipl. Sozialwissenschaftlerin, Dokumentarfilmerin und Autorin, arbeitet im Bereich Internationales und Lateinamerika und forscht zum Thema Gender in der kubanischen Religion Santería an der Leibniz Universität Hannover, längere Forschungs- und Studienaufenthalte in Mexiko und Kuba seit 2007, Veröffentlichungen zu urbaner Landwirtschaft, Stipendiatin der Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis.

Cordula Kropp, Prof. Dr., hat seit 2009 eine Professur für sozialwissenschaftliche Innovations- und Zukunftsforschung an der Fakultät für angewandte Sozialwissenschaften der Hochschule München inne. Gärten liegen ihr in der einen und anderen Form am Herzen. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Theorien sozialen Wandels, gesellschaftliche Natur- und Technikverhältnisse, Regionale Transformationsprozesse und gemeinwesenorientierte Forschung zu Nachhaltiger Entwicklung.

Bastian Lange, Dr. phil., ist Geograph und Ethnologe. Studium der Geographie in Marburg, Promotion in Frankfurt am Main mit einer Arbeit zu Mikrounternehmern, Kreativszenen und deren Raumbedarfen. Aktuelle Projekte: EU-Projekt ACRE 2006 bis 2010 (Accommodating Creative Knowledge – Competitiveness of European Metropolitan Regions within the Enlarged Union) sowie Projektleitung zur Erstellung des 1. Kulturwirtschaftsberichts für den Freistaat Sachsen. Mitglied des Georg-Simmel-Zentrums für Metropolenforschung der HU Berlin. Forschungsschwerpunkte: Creative und Knowledge Industries, Milieu- und Szeneforschung, Entrepreneurship, Raumtheorien und Governance. Dozententätigkeit seit 2003 in Berlin, Potsdam, Kassel und Leipzig. Seit 2004 wissenschaftliche und gutachterliche Tätigkeit für Kommunen und Ministerien. Weitere Informationen: www.bastianlange.de und www.multiplicities.de.

Frank Lohrberg, Prof. Dr.-Ing., Freier Landschaftsarchitekt mit dem Planungsbüro lohrberg stadtlandschaftsarchitektur und Inhaber des Lehrstuhls für Landschaftsarchitektur an der RWTH Aachen University. Studium in Hannover, Peter-Joseph-Lenné-Preis 1990. 2001 Promotion zum Thema Stadtnahe Landwirtschaft in der Stadt- und Freiraumplanung. Bürogründung 2002, seither zahlreiche Projekte und Veröffentlichungen zum Thema Urbane Landwirtschaft.

Carolyn Mees ist Architektin und PhD-Kandidatin mit einer Dissertation zu Community Gardens in New York an der Universität der Künste Berlin, Institut für Theorie und Geschichte der Gestaltung. Ihr Forschungsinteresse liegt im Bereich der sozialen Stadtplanung.

Elisabeth Meyer-Renschhausen, Dr. phil., Privatdozentin für Allgemeine Soziologie an der Freien Universität Berlin und freischaffende Journalistin, kam nach einem Studium der Geographie, Politologie und Germanistik über Marburg und Bremen nach Berlin. Sie befasst sich mit der Entwicklung sozialer Bewegungen und Alltagskulturen, forscht, schreibt und lehrt nach einigen Gastdozenturen an unterschiedlichen Fakultäten und seit Jahren freischaffend über Globalisierung, Kleinstlandwirtschaft und Gärten als einer Ursache des Wandels unseres Ernährungsverhaltens. Nebenbei war und ist sie in zahlreichen Bürgerinitiativen tätig, organisierte Konferenzen zum neuen Gärtnern und war beteiligt an der Gründung Interkultureller Gärten auf dem Gleisdreieck in Berlin. In den letzten beiden Jahren konnte die Autorin in Oldenburg drei neue Interkulturelle Gärten auf den Weg bringen.

Christa Müller, Dr. rer. soc., ist Soziologin und Geschäftsführende Gesellschafterin der Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis und der Stiftung Interkultur in München, Studium an den Universitäten Bielefeld, Marburg und Sevilla, langjährige Feldforschung in Lateinamerika, Spanien und Deutschland, seit 1999 für die anstiftung Forschung zu urbaner Subsistenz, u. a. in Interkulturellen Gärten und Gemeinschaftsgärten, Lehraufträge an der Universität Innsbruck und an versch. Fachhochschulen, 1998 Forschungspreis für Ökologische Ökonomie.

Niko Paech, apl. Prof. Dr., vertritt den Lehrstuhl für Produktion und Umwelt an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, war bis 2008 Privatdozent am Lehrstuhl für Unternehmensführung und Betriebliche Umweltpolitik des Instituts für Betriebswirtschaftslehre und Wirtschaftspädagogik derselben Uni-

versität und leitet dort seit Jahren diverse Forschungsprojekte. Niko Paech ist Gründungsmitglied und Vorstandssprecher (2006 – 2008) des Oldenburg Center for Sustainability Economics and Management (CENTOS), Gründungsmitglied des Oldenburger Zentrums für nachhaltige Regionalentwicklung (ZENARIO), Vorsitzender der Vereinigung für Ökologische Ökonomie (VÖÖ), Mitglied des wissenschaftlichen Beirats von Attac, Mitglied im Fachbeirat des Regiogeld-Verbandes und Mitglied im Post Fossil Institut (PFI).

Ursula Richard, Dipl.-Päd., Studium der Erziehungswissenschaften und Soziologie in Marburg. Gründerin der Literaturmanufaktur, einer Autoren- und Verlagsagentur für Spiritualität und Lebenskunst, Verlegerin der edition steinrich. Autorin, Herausgeberin und Übersetzerin. Langjährige Programmleiterin eines buddhistisch ausgerichteten Verlages.

Antje Schiffers war Blumenzeichnerin in Mexiko, Wandermalerin in Italien, Russland, Kasachstan, Kirgistan und Usbekistan, Werkskünstlerin in der Reifenindustrie und Botschafterin und Korrespondentin der Galerie für Zeitgenössische Kunst in Leipzig. Sie betrieb Tauschgeschäfte mit Landwirten wie mit Unternehmensberatern und arbeitet seit 2005 gemeinsam mit Thomas Sprenger. Antje Schiffers ist in Heiligendorf aufgewachsen und wohnt heute in Berlin. 2003 Gründung der Künstlerinitiative myvillages.org gemeinsam mit Kathrin Böhm und Wapke Feenstra, 2002 Preis des Kunstvereins Hannover, 2006 Förderpreis des Landes Niedersachsen, 2007 Sprengel-Preis für Bildende Kunst.

Frieder Thomas, Dr. rer. pol., studierte Landwirtschaft an den FH Weihenstephan und Nürtingen sowie »Ökologische Umweltsicherung« an der Universität Kassel. 1986 wiss. Mitarbeiter am ÖKO-INSTITUT in Freiburg mit dem Schwerpunkt »Landwirtschaft und Ernährung«. 1990 Forschung im Bereich Landwirtschaft, Ökologie und Regionalentwicklung an der Universität Kassel. 1992 bis 2001 Redakteur des Kritischen Agrarberichts. 2001 Promotion zum Thema »Kommunale Agrarpolitik«, seit 2001 Geschäftsführer und wiss. Mitarbeiter des Kasseler Instituts für ländliche Entwicklung e.V. (www.kasseler-institut.org). Er führt die Geschäfte des AgrarBündnis e.V. (www.agrarbuendnis.de) und ist seit 2008 agrarpolitischer Sprecher der Vereinigung ökologischer Landbau in Hessen.

André Viljoen ist Architekt und Principal Lecturer an der University of Brighton. Mit Katrin Bohn leitet er die Arbeit des Londoner Büros Bohn&Vil-

joen Architects. Er ist Autor und Herausgeber von *CPULs Continuous Productive Urban Landscapes: Designing urban agriculture for sustainable cities*. Das Buch präsentiert urbane Landwirtschaft als grundlegenden Bestandteil einer nachhaltigen städtischen Infrastruktur. Das damit verbundene Entwurfskonzept CPUL City wurde über Ausstellungen, Vorträge und Projektberatungen international bekannt, zuletzt auf der 2nd European Sustainable Food Planning Conference der *Association of European Schools of Planning (AESOP)*.

Andreas Weber, Dr. phil., studierte Biologie und Philosophie in Berlin, Freiburg, Hamburg und Paris. Er promovierte bei Hartmut Böhme (Berlin) und Francisco Varela (Paris) über *Natur als Bedeutung. Versuch einer semiotischen Theorie des Lebendigen*. Journalistische Arbeiten seit 1994, vor allem für GEO, Merian, Die Zeit, mare, Greenpeace Magazin. 2003/2004 Lehrbeauftragter im Fach Journalistik an der Universität Hamburg. Andreas Weber lebt mit seiner Frau und seinen zwei Kindern in Berlin. In seinen literarischen Sachbüchern setzt er sich für eine Überwindung der mechanistischen Interpretation von Lebensphänomenen ein. Organisches Dasein wird von ihm beschrieben als die kontinuierliche Selbsterschaffung fühlender, wertender und Bedeutung setzender Subjekte vor dem Hintergrund der Möglichkeit des Todes.

Karin Werner, Dr. rer. soc., ist Soziologin und seit 2001 als wissenschaftliche Beraterin für die anstiftung und Stiftung Interkultur tätig. Sie interessiert sich für Alltagspraxen in der Spät- oder Postmoderne, insbesondere für die Themen Transkulturalität, Globalisierung, Gender, Körper, Inklusion/Exklusion und Stadt/Raum. Als Programmleiterin des transcript Verlages beobachtet sie neuere sozial- und kulturtheoretische Diskurse.

Urbane Landwirtschaft / Urbane Gärten im Web

Agropolis München

www.agropolis-muenchen.de

American Community Gardening Association

<http://communitygarden.org>

Bauerngarten Berlin

www.bauerngarten.net

Brandenburgische Technische Universität Cottbus

www.hier-ist-der-garten.de

Bürgergarten Laskerwiese

<http://laskerwiese.blogspot.com>

Bunte Beete Berlin

<http://buntebeete.wordpress.com>

Cityfarmer

www.cityfarmer.info

Community Gardening New York

www.greenthumbnyc.org

Eine andere Welt ist pflanzbar

<http://eine-andere-welt-ist-pflanzbar.urbanacker.net>

Finde einen Garten

www.findeeinengarten.de

Frauengarten Trier

www.frauengarten-trier.de

Urban Farming Görlitz

<http://garten.in-goerlitz.com>

Gärten am Mariannenplatz

<http://gaerten-am-mariannenplatz.blogspot.com>

Gemeinschaftsdachgärten

www.gemeinschaftsdachgaerten.de/lecker

Guerilla Gardening

www.gruenewelle.org

Interkulturelle Gärten / Bundesweites Netzwerk

www.stiftung-interkultur.de

Interkulturelle Gärten Österreich

www.gartenpolylog.org

Interkulturelle Gärten Schweiz

www.interkulturelle-gaerten.ch

Internationaler Mädchengarten Gelsenkirchen

www.maedcheninnrw.de/maedchengarten

Kinderbauernhöfe und Abenteuerspielplätze

www.akib.de

Kleingärten

www.kleingarten-bund.de

Krautgärten München

www.muenchen.de/Rathaus/plan_/projekte/grueng/155578/krautgaerten.html

Lernhof Kassel

www.wiz.uni-kassel.de/dfh/selbsternte/weitere_standorte.html

Mundraub

www.mundraub.org

Nachbarschaftsgärten Leipzig

www.nachbarschaftsgaerten.de

Neighbor Space

<http://neighbor-space.org/main.htm>

Stadtgarten Glaucha

www.postkult.de/?page_id=875

Prinzessinnengarten

<http://prinzessinnengarten.net>

Reclaim the Fields

www.reclaimthefields.org

Rosa Rose

www.rosarose-garten.net/de/start

Saatgutkampagne

www.saatgutkampagne.org

Schulgärten

www.bag-schulgarten.de

Selbsternte in Kassel

www.wiz.uni-kassel.de/dfh/selbsternte

Speiseräume

<http://speiseraeume.de>

Urbanacker

www.urbanacker.net

Via Campesina

www.viacampesina.org

Mehr unter

www.anstiftung-ertomis.de/opencms/opencms/urbane_landw

Der Garten als weltabgewandtes Refugium im Privaten war gestern. In diesem Buch ist die Rede von Gärten, die sich der Welt zuwenden. Sie boomen ausgerechnet dort, wo es laut, selten beschaulich und zuweilen chaotisch zugeht: mitten in der Stadt. Beim Anbau von Tomaten und Karotten suchen die Akteure der neuen Gartenbewegung die Begegnung mit der Natur – und mit Gleichgesinnten. Sie gestalten gemeinschaftlich einen innerstädtischen Naturerfahrungsraum, beleben die Nachbarschaft, essen zusammen und empfehlen sich der Kommunalpolitik als kompetentes Gegenüber in Sachen Stadtplanung.

Mit dem Versiegen des Erdöls steht nicht nur die industrialisierte Nahrungsmittelproduktion zur Disposition. Auch die moderne Polarität von Stadt und Land erhält Risse. Das Buch wagt die Diagnose, dass in den westlichen Großstädten ein verändertes Verständnis von Urbanität entsteht, in dem die neuen Gärten mit ihren Kulturen des Selbermachens und der Re-Etablierung von Nahbezügen eine Vorreiterrolle spielen.

Die Autorinnen und Autoren beleuchten städtebauliche und stadtplanerische ebenso wie historische, soziale, ökonomische und kulturelle Dimensionen der Rückkehr der produktiven Gärten in die Städte, präsentieren die Projekte und ihre ProtagonistInnen, ordnen die Aktivitäten zeitdiagnostisch ein und stellen Verknüpfungen zu gesellschaftlich relevanten Entwicklungen her, in die der Boom der Gemeinschaftsgärten eingebettet ist.

Dr. Christa Müller ist Soziologin und Geschäftsführende Gesellschafterin der Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis und der Stiftung Interkultur in München. Sie studierte an den Universitäten Bielefeld, Marburg und Sevilla, absolvierte Feldforschungsaufenthalte in Lateinamerika, Spanien und Deutschland und forscht seit 1999 für die anstiftung zu urbaner Subsistenz, u.a. in Interkulturellen Gärten und Gemeinschaftsgärten.